Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

Schilderung
von
Louiſiana.

Aus dem Franzöſiſchen
des von Duvallon herausgegebenen Werkes zweckmäßig abgekürzt.

Mit
einer Einleitung und Zuſätzen
herausgegeben
von
Theophil Friedrich Ehrmann.

Nebſt einer Charte von Louiſiana.

Weimar,
im Verlage des F. S. pr. Landes = Induſtrie = Comptoirs.
1804.

Bibliothek
der
neueſten und wichtigſten
Reiſebeſchreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
ſyſtematiſchen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten geſammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgeſetzt
von
T. F. Ehrmann.

ASTOR LIBR. NEW-YORK.

Zehnter Band.

Mit Charten und Kupfern.

Weimar,
im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1804.

Inhalt
des zehnten Bandes.

I. Schilderung von Louiſiana, aus dem Franzöſiſchen, mit einer Einleitung und Zuſätzen vermehrt. Nebſt einer Charte.

II. A. Rochon's Reiſen nach Maroko und nach Indien. Aus dem Franzöſiſchen Auszugsweiſe überſetzt und mit einem Anhange verſehen.

Vorerinnerung

des

teutſchen Herausgebers.

Das Werk, von welchem wir hier eine etwas abgekürzte Ueberſetzung liefern, führt in der Urſprache folgenden Titel:

Vue de la Colonie eſpagnole du Miſſi-

sipi ou des Provinces de *Louiſiane* et Floride occidentale, en l'année 1802, par un obſervateur réſidant ſur les lieux: ouvrage accompagné de deux cartes dreſsées avec ſoin et artiſtement gravées et enluminées. (Mit dem Motto:) Adſpice et extremis domitum cultoribus orbem, Eoasque domos Arabum, pictosque Gelonos: diviſae arboribus patriae. *Virg.* — B...... — *Duvallon*, Editeur. — Paris, à l'Imprimerie expéditive, An XI. 1803 — XX und 308 Seiten in 8., ohne das Regiſter. *)

Der Verfaſſer der uns ganz unbekannt iſt, liefert uns in dieſem Werke die vollſtändigſte Schilderung von Louiſiana, die wir zur Zeit beſitzen, und die alle Merkmale der Glaubwürdigkeit an ſich trägt, ob er gleich gegen dieſe Landſchaft und ihre

*) M. ſ. die Recenſion dieſes Werks im XII. Bande der Allg. Geograph. Ephemeriden, S. 586 u. f.

Bewohner ziemlich eingenommen zu ſeyn ſcheint und auch, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zu Folge, das Innere des Landes ſelbſt nicht geſehen hat. Deſſen ungeachtet ſind ſeine Berichte ſehr lehrreich und enthalten ſehr viele ſchäzbare Angaben und Nachrichten zur nähern Kenntniß dieſes Landes, wohin der Verfaſſer vermuthlich ſich als ein verunglükter Pflanzer von St. Domingo geflüchtet hat, und deswegen mit dem Lande und ſeinen Einwohnern unzufrieden iſt, weil er daſelbſt die erwünſchte Aufnahme nicht gefunden hat.

Troz dieſem allem iſt die Schilderung unſers Verf. ſo beſchaffen, daß wir ihr im Ganzen Glauben beimeſſen dürfen, und darum erſcheint ſie hier in der teutſchen Ueberſetzung zwar abgekürzt, doch unverſtümmelt. Ergänzende und berichtigende Beiträge zur Kunde von Louiſiana findet man in den angehängten Zuſätzen zu dieſer teutſchen Ausgabe nachgetragen; das Uebrige ſagt die hier folgende Einleitung des teutſchen Herausgebers, welcher ſich zu=

gleich bemüht hat, in derſelben die möglichſt voll-ſtändige Literatur der Kunde von Louiſiana zu liefern.

T. F. Ehrmann.

Inhalt.

Einleitung.

Schilderung der Landſchaft Louiſiana oder der Kolonie am Miſſiſſipi.

Erſtes Kapitel.

Vorbericht. Lage und Umfang der Kolonie. . . . S. 1

Zweites Kapitel.

Der Miſſiſſipi = Strom und deſſen Verhältniſſe zu der Kolonie, die er durchſchneidet. . . . . . S. 7

Drittes Kapitel.

Pflanzſtätte an den Ufern des Miſſiſſipi in dem untern Theile der Kolonie, nebſt der Beſchreibung von Neu = Orleans S. 21

Viertes Kapitel.

Pflanzſtätte, die von den Ufern des Miſſiſſipi abgeſondert, in dem untern Theile der Kolonie liegen. . . . S. 49

Fünftes Kapitel.

Pflanzſtätte in Ober-Louiſiana, oder dem Obern Theile der Kolonie an den Ufern des Miſſiſſipi. . . . S. 58

Sechſtes Kapitel.

Pflanzſtätte in niederen Theile der Kolonie an den Küſten des mexikaniſchen Meerbuſens und in den daran gränzenden Ländereien. . . . . S. 62

Siebentes Kapitel.

Natur und Eigenſchaften des Bodens an den Ufern des Miſſiſipi und in den übrigen Pflanzſtätten der Kolonie. S. 67

Achtes Kapitel.

Klima und Temperatur des Landes in dem niedern Theile der Kolonie. . . . . . . S. 70

Neuntes Kapitel.

Einfluß des Klimas und der natürlichen Beſchaffenheit des Landes auf den menſchlichen Leib. . . . . . S. 79

Zehntes Kapitel.

Natürliche Produkte des Landes in den drei Reichen der Natur. . . . . . . S. 97

Eilftes Kapitel.

Koloniſten-Anbau und Kolonial-Produkte. Anzahl der Plantagen, die an den Strom-Ufern errichtet ſind, und deren hauptſächlichſte Kulturen. . . . . . . S. 112

Zwölftes Kapitel.

Zuckerrohr-Bau, und deſſen Ertrag. . . . . S. 116

Dreizehntes Kapitel.

Baumwolle, Indigo, Pelzwerk, Reis, Zimmerholz ꝛc. S. 140

Vierzehntes Kapitel.

Vorzüge der Plantagen an den Strom=Ufern. . . S. 184

Fünfzehntes Kapitel.

Handel des Landes, und deſſen Betrag. . . . S. 152

Sechzehntes Kapitel.

Bevölkerung der niedern und höhern Gegend der Kolonie. S. 159

Siebenzehntes Kapitel.

Regierung und Landes=Verwaltung. . . . S. 162

Achtzehntes Kapitel.

Oeffentliche Gottesverehrung. . . . . . S. 168

Neunzehntes Kapitel.

Juſtiz=Verfaſſung und Rechtspflege. . . . S. 172

Zwanzigſtes Kapitel.

Sitten und Gebräuche. Bemerkungen über die urſprünglichen im Lande lebenden Einwohner. . . . . . S. 183

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Bemerkungen über die weißen Kreolen. . . . S. 198

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Bemerkungen über die weißen Ausländer. . . . S. 243

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Bemerkungen über die Freigelaſſenen und Negerſklaven. S. 248

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Beſondere Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche des Landes. . . . . S. 273

Zuſätze zu der Schilderung von Louiſiana. 315

Vorerinnerung. 317

§. 1. Zur Naturgeſchichte von Louiſiana. 321

§. 2. Ueber die animaliſche Baumwolle oder das Inſekt Fliegenträger. 330

§. 3. Von den Ureinwohnern von Louiſiana. 332

Nachſchrift. 344

Schilderung
von
Louiſiana.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Beſondere Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche des Landes. . . . . S. 273

Zuſätze zu der Schilderung von Louiſiana. 315

Vorerinnerung. 317

§. 1. Zur Naturgeſchichte von Louiſiana. 321

§. 2. Ueber die animaliſche Baumwolle oder das Inſekt Fliegenträger. 330

§. 3. Von den Ureinwohnern von Louiſiana. 332

Nachſchrift. 344

Schilderung
von
Louiſiana.

Schilderung

von

Louiſiana.

Einleitung.

Die Landſchaft Louiſiana im nördlichen Amerika, welche dieſe Benennung von den Franzoſen, die zuerſt ſich daſelbſt anſiedelten, nach ihrem Könige (Louis, Ludwig) erhalten hat, iſt ſchon zu Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und auch jetzt wieder in der Zeitgeſchichte berühmt geworden, und jede dieſer Louiſianiſchen Epochen, worin die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer im gro-

**

von Florida in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, durchſtreifte zwar das Innere dieſer Gegenden einige Jahre lang und kam bis an die Ufer des Miſſiſſipi, wo er auch ſtarb; aber er gab ſich nicht die Mühe, Beſitz von dieſem Lande zu nehmen, noch weniger feſte Plätze oder Kolonien daſelbſt anzulegen.

Die Franzoſen kamen um das Jahr 1535 zuerſt von Kanada aus nach Louiſiana, und Jakob Cartier war der erſte derſelben welcher es im Namen ſeines Königs in Beſitz nahm; aber man legte damals noch keine Kolonie daſelbſt an, ſondern begnügte ſich, von Kanada aus von Zeit zu Zeit Reiſen nach dem Miſſiſſipi und auf demſelben zu thun, um das Land näher zu erforſchen. Die Mündung des Miſſiſſipi war damals noch nicht bekannt. Unter den Franzoſen, welche in dieſen Zeiten auf dieſe Art den Miſſiſſipi beſuchten, verdient vorzüglich auch der Pater Marquette, ein Jeſuit, genannt zu werden, welcher im Jahre 1673 in Geſellſchaft eines Bürges von Quebek dieſem Fluß näher erforſchte. In den Jahren 1679 und 1680 machte ſich ein franzöſiſcher Edelmann Robert de la Salle die Erforſchung des Miſſiſſipi zu ſeiner wichtigſten Angelegenheit. Er bereiste dieſe Gegenden und ſchickte einen Namens Dacan und den Pater Hennepin, einen Franziskaner, aus, um den Miſſiſſipi hin-

Ruhe, Sicherheit und den Flor verſpricht, den es unter glücklicheren Umſtänden, als die bisherigen waren, zu erreichen fähig iſt.

Wir wollen die Geſchichte dieſes Landes bis auf dieſen Zeitpunkt mit einigen Blicken überſchauen.

Louiſiana, wenigſtens die Küſte dieſes Landes, ward zuerſt von den Spaniern entdeckt, welche vor allen anderen Europäern den Mexikaniſchen Meerbuſen beſchifften, und die Länder an demſelben, die ihnen dieſer Mühe werth ſchienen, in Beſitz nahmen. Dies war jedoch bei Louiſiana nicht der Fall, da ſie weder Gold, noch Silber, noch Edelſteine darin zu finden hoffen durften. Es war für ſie ein Land von Nichts, ein nichtswürdiges Land, wie Kanada, deſſen öſtlichſter Spitze ſie bei dem erſten Beſuche den Namen Cabo de nada (das Nichts-Vorgebirg) gaben, woraus dann Kanada entſtanden iſt. Denn die damaligen Spanier hatten hierin ſehr feine Geruchs- und Geſichts-Organe, und ſahen es bei dem erſten Anblicke einem neuentdeckten Lande ſogleich an, ob es ihren Golddurſt befriedigen könnte oder nicht. — Louiſiana war alſo damals noch von ihnen verſchmäht.

Ferdinand von Soto, Spaniſcher Statthalter

** 2

von Florida in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, durchſtreifte zwar das Innere dieſer Gegenden einige Jahre lang und kam bis an die Ufer des Miſſiſſipi, wo er auch ſtarb; aber er gab ſich nicht die Mühe, Beſitz von dieſem Lande zu nehmen, noch weniger feſte Plätze oder Kolonien daſelbſt anzulegen.

Die Franzoſen kamen um das Jahr 1535 zuerſt von Kanada aus nach Louiſiana, und Jakob Cartier war der erſte derſelben welcher es im Namen ſeines Königs in Beſitz nahm; aber man legte damals noch keine Kolonie daſelbſt an, ſondern begnügte ſich, von Kanada aus von Zeit zu Zeit Reiſen nach dem Miſſiſſipi und auf demſelben zu thun, um das Land näher zu erforſchen. Die Mündung des Miſſiſſipi war damals noch nicht bekannt. Unter den Franzoſen, welche in dieſen Zeiten auf dieſe Art den Miſſiſſipi beſuchten, verdient vorzüglich auch der Pater Marquette, ein Jeſuit, genannt zu werden, welcher im Jahre 1673 in Geſellſchaft eines Bürges von Quebek dieſem Fluß näher erforſchte. In den Jahren 1679 und 1680 machte ſich ein franzöſiſcher Edelmann Robert de la Salle die Erforſchung des Miſſiſſipi zu ſeiner wichtigſten Angelegenheit. Er bereiste dieſe Gegenden und ſchickte einen Namens Dacan und den Pater Hennepin, einen Franziskaner, aus, um den Miſſiſſipi hin-

aufwärts bis zu ſeiner Quelle zu beſchiffen. Er ſelbſt be- fuhr dieſen Strom in den Jahren 1682 und 1683 hinab- wärts bis ans Meer. In dem Jahre 1686 u. f. bemü- hete ſich dieſer in der Ausführung ſeiner Entwürfe un- erſchütterlich ſtandhafte Mann, die Mündung des Miſ- ſiſſipi zur See aufzuſuchen, aber es gelang ihm nicht, und am Ende ward er von ſeinen eigenen Leuten ermor- det. Die Auffindung der Mündung des Miſſiſſipi gelang erſt im Jahr 1698 einem Herrn von Iberville aus Ka- nada, welcher glücklich in den Fluß einlief und denſelben hinauffuhr; er nahm ebenfalls im Namen ſeines Königs feierlich Beſitz von dieſem Lande, welchem ſchon ſei. Vor- gänger de la Salle den Namen Louiſiana gegeben hatte.

Derſelbe Herr von Iberville ward auch im Jahr 1699 zum Gouverneur dieſes Landes ernannt, wohin er dann die erſten Franzöſiſchen Koloniſten brachte. Da aber dieſe neuen Pflanzbürger, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, größtentheils Leute waren, die nur darauf aus- giengen, in der neuen Welt ein Glück zu ſuchen, das ſie in der alten durch ſchlechte Wirthſchaft oder üble Aufführung verſcherzt hatten, und überhaupt meiſt aus Abendtheuerern und Taugenichtſen beſtanden, ſo war der erſte Anfang dieſer Kolonie ſehr gering, die arbeitſamen unter den Koloni- ſten litten Mangel an gehöriger Unterſtützung und konn-

ten nur mit Mühe den erſten Grund einer Niederlaſſung legen, welcher das übrige Geſindel ſehr zur Laſt fiel.

Unter dem zweiten Gouverneur von Louiſiana Herrn von Lamotte=Cadillac wurde ein beſſerer Transport von Koloniſten in das Land gebracht, zu welchen man nicht wie das erſtemal jeden Landſtreicher und jede lüderliche Dirne aufnahm, ſondern rechtſchaffene Ackersleute, Handwerker und andere Unglückliche, welche bloß die Armuth zwang, ihr Vaterland mit einem fremden Himmelsſtriche zu vertauſchen. Dazu kam dann auch noch eine beträchtliche Menge arbeitſamer Teutſcher, die durch ihren Fleiß, ihre Geſchicklichkeit, ihre Geduld und ihre Folgſamkeit den übrigen Koloniſten ein gutes Beiſpiel gaben, ſo daß die Kolonie ſehr bald in vortheilhaftere Umſtände kam und gute Sitten, Rechtſchaffenheit, Fleiß und Wirthſchaftlichkeit an die Stelle der Ausgelaſſenheit traten, die von den erſten Koloniſten dahin verpflanzt worden war.

Was aber den Fortſchritten dieſer Kolonie in ihrem Aufkeimen noch mehrere Hinderniſſe in den Weg legte, dies waren die Kriege, welche die Koloniſten mit den Wilden des Landes zu führen hatten, die dieſe fremden Gäſte ungern in ihrer Nähe ſahen, um ſo mehr, da die

frühern Beſitznehmer und Anſiedler von Louiſiana den eingebornen Wilden Urſachen genug zur Unzufriedenheit gegeben und den Krieg gegen dieſelben größtentheils nur aus Bosheit und Raubſucht geführt hatten.

Jetzt hatte ſich die Scene geändert, und die ſpäteren Koloniſten führten nur Krieg mit den Horden der Wilden, um ihre Beſitzungen und Plantagen gegen die Einfälle dieſer Barbaren zu ſchützen. Auch erwarb ihnen die Art, wie ſie Krieg führten, bald die Hochachtung der Wilden ſelbſt; denn da ſie weder auf Plünderung ausgiengen, noch ihre Gefangenen mißhandelten, und da ſie jedes Mal ihr gegebenes Wort treulich hielten; ſo wurden dieſe Wilde, deren natürliche Grauſamkeit von einem ſo edelmüthigen Betragen noch nichts wußte, bald die warmen Freunde der Franzoſen, welche Louiſiana bewohnten; doch nur die ihnen benachbarten Wilden nahmen ſo milde Geſinnungen an; die entfernteren Urbewohner dieſes Landes behielten noch lange ihren alten Haß gegen alle Europäer bei, die ſie als Tyrannen betrachteten, die nur gekommen wären, um ſie in die Feſſeln der Knechtſchaft zu ſchlagen. — Dieſe Kriege dauerten um ſo länger, da die eiferſüchtigen Britten keine Gelegenheit verſäumten, um die Wilden gegen die Franzoſen aufzuhetzen.

Dieſe ungünſtigen Umſtände hielten das frühere Auf-blühen der Kolonie von Louiſiana zurück.

Auch die Spanier zeigten ſich ſehr neidiſch gegen dieſe aufkeimende Kolonie und thaten Manches, was derſelben nachtheilig ſeyn mußte; ſelbſt die franzöſiſche Regierung nahm ſich dieſes Landes nur ſehr wenig an.

Erſt im Jahre 1708 fieng dieſe Kolonie an, eine ordentliche Geſtalt zu gewinnen. Ihre Fortſchritte aber wurden wieder dadurch aufgehalten, daß dieſelbe im Jahre 1712 an den Herrn Crozat auf 16 Jahre verpachtet wurde. Er ſelbſt hatte ſo großen Verluſt dabei, daß er ſchon im Jahre 1717 auf ſein Privilegium wieder Verzicht that, und alle ſeine Rechte an den König abtrat, welcher hierauf dieſe Kolonie der ſogenannten Occident-Compagnie oder Miſſiſſippi-Geſellſchaft, deren Spekulationen unter Law's Direktion bekannt genug geworden ſind, übergab.

Unter derſelben ward im Jahre 1717 die Stadt Neu-Orleans erbaut.

Im Jahre 1730 ward Louiſiana der genannten

Handelsgeſellſchaft wieder abgenommen, und als Nebenland mit der Krone vereinigt.

Im Jahre 1762 ward dieſe Kolonie, die nun ſchon ziemlich aufgeblüht war, an Spanien abgetreten, welches dieſelbe aber erſt im Jahre 1769 völlig in Beſitz nahm; welcher Beſitznehmung die Louiſianer ſich widerſetzten, und dadurch Mißhelligkeiten erzeugten, welche ſich mit der Unterdrückung der Koloniſten endigten.

Dies iſt die Hauptſumme der Geſchichte von Louiſiana, das nun das Glück hat, einen Theil des ſo hochaufblühenden Nordamerikaniſchen Freiſtaats auszumachen. —

Sehr paſſend iſt das, was Pater Charlevoix *) von Louiſiana ſagt:

„Es iſt dieſer Landſchaft wiederfahren, was oft zweierlei Leuten geſchieht. Die Einen können es bei allen ihren wirklichen Verdienſten nie dahin bringen, daß

*) In ſeiner Geſchichte von Neu-Frankreich, welche auch bei dieſer Einleitung benutzt worden iſt.

man ihnen Gerechtigkeit erweiſet; ohne daß ſich die Urſache davon entdecken ließe, und die Anderen werden verfolgt, weil man, ohne ihre Schuld, Anfangs ihnen ein Verdienſt, einen Werth zuſchrieb, den man nachher nicht bei ihnen fand, und wofür man ſie nun durch Verachtung beſtrafen will." —

Wir finden dies neuerdings beſtätigt; die Einen, wozu auch unſer ungenannte Verfaſſer der Schilderung von Louiſiana gehört, ſind nicht ſehr geneigt, dieſem Lande die gebürende Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; und Andere, wie z. B. Baudry des Lozieres, ſind übertriebene Lobredner deſſelben, und erheben es zu einem irdiſchen Paradieſe. Dieſe letztere Partei iſt die ſtärkſte. In der Mitte liegt die Wahrheit.

Wenn wir nun zum Schluſſe noch die Literatur der Kunde von Louiſiana überblicken, ſo finden wir wenig Tröſtliches; denn noch hat kein gelehrter Forſcher dieſes Land mit ſpähendem Auge bereiſet und uns ſeine tiefdringenden Beobachtungen darüber mitgetheilt; noch hat kein philoſophiſcher Reiſebeſchreiber, kein Naturforſcher, kein prüfender Oekonom, kein ſcharfblickender Staatsmann es beſchrieben. Zur nähern Kenntniß dieſes Landes hatten wir bisher keine andere Quellen, als die älteren hiſtoriſchen Nachrichten, die Berichte von den erſten Entdeckungsreiſen in dieſes Land, ein Paar nicht ſehr bedeutende Reiſebeſchreibungen aus neueren Zeiten, und einige hingeworfene, flüchtig ausgearbeitete Schilderungen; aber im Ganzen bis jetzt noch nichts Befriedigendes, noch nichts Durchdachtes, nichts Ausführliches und Vollſtändiges, weder in hiſtoriſch-politiſcher noch geographiſch-ſtatiſtiſcher Hinſicht; mit einem Worte keine hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Topographie dieſes in mehr als einer Rückſicht ſehr merkwürdigen und intereſſanten Landes.

Eine noch jetzt brauchbare Geſchichte von Louiſiana hat Pater Charlevoix in ſeiner

Hiſtoire et déſcription générale de la Nouvelle France etc. Paris, 1744 in drei Quartbänden mit Kupfern und Charten

geliefert, wovon der 14te Band der Allg. Hiſtorie der Reiſen einen ziemlich vollſtändigen Auszug enthält.

Gleichzeitige Berichte von den früheren Entdeckungsreiſen nach Louiſiana enthalten folgende Schriften:

Des Ritters Tonty, Dernière Découverte dans l'Amérique ſeptentrionale de Mr. de la Salle. 12. Paris, 1696.

Des (obenerwähnten) Miſſionnars Hennepin, Voyage dans un pays plus grand que l'Europe, entre la mer glaciale et le Nouveau Mexique, depuis 1679 jusqu'en 1682. — 12. Amſterdam 1698.

Davon auch neuere Ausgaben und eine teutſche Ueberſetzung erſchienen ſind.

Michel, Journal hiſtorique du dernier Voyage de feu Mr. de Sale. 8. Paris, 1713, avec Fig.

Neuere Reiſen haben wir von folgenden Verfaſſern:

Laval, Voyage de la Louiſiane, fait par ordre du Roi en 1720 etc. 4. Paris, 1726 und wieder 1728.

Ein in Teutſchland beinahe ganz unbekannt gebliebenes Werk.

Boſſu, Nouveaux Voyages aux Indes occidentales, de 1751 à 1762. 12. Paris, 1758. II. Vol. avec Fig.

und

Boſſu, Nouveaux Voyages dans l'Amérique ſeptentrionale, en 1770 et 1771. etc. 8. Amſterdam 1777.

Zwei intereſſante Schriften, die zur Kunde von Louiſiana manche ſchätzbare Notiz beitragen; von welchen aber nur die erſtere ins Engliſche und auch ins Teutſche überſetzt worden iſt. Die letztere ſcheint in Teutſchland ſehr unbekannt geblieben zu ſeyn.

Von beſonderen Schilderungen von Louiſiana haben wir, in chronologiſcher Ordnung folgende:

Relation de la Louiſiane et du fleuve Miſſiſſipi. 8. Amſterdam 1720.

Ein wenig bedeutendes Werk, von welchem in demſelben Jahre zu Leipzig eine teutſche Ueberſetzung erſchienen iſt.

Maſcrier, Mémoires hiſtoriques ſur la Louiſiane etc. 12. Paris, 1753. II. Vol. avec Fig.

Du Mont, Mémoires hiſtoriques ſur la Louiſiane etc. 12. Paris, 1753. II. Voll. avec. Fig.

Dieſe beiden Werke — die vielleicht nur ein unter verſchiedenen Titeln aufgeführtes Buch ſind — kennt die neuere geographiſche Literatur nicht mehr; ſie ſind in Teutſchland wenig bekannt geworden.

Le Page dit Praz, Hiſtoire de la Louiſiane, contenant la deſcription de ce pays, un voyage dans les terres etc. etc. 12. Paris, 1758. III. Voll.

Dies ziemlich brauchbare Werk iſt auch den teutſchen Geographen bekannt geworden, doch iſt es heut zu Tage ziemlich entbehrlich.

Pittman's (Phil.) preſent State of the european ſettlements on the Miſſiſſipi etc. etc. 4. London, 1770 mit Kupfern.

Champigny, Etat préſent de la Louiſiane etc. etc. 8. La Haye. 1776.

Von demſelben Verf. iſt auch die Schrift: La Louiſiane enſanglantée, die im Jahre 1773 zu London erſchienen iſt, und eine Schilderung der blutigen Scenen enthält, die bei der Abtretung von Louiſiana an Spanien vorgefallen ſind.

Neuere, durch die Zurückgabe von Louiſiana an Frankreich veranlaßte Schriften haben wir außer der von Duvallon herausgegebenen und hier in abgekürzter Ueberſetzung mitgetheilten Vue de la Colonie eſpagnole du Miſſiſſipi etc. und der zu den Zuſätzen zu derſelben benützten Reiſen von Baudry des Lozières (m. ſ. die Vorerinnerung zu dieſen Zuſätzen) nur noch folgende zwei von geringerer Bedeutung:

Mémoire ſur la Louiſiane, par Mr. de Vergennes etc. 8. Paris, 1802.

Gegen welche Baudry des Lozières ſehr eifert. Die Schrift iſt jedoch nicht ſo unwichtig, und enthält ſchäzbare Nachrichten zur Geſchichte von Louiſiana.

Das Itinérarire des Français dans la Louiſiane, von Dubroca, Paris 1802,

iſt eine bloße Compilation, welche durch die Zeitumſtände veranlaßt worden iſt.

Dies ſind die Hülfsquellen alle, die dem Geographen zu Gebote ſtehen, der eine Schilderung von Louiſiana entwerfen will; ſie reichen zwar alle zu einer vollſtändigen Beſchreibung noch nicht hin, doch geben die älteren Schriften befriedigende Nachrichten von der Geſchichte des Landes und die beiden neuern, die zu dem gegenwärtigen Werke benutzt worden ſind, enthalten doch wenigſtens genugſamen Stoff zu einer lehrreichen Skizze deſſelben, und dieſe wird auch hier geliefert.

T. F. E.

Schilderung
der
Landſchaft Louiſiana
oder
der Kolonie am Miſſiſipi.

Erſtes Kapitel.

Vorbericht. Lage und Umfang der Kolonie.

Die Kolonie am Miſſiſſipi, welche gegenwärtig unter dem Namen der Provinzen Louiſiana und West-Florida bekannt iſt, ſteht unter der Regierung des Königs von Spanien.*) Der größere Theil von ihrem Gebiete beſteht aus dem eigentlich ſogenannten Louiſiana

*) Spanien hat Louiſiana bekanntlich wieder an Frankreich abgetreten und Frankreich hat daſſelbe kürzlich den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten wieder verkauft, für die es ſo äußerſt vortheilhaft gelegen iſt. D. H.

und der Inſel Neu = Orleans, welche im Grunde zu West= Florida gehört, von dem ſie nur abgeriſſen worden iſt. Dieſer größere Theil ſtand vor dieſem in dem Beſitze von Frankreich, welches gegen das Ende der Regierung Ludwig des Vierzehnten, oder vielmehr unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans, des eigentlichen Stifters dieſer Kolonie, die erſten Niederlaſſungs = Plätze darin gegründet hatte, und wurde nach dem ſiebenjährigen Kriege (1756) von der franzöſiſchen Regierung an Spanien abgetreten. Die Beſitznehmung dieſes Landes, welche im Jahre 1769, im Namen ihres neuen Beherrſchers erfolgte, iſt für die Einwohner in allen Rückſichten ein ſehr ſchmerzlicher Zeitpunkt — wegen der gewaltſamen Art, mit der bey dieſem Ereigniß die Bande, wodurch dieſes Land bis zu ſelbiger Zeit mit Frankreich verknüpfet geweſen war, zerriſſen wurden, und mit der man noch außerdem die fremde Regierung, welche darin von Stund an, ohne Theilnehmung der Koloniſten und gegen deren förmlichen Wunſch und Willen, eingeführt wurde, befeſtigen zu müſſen glaubte. Dieſe Gewaltſamkeit zeichnete ſich theils durch den Juſtiz=Mord, die Verhaftung und langwierige Gefangenhaltung von einigen der Vornehmſten unter ihnen, theils durch die tyranniſche Ausſtoßung vieler andern, durch die Güter=Confiscationen, durch die inquiſitionsmäßigen Unterſuchungen und ſtrengen Rechts = Mittel, die von der neuen Regierung bey jeder Gelegenheit angewandt wurden, und endlich durch das allgemeine Schrecken, womit dieſe Beſitz = Ergreifung begleitet war, zur Genüge aus. Der Eindruck von Bekümmerniß und Entſetzen, der ſich in

den damaligen unglücklichen Zeiten über die ganze Kolonie verbreitete, iſt an und für ſich ſelbſt ſo gewaltig, daß ich damalige Koloniſten, welche Augenzeugen von jenen tragiſchen Scenen geweſen ſind, geſehen habe und noch täglich ſehe, die davon ſo voll ſind, daß ſie nach einem Zeitraume von dreyßig Jahren und darüber keine Beſchreibung davon anders machen können, als mit auffallenden Bezeigungen der Bekümmerniß, des Entſetzens und des Abſcheues, von denen ſie ſammt und ſonders in jener für ſie entſetzlichen, und mit unauslöſchlichen Zügen in ihr Gedächtniß gegrabenen Zeit durchdrungen wurden. *)

Dieſe Kolonie befaßt, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, am rechten Ufer des Miſſiſſipi, und von deſſen Quelle an bis zu ſeiner Mündung, den ganzen Landſtrich, woraus Louiſiana beſteht. Dieſer Landſtrich iſt im Süden vom mexikaniſchen Meerbuſen, und im Norden vom Rothen See (lac rouge), (vom neun und zwanzigſten bis zum ſechs und vierzigſten Grade nördlicher Breite) im Oſten vom Miſſiſſipi-Strom, und im Weſten von Neu-Mexiko und weitläufigen, bisher noch wenig bekannten Ländereyen begränzet. Am linken Ufer eben dieſes Stromes liegt das zu derſelben Kolonie gehörige Territorium, das wir unter dem Namen Weſt-Florida kennen, und das im Süden gleichfalls vom mexikaniſchen Meerbuſen, im Norden von der Demarka-

*) Wir finden weiter unten Gelegenheit, noch mehr davon zu ſprechen. D. H.

tions-Linie zwiſchen den Beſitzungen der Vereinigten Staaten und der Herrſchaft Spaniens, welche im Oſten auf den ein und dreyßigſten Grad der Breite feſtgeſetzt iſt, von Oſt-Florida, und im Weſten von Miſſiſſipi begränzet wird.

Aus dieſem Ueberblick erſieht man, daß der gedachte Strom die Kolonie in zwey Theile von gar ungleichem Umfange zerſchneidet; nämlich am rechten Ufer und von ſeinem Ausfluß aus dem Rothen See, bis zu ſeinem Einfluß in den mexicaniſchen Meerbuſen, in den weit verbreiteten Landſtriche von Louiſiana, und am linken Ufer in einen ſchmalen Streif, der ſich längs des eben gedachten Meerbuſens nach Oſten hin bis zu der Bay und dem Fluſſe der Apalachen (la baye et rivière des Apalaches) ausdehnt, und der auf der einen Seite vom Ocean, und auf der andern von der Gränze der Vereinigten Staaten, ungefähr vom dreyßigſten bis zum ein und dreyßigſten Grade der Breite eingeſchloſſen iſt.

Erwägt und ermißt man in Gedanken den ganzen, in den ſo eben angegebenen Gränzen enthaltenen Umfang; ſo ſtellt die Kolonie, von dieſer Seite angeſehen, eine ungeheure große Fläche dar. Setzt man aber die Dinge auf ihren wahren Werth herab, und betrachtet dieſes Land in Rückſicht auf die Beſchaffenheit ſeines Bodens und andre Local-Umſtände ſo, wie es wirklich iſt, ohne Ober-Louiſiana mitzurechnen, welches im ein und dreyßigſten Grade der Breite anfängt, und ſich von da nach Norden und Weſten hin ausdehnt, (eine weite,

dermalen noch wüſte und wilde Landſchaft, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Stücke dieſes großen Landſtrichs; ſo bin ich geneigt, zu glauben, daß der Theil der Kolonie, der aus Nieder-Louiſiana und Weſt-Florida beſteht, (welches ungefähr vom dreißigſten bis zum ein und dreyßigſten Grade nördlicher Breite reicht, und ſich vom acht und ſechzigſten bis zum acht und ſiebzigſten Grade weſtlicher Länge des Mittagskreiſes von der Inſel Ferro erſtreckt, und in dem überdies faſt alle Pflanzſtätte dieſer Kolonie liegen,) auf einer Fläche von vier tauſend fr. Meil. nicht über fünfhundert fr. Quadr.-Meil. guten, zu den gewöhnlichen Kolonial-Kulturen tauglichen Bodens enthalten mag, wovon fünf und ſiebzig fr. Meil. an den Ufern des Miſſiſſipi, hundert fünf und zwanzig da und dort, und weit aus einander zerſtreut, in verſchiedenen inneren Gegenden dieſer Landſchaft, und drey hundert in dem Bezirke der vereinigten Kantone der Atacapas und Opeluſſes liegen. Hieraus ergiebt ſich, daß, alle zuſammen gerechnet, nicht mehr, als der achte Theil dieſes großen Raumes den Arbeiten und dem Wohnſitze des Menſchen zugeeignet ſey, oder in der Folge zugeignet werden könne, indem alles Uebrige durchgehends aus Landſeen, Waldungen und Sumpf-Wieſen, oder aus dürren und ſandigen Wüſteneyen beſteht.

Faſt die ganze Mitte von dieſem Theile der Kolonie iſt, von den Ufern des Stromes her angenommen, wenn man auf dieſer und jener Seite ins Innere der benachbarten Ländereyen eindringt, mit Ausnahme einiger wenig iſolirten Punkte eine äußerſt flache Ebene, auf

der man nicht einen einzigen, natürlichen, nur zehn Fuß hohen Hügel finden dürfte, und die doch gleichwohl noch einen nicht viel bedeutenden Abhang von den Ufern des Stromes her, wo ſeine gröſste Höhe iſt, bis zu den in der Hohlung und Vertiefung des Landes liegenden Seen und Lagunen behält.

Ueberdies giebt es bis itzt noch keine einzige, richtig gezeichnete Karte von dieſer Kolonie, ja nicht einmal eine Skizze, oder nur einen leidlich gemachten Umriß; ein wichtiger Mangel, den wir lediglich der Unbekümmertheit der Regierungen, die dieſes Land beherrſchet haben, und ihrer äuſſerſten Gleichgültigkeit gegen alles, was über die enge beſchränkten und filzigen Abſichten ihrer Beamten hinaus reichte, beyzumeſſen haben. Daher rührt es denn, daß ein Land, das, wie dieſes, ſeit faſt einem Jahrhundert her bewohnet und angebauet worden, ſelbſt bis auf den heutigen Tag (wiſſenſchaftlich zu reden) im Ganzen, und beſonders im Einzelnen beynahe eben ſo unbekannt iſt, als die wildeſten und noch am wenigſten beſuchten Gegenden der neuen Welt; wie denn übrigens alles, was bisher darüber geſagt und berichtet worden iſt, weiter keinen Grund hat, als ſchwankende Angaben, und unrichtige, oder übel verdaute Nachrichten.

Zweites Kapitel.

Der Miſſiſipi-Strom und deſſen Verhältniſſe zu der Kolonie, die er durchſchneidet.

Der Miſſiſſipi, der dieſe Kolonie durchſchneidet, und deſſen eigentlicher Name, in der Mutterſprache der urſprünglichen Einwohner des Landes, Meſſaſchipi heißt, (welches Vater der Gewäſſer bedeutet,) iſt einer der anſehnlichſten Ströme in Amerika. Der Lauf deſſelben erſtreckt ſich auf neun hundert bis tauſend fr. Meilen — vom Rothen-See an gerechnet, von dem er gegen den ſechs und vierzigſten Grad nördlicher Breite ausgeht *) bis zum mexikaniſchen Meerbuſen, in den er ſich, ungefähr im neun und zwanzigſten Grad, in einer herrſchenden Richtung von Norden nach Süden, jedoch mit vielen Krümmungen und in Zickzack-Form, beſonders in der untern Gegend des Landes, ergießt. Seine Mündung iſt ungefähr eine fr. Meile breit, aber in mehrere Aeſte zertheilt, dabey ſehr eingeengt, und wird durch die Menge

*) Dies iſt wohl nicht richtig; denn den neueſten Nachrichten und Charten zu Folge, die der Verf. nicht gekannt zu haben ſcheint, hat der Miſſiſſipi gar keine Gemeinſchaft mit dem Rothen-See, ſteht zwar mit dem Bärenſee durch einen Nebenfluß in Verbindung, entſpringt aber viel weiter nordwärts. M. ſ. die dieſem Werke beigelegte Charte, die beweiſen wird, daß nicht alle Charten von dieſem Lande ſo unrichtig ſind, wie der Verf. oben klagt. D. H.

von Schlamm, Holz und andere Hinderungen, die er bey ſich führt, und an ſeinen Ufern ſo wohl, als in ſeinem Bette abſetzt, ehe er ſich in den Meerbuſen ſtürzt, immer mehr und mehr verſtopfet. Dieſe Mündung bietet den Schiffen nur zwey Kanäle dar; und ſelbſt der beſte davon gewährt nur Fahrzeugen, die nicht über zwölf bis fünfzehn Fuß tief im Waſſer gehen, eine ſichere Durchfahrt. Dieſes iſt um ſo beſchwerlicher, weil das Bette des Stromes oberhalb ſeiner Mündung in einem Laufe von ungefähr hundert fr. Meil., und mithin in der ganzen Höhe des untern Theiles der Kolonie, den er durchſchneidet, eine ſo beträchtliche Tiefe hat, daß es die größten Schiffe trägt, die in aller möglichen Sicherheit den Strom hinſegeln können. Allein jene Verlegenheit iſt ſo groß, daß gegenwärtig kein Fahrzeug, welches über dreyhundert Tonnen geladen hat, mit ſeiner vollen Ladung in den Strom hinein, oder aus demſelben heraus fahren kann, ohne daß es Gefahr läuft, zu ſtranden; ausgenommen etwa im Frühjahre, ſo lange ſeine Gewäſſer hoch angeſchwollen ſind. Noch vor ſechzig Jahren (ſo wie wenigſtens im Lande ſelbſt für gewiß behauptet wird) haben Fahrzeuge von ſieben bis acht hundert Tonnen in allen Jahreszeiten frey in den Strom hinein, und eben ſo frey heraus fahren können.

Die Tiefe des Bettes von dieſem Strome beträgt, in der Mitte der an ſeinen Ufern angelegten Pflanzſtätten der Kolonie, ungefähr bis zu der Höhe des Gabel-Armes (bras de la Fourche) und etliche und fünfzig

fr. Meil. oberhalb ſeiner Mündung, ſo viel man urtheilen kann, dreyßig bis vierzig Klaftern, und ſeine Breite in eben derſelben Gegend vier bis fünf hundert Toiſen oder franzöſiſche Ruthen, je nachdem die Gewäſſer deſſelben in den verſchiedenen Jahreszeiten zu- oder abnehmen; denn im März, April und Mai ſchwellen ſie beträchtlich an, und fallen eben ſo beträchtlich im September, October und November.

Der Miſſyſſipi wird in ſeinem obern Theile, vom ein und dreyßigſten Grad oder hundert und etlichen Leuken her, welche durch ſeinen gewundenen Lauf dieſſeits ſeiner Mündung verlängert werden, und nach ſeiner Quelle zu in vielen Gegenden durch kleine Eylande, Untiefen und Spitzen oder krumme Aeſte von ganzen Bäumen gehemmt, die von ſeinem Strome während ſeines Anſchwellens herbey geführt, dann von Sandbänken angehalten werden, und nun auf der Waſſerfläche eine ziemlich gefährliche Art von Klippen bilden, welche die Leute an Ort und Stelle Stöcke (chicots) nennen. Eine Folge hiervon iſt, daß die Schiffahrt in dieſem obern Theile des Landes zur Nachtzeit faſt gar nicht gebräuchlich iſt — wegen der Unfälle, die wenigſtens, ſo lange der Strom niedrig geht, daraus entſtehen könnten. Uebrigens findet dieſe Schiffahrt noch immer nur mit langen, ſchmalen Fahrzeugen (chalans) oder einer Art großer ſchwimmender und bedeckter Noahs-Kaſten, welche bloß zur Fahrt über den Strom abwärts gebrauchet werden, und mit Barken oder Booten von mäßiger Größe ſtatt, welche eben ſo gut dienen, den Strom aufwärts, als

abwärts zu fahren; doch geſchieht dies nur ſelten mit Hülfe der Segel, ſondern gewöhnlich mittelſt der Ruder, wobey man entweder an einem von den beiden Ufern hin ſteuert und das Boot hinauf zieht, oder es auch mit Hülfe der Stürſtangen gegen den Strom fortbringt. Die Fahrt von etwa fünfhundert fr. Meilen, die man von dem Illineſer-Poſten, als der oberſten Pflanzſtätte der Kolonie im Norden, bis nach Neu-Orleans, dem Hauptorte dieſer Kolonie, mit dergleichen Fahrzeugen zu machen hat, erfordert vierzehn Tage bis zu einem Monat; und die Rückfahrt von Neu-Orleans bis zu dem gedachten Illineſer-Poſten erfodert ſechs Wochen bis an drey Monate, je nachdem die Jahreszeit iſt, in der man ſchifft, oder beſſer zu ſagen, je nachdem der Strom in ſeinen Ufern hoch oder niedrig geht.

Ob nun gleich der Lauf dieſes Stromes, einen groſſen Theil des Jahres über, ziemlich ruhig iſt, indem er durch die zahlreichen Buchten, welche ſeine Gewalt ſchwächen, häufig gebrochen wird, und er überdies eine ungeheure, und nach Maaßgabe ihrer Ausdehnung beynahe ganz flache Strecke Landes durchwandert, wo folglich der Trieb, der aus dem Abhange der Gewäſſer entſteht, nur wenig zu ſpüren iſt; ſo kann man ihn doch nur mit Mühe und langſam aufwärts befahren. Der Grund hievon liegt darin, daß dieſer Strom nicht viel von den Vortheilen der Ebbe und Flut zu genießen hat, deren Einfluß auf ihn ſo wenig bedeutet, daß ſich gar kein Nutzen daraus ſchöpfen läßt; und daß außerdem noch die Beyhülfe der Winde, die der Schiffahrt ſonſt

ſo viele Dienſte leiſten, hier bey weitem nicht die kräftigen Wirkungen thun kann, die man anderwärts davon hat, indem hier ein und eben derſelbe Wind in einer und eben derſelben Stunde, wegen des plötzlich und veränderten Laufes dieſes Stromes bald günſtig, bald widrig wird. Dieſe Schiffahrt iſt ſo langweilig und ſchleppend, daß ein Fahrzeug zuweilen mehr als vierzehn, und ſehr oft über acht Tage zubringt, von der Backtonne (la Baliſe), als dem bey der Mündung des Stromes errichteten Recognitions- und Viſitations-Poſten, bis vor Neu-Orleans, als dem Hauptorte der Kolonie und der einzigen Niederlage ihres Handels, herauf zu kommen, und mit Benutzung jedes fahrbaren Weges dieſe Fahrt von höchſtens fünf und dreyßig fr. Meilen zu vollenden.

Zufolge dieſer obwaltenden Schwierigkeiten hat man alſo Urſache, zu glauben, daß es beynahe nicht möglich geweſen ſeyn würde, dieſen großen Strom, da er ſonach der Vortheile von Ebbe und Flut beraubet iſt, herauf zu ſchiffen, wenn ihn nicht ſeine zahlreichen Krümmungen, ſo ſehr ſie auch ſeinen Lauf verlängern mögen, deſto minder reißend und minder ſchwierig herauf zu befahren machten, zumal während ſeines Anwachſens und ſeiner Anfüllung, welche ſo ziemlich die erſten ſechs Monate des Jahres hindurch Statt finden. In den ſechs übrigen Monaten hingegen fällt er, und hält ſich in einem gewiſſen Grade der Abnahme, ſo daß der Unterſchied beider Extremitäten gemeiniglich ſenkrecht zwölf bis fünfzehn Fuß beträgt. Während ſeines ſtärkſten Anwachſes im April und Mai läßt ſich die Stärke ſeines

Laufes auf etwa eine fr. Meile in der Stunde ſchätzen; und im niedrigſten Punkte ſeiner Abnahme gegen Ausgang des Jahres iſt ſie faſt unmerklich.

Betrachtet man hiernächſt dieſen groſſen und herrlichen Kanal, der ſo weit her kömmt, ſo viele anſehnliche Flüſſe in ſeinen Schoos aufnimmt, und ſich noch durch andere mächtige Mittel mehr, dergleichen das Aufthauen des Schnees und Eiſes im Norden iſt, verſtärken kann, während deſſen durch die übergroße Menge der Regengüſſe die Maſſe und der Umfang der Gewäſſer, die ſich in ihm verlieren, und die Gewalt ihres Stromes immermehr vergrößert wird; betrachtet man, ſag' ich, dieſen ehrwürdigen Strom, wie er in den Monaten Mai und Junius angewachſen und zu ſeiner Fülle gekommen iſt, auf dem kriechenden und überſchwemmten Boden von Nieder-Louiſiana und einem Theile von Weſt-Florida, den er ſelbſt, wie man zu glauben, hier allen möglichen Anlaß bekömmt, vor Alters erſchaffen hat, wie er alsdann in einem Bette von vier bis fünf hundert Toiſen in der Breite, und in einer zwar unbeſtimmten, aber beträchtlichen Tiefe eine erſtaunliche Menge Holz und ganze Bäume hinweg führt, und ziemlich raſch über dieſen Boden hin fließt, deſſen Fläche unter der Fläche ſeiner Gewäſſer liegt, und der ihm an beiden Ufern weiter nichts entgegen ſetzt, als einen ſchwachen Wall von leicht zerreiblicher, undichter Erde, der ſo gar an den Stellen, wo die Macht ſeiner Gewäſſer die mehreſte Gefahr zu drohen ſcheint, nur ungefähr fünf bis ſechs Fuß hoch iſt; ſo kann ein Ausländer, der erſt neu-

erlich in dieſem Lande angekommen, und der dieſes Schauſpieles noch nicht gewohnt iſt, (eines Schauſpieles, das wegen der ſchröcklichen Folgen, deren Bild es ihm darbietet, in der That entſetzlich iſt,) vor Erſtaunen über die fühlloſe Gelaſſenheit und völlige Sorgloſigkeit, welche er an den Koloniſten bemerkt, die an dieſen Ufern wohnen, und die der beſtändige Anblick und die Bekanntſchaft mit einem ſolchen Schauſpiele ziemlich gleichgültig gegen daſſelbe gemacht hat, nach den Begriffen des Beobachters gar nicht zu ſich ſelbſt kommen. Aber die Angſt und Beſtürzung eines ſolchen Ausländers fangen an, zu verſchwinden, ſo bald er zu überlegen beginnt, daß eben dieſe Ufer von den Koloniſten und ihren Vätern ſeit achtzig Jahren und drüber bewohnet ſind, ohne daß ſich während dieſes langen Zeitverlaufes eine einzige merkwürdige, von dem Austreten des Stromes über ſein Bette herrührende Kataſtrophe ereignet hätte; indem die Ueberſchwemmungen deſſelben nie anders als vorüber gehend und partiell geweſen ſind, und glücklicher Weiſe immer bey weitem unſchädlichere Wirkungen gethan haben, als diejenigen waren, von denen ſich die Einbildungskraft des aufmerkſamen und erfahrnen Reiſenden hatte erſchüttern laſſen, wenn ſie ſich, mit Entſetzen, der zahlreichen und ſchröcklichen Unglücksfälle erinnerte, welche in andern Ländern das Austreten der Regenbäche, der Flüſſe und der Ströme, die doch durch ſtarke und mächtige Dämme beſchränkt waren, ſo oft nach ſich gezogen hat.

Laſſet uns jetzt die Urſachen dieſer Art von phyſiſchen Erſcheinung erforſchen, deren Folge die Erhaltung eines

welche dienen können, ſo wohl die Seltenheit der Ueberſchwemmungen dieſes großen Stromes, als die Geringfügigkeit der Schäden, die dadurch (nach Proportion deſſen, was ſie, dem Anſcheine nach zu urtheilen, ſeyn könnten,) angerichtet werden, begreiflich zu machen. Und eben dieſes kann auch das Seinige einiger Maaßen zur Rechtfertigung der Zuverſicht der Koloniſten beytragen, die an den Ufern des Stromes wohnen — die denn freylich, ohne alle dergleichen Schlüſſe zu machen, und ohne viele tiefſinnige Unterſuchungen über die Gründe ihrer Zuverſicht anzuſtellen; wenige Schritte weit von den Ufern dieſes Stromes, den ſeine Geſtade kaum faſſen, deſſen Fläche wirklich das ebene Feld der benachbarten Ländereyen um einige Fuß überſteigt, und der ſich brauſend über ihren Köpfen hinwälzt, heute eben ſo ruhig ſchlafen, wie ſie geſtern gethan haben und morgen thun werden.

Indeſſen geſtehen doch Viele: wenn unglücklicher Weiſe während des vollen Waſſer-Anlaufes im Strome zu einer Zeit, wo er am Rande der Erdwälle herſtreift und eine Menge von Holz herbey führt; ein heftiger Orkan entſtehen ſollte, dergleichen man in dieſem Lande ſchon erlebet hat, (nur aber zu einer Zeit, da der Strom bereits um ein Beträchtliches abgenommen hatte, und kein Holz mehr mitbrachte;) ſo dürfte es wohl ſehr möglich ſeyn, daß dieſe vereinigten Umſtände einen ſchröklichen Umſturz, deſſen Wirkungen ſich gar nicht berechnen ließen, und vielleicht ſo gar eine durchgängige Zerſtörung veranlaßten. Wenn nämlich der Orkan die Gewäſſer des Stromes über alle Maaßen aufſchwellte und ſie zu einer außer-

ordentlichen Höhe triebe; ſo würde er ſie ſamt dem mitgebrachten Holze mit äußerſter Gewalt auf beide Ufer desſelben ſchleudern, deren Erdwälle dann gar bald zertrümmert wären; würde das Land mit einer entſetzlichen Flut überdecken; würde alles vernichten, und am Ende einer ſolchen ſchröcklichen Kriſis nichts als verworrene Trümmer und Ruinen hinterlaſſen. Zum guten Glück iſt das Zuſammentreffen ſolcher traurigen Umſtände, wo nicht unmöglich, wenigſtens doch unwahrſcheinlich, indem der Orkan aufs zeitigſte nicht eher, als im Auguſt-Monat, eintritt, und der Strom ſchon vom Junius an, und aufs ſpäteſte im Julius zu fallen beginnt.

Man benutzt die Gewäſſer dieſes Stromes, während ſeines Anwachſens im März, April, Mai und Junius, mittelſt kleiner Waſſerleitungen, die man bey ihm anbringt, um die Reisfelder anzufeuchten und unter Waſſer zu ſetzen, und durch Kanäle, die das Waſſer aufnehmen und es auf vierzig franzöſiſche Morgen weit, mehr oder weniger, über die Hinterſeiten und in ſumpfige Gründe ergießen, wo es einige Schneidemühlen treiben muß. Man würde ſie auch wohl nutzen können, die Zuckerrohr-Pflanzungen zu wäſſern, wenn man nicht, bey der friſchen und feuchten Beſchaffenheit des hieſigen Bodens, einer ſolchen Aushülfe, die auf den Antillen ſo nützlich, und manchmal ſo gar unumgänglich nöthig iſt, entübriget wäre. Während jenes Anwachſens dringt das Waſſer des Stromes in das Innere des Bodens, und tritt ſo dicht an die Oberfläche deſſelben, daß man es an gewiſſen Stellen, wenn man da herum ſpringen, oder ſich, ſo zu ſagen, auf

einem Fuß herum drehen wollte, zum Heraufſpritzen, oder wenigſtens zum Ausſchwitzen bringen würde. Zu ſolcher Zeit vornehmlich ſieht man hier aufs offenbarſte den buchſtäblichen Gegenſinn von dem Sprichworte: daß das Waſſer immer nach dem Fluſſe läuft. Hier findet ſich davon gerade das Gegentheil: die Gewäſſer des Stromes ſeigen ſich mit Macht in den Boden ein, und dringen im Ueberfluß in die Ergießungsgräben, die vor den Pflanzungen und an den Seiten derſelben angebracht ſind, wo ſie wahre Strömungen, eigentliche, freylich aber nicht klare, Bäche bilden, welche ſich dann in der Vertiefung der Ländereyen nach den hier ſo genannten Cypreſſen-Büſchen (cyprières) hin, oder in die Vertiefungen, die man hier Gräben (Bayoux) nennt, verlieren. Wenn man alsdann mitten auf dem Strom in einer Piroge fährt, ſo ſcheint es nach dem Augenmaaße nicht anders, als ſtände die Oberfläche ſeiner Gewäſſer an vielen Stellen beynahe ſo hoch, wie die Giebel der Landhäuſer, die der Reihe nach etwa funfzig Toiſen weit von den Ufern deſſelben, und drey hundert Toiſen, mehr oder weniger, aus einander liegen; ein Anblick, welchen derjenige, der ihn nicht ſchon gewohnt iſt, mit kaltem Blute nicht betrachten kann.

Die Bewohner der Ufer trinken kein andres Waſſer, als das aus dem Strom, indem es weiter kein trinkbares Waſſer giebt, und man hier zu Lande nicht gewohnt iſt, Ciſternen zu halten. Man trinkt es filtrirt, oder nachdem man es den Schlamm, den es bey ſich führt, hat zu Boden ſetzen laſſen. Ohne dieſe Zurichtung iſt es in ſeinem natürlichen Zuſtande, wegen der ſafrangelben Farbe

die ihm der Schlamm giebt, und wegen eines gewiſſen, ekeln und härtlichen Geſchmacks, widerlich zu trinken, wenigſtens für Leute, die nicht daran gewöhnt ſind. Uebrigens aber ſcheint es doch keine ſchädlichen Eigenſchaften zu haben, obgleich der Strom ein Sammelplatz von tauſenderley Unflat iſt, und die Leute mit einer wahrhaftig tadelhaften Gleichgültigkeit viele, an Krankheiten gefallene, oder durch ein Ungefähr umgekommene Thiere hinein werfen. Sey aber auch dieſes Waſſer, wie es wolle, ſo gewöhnten ſich doch die Menſchen aus Noth ſo gut daran, daß es unter andern die Kreolen im Lande mit den größten Lobſprüchen überhäufen, und ihm die heilſamſten Eigenſchaften, und namentlich den ſeltnen Vorzug nachrühmen, daß es auf der See nicht verderben ſoll. Es kommt auf die Erfahrung an, ihre Ausſagen in dieſem Punkte zu beſtätigen und zu rechtfertigen; übrigens mag ich ſie weder bejahen, noch dawider ſtreiten, ob ich wohl, die Wahrheit zu ſagen, an dem letzt genannten Vorzuge ſehr zweifle.

Uebrigens giebt es gar keine bequeme Gemeinſchaft des einen Stromufers mit dem andern, und zwar theils aus Mangel an Schiffbrücken, die hier, wie man behauptet, wegen der Menge von herbey ſchwimmendem Holze nicht beſtehen können, weil ſich daſſelbe, heißt es, bey dem Anſchwellen der Gewäſſer gewaltig häuft, und mithin eine ſolche Brücke in Kurzem zertrümmern und hinweg reißen würde, (welches ganz wahrſcheinlich iſt,) theils auch aus Mangel an Fähren, die man hier eben ſo wenig würde auf dem Strome halten können, oder wenigſtens an einigen Barken zur Ueberfahrt, die man

von einer Diſtanz zur andern, zum Gebrauche des Publikums, gegen einen beſtimmten Preis für das Ueberſetzen, füglich hätte einführen können. Man ſollte nicht anders meinen, als daß dieſe beiden Theile der Kolonie gar keine Gemeinſchaft und nicht das geringſte Verkehr mit einander haben, und ein Paar einander durchaus fremde Länder ausmachen müßten. Daher trägt denn auch dieſer Mangel an offner Kommunikation, dem nur mittelſt kleiner, langer und ſchmaler Fahrzeuge (chalans), Pirogen und Boote, die ſich manche Einwohner zu ihrem Privat-Gebrauche halten, gar wenig abgeholfen iſt, das Seinige bey, das Land am rechten Ufer des Stromes, oder das eigentlich ſo genannte Louiſiana, in einem minder lebendigen, minder thätigen Zuſtande zu erhalten, als das Land am linken Ufer oder Weſt-Florida, welches außer den Vortheilen, die ihm eigen ſind, noch den Vorzug hat, daß es die einzige Handels-Niederlage, die es in der Kolonie giebt, den Mittelpunkt aller Geſchäfte, die da getrieben werden, kurz, den Ort, zu dem alles hin, und von dem auch alles ausgeht, Neu-Orleans, beſitzt.

Drittes Kapitel.

Pflanzſtätte an den Ufern des Miſſiſſipi in dem untern Theile der Kolonie, nebſt der Beſchreibung von Neu-Orleans.

Der Landſtrich von den erſten fünfzehn bis zwanzig fr. Meilen, der ſich von der Mündung des Stromes herauf an beiden Ufern zeigt, bietet einen durchaus monotoniſchen, trübſeligen, und dem Auge ſo gar läſtigen Anblick dar. Ein niedriger und moraſtiger, an vielen Stellen vom Strom überſchwemmter, unbewohnter und ſchlechterdings unbewohnbarer Strand, wo nichts zu ſehen iſt, als unförmliche und wild wachſende Stauden, feuchte Binſen, oder Bäume, deren Stämme im Moraſte ſtecken, und der noch überdies von mancherley Gewürmen und verheerenden Inſekten wimmelt, dergleichen die Maringouins *), und jene grauſamen Fliegen ſind, denen die Einwohner an Ort und Stelle den ſehr bedeutenden Namen Schlage-gleich-zu (Frappe-d'abord) gegeben haben, dies iſt es, was ſich in dieſem weiten Raum und bey dem Eingang in die Kolonie darſtellt; eine Probe, nach der man ſicherlich nicht auf das Ganze ſchließen dürfte, um ſich davon eine vortheilhafte Vorſtellung zu machen.

Ungefähr funfzehn fr. Meilen weit unterhalb Neu-Or-

*) Eine Mücken-Art, die den amerikaniſchen Inſeln vorzüglich eigen zu ſeyn ſcheint. (Man findet ſie auch in Senegambien.)

leans fangen die Pflanzſtätte der Kolonie an, ſich zu zeigen. Sie bedeuten Anfangs gar wenig, und ſtellen nur eine des Anbaus fähige Erdzunge zwiſchen dem Strome und mehreren Sümpfen dar; einen ſo enge begränzten Raum, daß man da, wie die Leute an Ort und Stelle ſagen, von den Ufern des Stromes in den Cypreſſenbuſch ſpeien kann. Der Ort, wo ſich die Kolonial-Pflanzſtätten anfangen, führt den Namen ſeines Eigenthümers Gentilly, eines reichen Mannes, der ſein Vermögen rühmlich anwendet, und bey dem die Fremden von jeder Nation, die den Strom herauf kommen und an dieſem Orte verweilen, wo ſich ihnen eine wohl unterhaltene Wohnung darbietet, die erſte, (mit Ausnahme der Poſten La-Baliſe und Plaquemine) die ihnen von der Mündung des Miſſiſſipi her, zu Geſichte kömmt, eine ſehr gaſtfreundliche Aufnahme finden. Darauf kommen, verworren und ohne Ordnung, jenſeits der Krümmung, die der Strom da macht, der man die Benennung der Engländer-Krümmung (Détour des Anglais) gegeben hat, und die ſo ſchwer zu befahren iſt, eine kleine Reihe von Säg-Mühlen, einige Zuckerſiedereyen und Plätze, worauf Gartengewächſe und Lebensmittel gebauet werden, alles in Reihen geordnet, und eins nach dem andern, längs der Ufer des Stromes hin. Von da aus, wenn man ſo weit herauf iſt, kann man leicht, und ohne die Augen anzugreifen, die Gränzen und Enden der bereits angelegten und noch anzulegenden Pflanzſtätten in dem ganzen langen und ſchmalen Striche Landes, der auf beiden Seiten an den Strom ſtößt, und der doch den beträchtlichſten und am beſten gegründeten Theil der Kolonie ausmacht, überſehen; indem

ſich dieſe Enden höchſtens eine halbe fr. Meile weit von dem Central-Theil und Beobachtungs-Punkte, das heißt, von dem Fahrwaſſer eben dieſes Stromes befinden — vorausgeſetzt, daß man denſelben herauf kömmt, und die Augen zur Rechten und zur Linken hin heftet.

Nach einer Fahrt von acht bis zehn, mehr oder weniger Tagen langt das Fahrzeug, das uns trägt, mit langſamen Fortſchritten, bald unter Segel, bald herauf gezogen, endlich vor Neu-Orleans an, und geht vor Anker.

Dieſe Stadt liegt ſo ziemlich unter dem dreißigſten Grade nördlicher Breite, und im vier und ſiebzigſten Grade weſtlicher Länge von Ferro; fünf und dreißig fr. Meilen weit von der See, ſofern man dem Laufe des Miſſiſſipi nachgeht, an deſſen linken Ufer ſie auf einer Inſel erbauet iſt, die zu Weſt-Florida gehört, und die vom mexikaniſchen Meerbuſen, vom Landſee Pontchartrain, vom Manſchak- oder Iberville-Fluße, und vom Miſſiſſipi umgeben iſt. Dieſe Inſel hält ihrer größten Länge nach ungefähr ſechzig fr. Meilen, hat aber eine veränderliche Breite von zwey bis zu funfzehn fr. Meilen. Allein in dem größten Theile dieſes Raumes finden ſich für den Anbau unüberwindliche Hinderniſſe; und es kann derſelbe wegen der weitläufigen Sümpfe, von denen er durchſchnitten iſt, und wegen der phyſiſchen Unmöglichkeit, ſie auszutrocknen und den Boden von ihnen zu befreyen, nicht einmal bewohnet werden; denn dieſer Boden bietet, gerade wie faſt aller Boden von Nieder-Louiſiana, den ſtehenden Gewäſſern, mit denen er überladen iſt, und die von der übermäßigen Menge des Regenwaſſers und von

die Wahrheit zu ſagen, ſind die Stadt, und beſonders die Vorſtadt nur erſt angelegt, indem die Häuſer größten Theils bloß von Holze, von einem einzigen Stockwerk auf einer Art von Waſſerpfählen mit Fundamenten von Ziegelſteinen erbauet, und mit Schindeln gedeckt ſind; und dies alles mit einem ſehr leicht feuerfangenden Holze von Cypreſſen. Daher iſt auch dieſe Stadt binnen einer Zeit von wenigen Jahren zweymal, im März 1788 und im December 1794, zufälliger Weiſe abgebrannt; und deſſen ungeachtet, werden immer noch täglich mitten in der Stadt, und auf den Brandſtellen der ehemaligen, abgebrannten Häuſer, dergleichen große Buden erbauet, an denen, das Fundament abgerechnet, alles aus Cypreſſenholze (bois de Cypre) beſteht, und die, nach meinen Gedanken, bloß Zunder zu Feuersbrünſten ſind.

Dauerhaftere und der Gefahr weniger ausgeſetzte Gebäude giebt es da weiter nicht, als die, die nur ſeit einigen Jahren her an dem Strom-Ufer und in den erſten Straßen, welche ſich an der Vorderſeite der Stadt zeigen, gebauet worden ſind. Dieſe neuen Gebäude ſind von gebrannten Mauerziegeln, haben nur ein, und ſehr ſelten zwey Stockwerke, mit kleinen, engen, offnen Erkern an der Faſſade des erſten Stocks. Tiefer in die Stadt und Vorſtadt hinein ſieht man nichts, als Feldhütten.

Die Straßen ſind nach der Schnur angelegt, und ziemlich breit; das iſt aber auch alles. Sie werden von einem kleinen, höchſtens vier bis fünf Fuß breiten Trottoir begränzet, der ſich mit einer Traverſe von Cypreſſen-

holz endet, und der gemeiniglich ſo ſchlecht unterhalten wird, und durch die auswendig hervorragenden kleinen Treppen, welche ſich vor den Hausthüren befinden, ſo unbequem iſt, daß ein Fußgänger nicht beſſer thun kann, als wenn er, ohne zur Rechten oder zur Linken auszubeugen, gerade der Traverſe folget. Die Straſſen ſind auch nicht gepflaſtert, und da ſie nun durch die Trottoirs beenget werden, und wenig oder keinen Fall haben; ſo ſind ſie, einen ziemlichen Theil des Jahres über, eine wahre, gräuliche Kloak. Die Straſſen, die von den Strom-Ufern her laufen und in gerader Linie die Stadt durchſchneiden, ſehen nach einem derben Regenſchauer nicht beſſer aus, als wie Sümpfe, haben aber doch einigen Abfluß, nicht nach dem Strome zu, ſondern nach der Gegenſeite hin in die hinteren Theile der Stadt, weil der Boden immer niedriger wird, je weiter er ſich vom Strome entfernt, deſſen Oberfläche der höchſte Punkt des Kolonial-Horizontes iſt.

Was öffentliche Gebäude anlangt, ſo giebt es da weiter keine, als die Kabilde oder das Rathhaus, welches von Ziegeln erbauet und nur ein Stockwerk hoch iſt, und die Pfarrkirche, ebenfalls von Ziegeln. Beide liegen nahe bey einander auf einem freyen Platze, der an das Strom-Ufer ſtößt und der einzige iſt, den die Stadt hat, die, wie bereits gemeldet worden, zweymal abgebrannt iſt, und die bey dergleichen ſchröcklichen und traurigen Zufällen ihren unglücklichen, von den Flammen verfolgten Einwohnern weiter keine Freyſtatt gewährt, als eben dieſen Platz, und den leeren Raum, der ſich am Hafen längs des Stromes hin befindet.

was zu Promenaden zu brauchen iſt; und es gehört [illegible] zum guten Tone, dahin zu gehen, und ſich, wenn ſchön[illegible] Wetter iſt, gegen Abend eine oder ein Paar Stund[illegible] lang entweder zu Pferde, oder auch in mehr oder minde[illegible] eleganten Wagen da ſehen zu laſſen; nicht etwa, um d[illegible] der Vortheile und Annehmlichkeiten, die ſonſt mit ein[illegible] ſolchen Motion verbunden zu ſeyn pflegen, als zum Bey[illegible] ſpiele friſcher und gut unterhaltener Alleen, einer male[illegible] riſchen Ausſicht, einer reinen und geſunden Luft, u. ſ. w[illegible] zu genießen, (denn von alle dem iſt da nichts zu finden[illegible] ſondern um nur da, wie ich bereits geſagt habe, m[illegible] einem Außenſcheine von Luxus zu prunken, welcher ſe[illegible] acht bis zehn Jahren trotz des Krieges, oder auch vielleich[illegible] ſo gar wegen des Krieges und der Umſtände, die dami[illegible] zuſammen hängen, in dieſem Lande beträchtliche Fort[illegible] ſchritte gemacht hatte.

Ungefähr mitten in der Stadt ſteht ein kleines Schau[illegible] ſpielhaus, das von inländiſchem Holz erbauet, und mit[illegible] hin ebenfalls ein Werk der Unachtſamkeit in Rückſicht der Feuersgefahren iſt. In dieſem habe ich, gleich bey meinem Ankunft in der Stadt, Komödien, und einige Dramen, wie auch gewiſſe komiſche Stücke der zweyten Art ganz leidlich ſpielen geſehen. Die Truppe, die dieſe Schau[illegible] ſpiele aufführte, wurde damals von einem halben Dutzend Schauſpielern und Schauſpielerinnen unterſtützet, denen es nicht an Talenten fehlte, die vorher bey dem Theater zu Kap François auf der Inſel St. Domingo geſtanden hatten, und ſeit den ſchröcklichen Unruhen auf dieſer Inſel nach Louiſiana geflüchtet waren, welches in dieſem, wie in vie[illegible]

[i]n andern Stücken von wichtigerm Belange, Nutzen aus [de]n Unglücksfällen, mit denen dieſe bedauernswürdige [K]olonie heimgeſucht worden iſt, geſchöpft hat, ohne daß [e]s jedoch, nach dem Beyſpiele mancher anderen Länder, welche hier näher zu bezeichnen unnöthig und am unrech[t]en Ort angebracht ſeyn würde, ſelbſt etwas dazu beyge[t]ragen hätte.

Allein durch die Uneinigkeit zwiſchen den Oberen vom Civil= und Militair=Stande, und durch die Sorgloſigkeit der Bürgerſchaft und der Koloniſten iſt das Schauſpiel [e]ingegangen; die meiſten Komödianten und Muſikan[t]en haben ſich zerſtreuet, und das Haus iſt ſeitdem ge[ſ]chloſſen geblieben. Indeſſen iſt doch jene Urſache zur [M]ißhelligkeit dermalen offenbar nicht mehr vorhanden; nach einem Interims=Zuſtande von zwey Jahren iſt die Regierung eingeſetzt, und zeigt, daß ſie ſich die Sorge für dienliches Mittel zu Wiederherſtellung dieſes Schauſpieles angelegen ſeyn läßt. Man bemüht ſich auch ſeit kurzem, daſſelbe durch Vereinigung der kleinen Anzahl von Schau[ſ]pielern und Muſikanten, die noch übrig ſind, mit einigen Liebhabern, ſo gut es ſeyn kann, wieder in Aufnahme zu bringen. In der That ſind bereits einige Stücke aufgeführt worden; und ſelbſt die letzteren, (die Liebhaber,) haben nur neulich, von edlem Feuer begeiſtert, den Coſtum anzuziehen, und dem Publikum eine Probe, wo nicht eben von ihren Talenten in dieſem Stücke, wenigſtens doch einen Beweis von ihrem guten Willen in der Vorſtellung von Cäſars Tode *) zu geben beliebt. Allein

*) La Mort de César, Trauerſpiel von Voltaire.

die erhabne Melpomene iſt hier eben nicht mit übermä- gem Beyfall aufgenommen worden, und die Bühne ſeitdem der Waltung der flatterhaften Thalia und der lie- benswürdigen Erato überlaſſen geblieben.

Im Winter iſt hier, während des Carnevals, ein öffentlicher Ball, der wöchentlich zweymal geöffnet wird, den einen Tag für große Perſonen, und einen andern für die Kinder; und dies in einem nichts weniger als glän- zenden Lokal, welches nichts beſſer iſt, als eine Art von Halle, die man mitten in einer großen Barqke angelegt hat, und die in einer Queerſtraße der Stadt liegt; ein Schauort, auf den man ſich hin und wieder nicht anders verfügen kann, als auf die Gefahr, reichlich mit Gaſſen- kothe beſudelt zu werden; und zwar, trotz aller möglichen Vorſicht, noch in dem Augenblicke, wenn man eben zur Stelle kömmt. Dieſer Tanzſaal iſt ein langes, ſchmales Gemach von etwa achtzig Fuß in der Länge gegen einige und dreyßig Fuß in der Breite. An den beiden Seiten dieſes Gemachs hat man eine ſtufenweiſe Erhöhung oder eine Art von Logen angebracht, in die ſich die lieben Müt- ter und diejenigen ſetzen, die nicht tanzen, die alſo eine bunte Tapete vorſtellen, und, (wie man hier ironiſch ſagt,) Bredouillen *) abgeben, bis ſie endlich zum Tanzen aufgerufen werden, von den Stufen herunter ſteigen, und

*) Bredouille nennen die Franzoſen ein Zeichen, womit im Bretſpiele das gewonnene doppelte Spiel bemerkt wird. Sortir bredouille d'un bal heißt aber auch von einem Balle nach Hauſe gehen, ohne zum Tanz aufgefordert worden zu ſeyn.

ſich dann aus kalten Zuſchauerinnen mit niedergeſchlagenen Blicken und verlängerten Geſichtszügen gar bald in hitzige Mitſpielerinnen von lebhafter Farbe und funkelnden Augen verwandeln, und von dem Augenblick an in der That völlig entbredouillitet werden. Unterhalb der gedachten Stufen-Erhöhung ſteht eine Reihe Bänke und Stühle für die Tänzerinnen, die ſich vom Tanz erholen wollen, und zwiſchen jenen Logen und dieſen Bänken iſt ein Raum von zwey bis drey Fuß breit, wo ſo wohl die Reſerve-Tänzer, als die bloßen Anweſenden, dicht bey einander aufgeſtapelt, und einer von dem andern gedrängt ſtehen. Die Muſikanten beſtehen aus fünf oder ſechs Mulatten oder farbigen Leuten, die aus allen Kräften die Geige kratzen, und auf einer Art von Eſtrade mitten an der einen Seite des Saales in einer Reihe beiſammen ſind.

Dieſer Saal iſt für einen ſolchen Ort, wo der Schimmer und Wiederſchein der Lichter eigentlich verſchwendet ſeyn ſollte, nur dürftig erleuchtet, ohne kryſtallene Wandleuchter, ohne Pfeiler-Spiegel, ohne alle Verzierungen, mögen ſie auch Namen haben, wie ſie wollen. Uebrigens würde aber auch die durchaus kärgliche Einrichtung des Lokals, wo alles, bis auf den ſimpeln Fußboden, jämmerlich ſchlecht iſt, jede Verſchönerung doch nur lächerlich machen.

Dahin gehen alſo in den Monaten Januar und Februar, und nur ſelten vorher oder nachher, Mannsperſonen und Frauenzimmer, wöchentlich ein oder zwey Mal, um ſich von ſieben Uhr des Abends bis zu dem Morgen des

folgenden Tages herum zu drehen, und ſich an Kontre-tänzen grosso modo müde zu figuriren. Und was nun weiter? Nichts, als Kontretänze, und dieſe bey dem kreiſchenden Schall einiger Geigen von Bierfiedlern, die den Tänzern für ihr Geld die Ohren vollkratzen. Der Einlaß-Preiß zu dieſem reizenden Verſammlungs-orte, dieſem Tempel der Terpſichore, iſt für die Perſon, ohne Unterſchied des Geſchlechts, gleichförmig auf vier Eſcalins oder einen halben Piaſter geſetzt. Für dieſen Preiß hat jeder anſtändig gekleidete Menſch (verſteht ſich daß da die Rede von weißen Menſchen iſt,) Zutritt, auch ohne Maske, (denn die Masken werden ſeit einem ärger-lichen Auftritte, der ſich hier bey Gelegenheit einer Masker-rade ereignet hat, nicht weiter zugelaſſen,) und kann da nach Herzensluſt als Zuſchauer oder Tänzer figuriren, ſo-fern er mitten in dieſem Schwarme nur Platz zum Tanz finden kann, denn von Ordnung herrſcht da nicht viel; und das Vergnügen, welches man am Tanze finden kann iſt nur für eine gewiſſe Anzahl Perſonen vorbehalten, und ſchränkt ſich faſt lediglich auf den Zirkel einiger Geſellſchaf-ten ein, welche die Geſchicklichkeit beſitzen, ſich unter ein-ander der Plätze zu bemeiſtern, und unaufhörlich vor der Naſe der andern, die nicht zu ihnen gehören, zu tanzen, bis ſie vor Müdigkeit oder aus ſonſt einem Grunde die Güte haben, auch andere an die Reihe kommen zu laſſen, daß ſie Kapriolen ſchneiden können. Dieſe Art von Mo-nopolien, die hier abſichtlich und anmaßlich mit dem Ge-nuß einer Luſtbarkeit getrieben wird, welche ihrem Weſen nach unter der ganzen Geſellſchaft gemeinſchaftlich ſeyn ſollte, dieſe Ariſtokratie von Kreuz-Kapriolen, Luftſprün-

ſen und Schleifern hat hier einigemal ſo heftige Zänkereien, und ſo gar bedeutende Thätlichkeiten veranlaſſet, daß eine gewiſſe ehrwürdige Matrone in dieſem Lande den Verluſt, den ſie an ihrem einzigen Sohn erlitten hat, (einem Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren, der die ſchönſten Hoffnungen von ſich gab, und der gleich nach ſeiner Ankunft aus Europa auf einem ſolchen Balle, bey dem er ſich eingefunden hatte, von einem Mitgliede der gedachten Geſellſchaften geradezu herausgefodert wurde, ſich des Tages darauf mit ihm ſchlug, und durch einen Degenſtich ums Leben kam,) keiner andern als eben dieſer Urſache zuſchreiben kann.

Von den Streitigkeiten, die an dieſem, der Freude und den Luſtbarkeiten gewidmeten Ort aus mancherley eben ſo lächerlichen, als ungegründeten Anmaßungen entſtehen, hat ſich nur noch neulich eine zugetragen, von der die Folgen in allem Betracht hätten überaus traurig werden können, wenn nicht zwey oder drey junge Franzoſen, die nur eben erſt im Lande angekommen waren, die Geiſtesgegenwart gehabt hätten, ſich ſogleich zwiſchen dem Militär und den Bürgern ins Mittel zu ſchlagen, da man ſo eben im Begriffe ſtand, einander mitten im Saal und unter einem Haufen erſchrockener und verſtörter Weiber und Mädchen in die Haare zu gerathen, von denen einige ſogar, da die Schlägerey eben ausbrechen wollte, ohnmächtig wurden oder ſich doch ſo gebärdeten, und andere zu den Fenſtern hinaus ſprangen. Der Vorfall iſt charakteriſtiſch, und die Sache dieſe: der ältere Sohn des General-Statthalters konnte die franzöſiſchen Contre-Tänze nicht recht tanzen, oder hatte auch

wohl keinen Gefallen daran, und weil er doch gar zu gern tanzen wollte, ſo hatte er es ſchon einige Male dahin gebracht, daß an deren Statt Engliſche Contre-Tänze, die er beſſer tanzen kann, getanzt worden waren, welches ſich denn die Verſammlung, aus Nachſicht gegen den Geſchmack und die Neigung des jungen Herrn, hatte gefallen laſſen. Vermuthlich wurde dieſe Gefälligkeit der Geſellſchaft von unſerm jungen Spanier unrecht verſtanden, ſo daß er ſich nunmehr ein Recht anmaßte, ſie zu mißbrauchen. Nun hatten ſich eines Abends ſieben franzöſiſche Contre-Tänze zuſammen geſtellt, und die Tänzer und Tänzerinnen fiengen ſchon an, nach dem Schalle der Inſtrumente in Bewegung zu kommen, als unſer Männchen mit einmal wiederholt zu ſchreyen begann, „Engliſche Contre-Tänze!" Unſere Figuranten, die bereits im Kreiſe begriffen waren, und die dieſe Unbeſcheidenheit verdroß, ſchrieen dagegen deſto lauter, „Franzöſiſche Contre-Tänze!" Das geſchah zu vielen wiederholten Malen hinter einander; und hierüber entſtand ein Zank und Geſchrey, welches kein Ende nahm. Da der Anfänger des Lärmens ſah, daß er mit ſeinen Abſichten nicht durchdringen konnte, verbot er den Spielleuten, fortzuſpielen, die denn augenblicklich gehorchten. Der ſpaniſche Officier, der ſo eben den Dienſt hatte, über Ordnung bey dem Feſte zu wachen, und der an weiter nichts dachte, als dem Sohne des Statthalters einen Gefallen zu thun, ließ ſeine, aus zwölf Mann Grenadieren beſtehende Wache anrücken, welche mit dem Säbel an der Seite und mit aufgepflanztem Bajonette in den Saal traten. Bey dem Anblicke dieſer Wache wurde der Tumult noch einmal ſo arg, als vorher. Das Frauenzim-

mer erſchrack und ſchrie überlaut; und die Mannsleute, deren Zahl ſo gleich dadurch verſtärket wurde, daß diejenigen, die ſich in den Spielſtuben befanden, auch in den Tanzſaal herbey gelaufen kamen, geriethen in Wut. Eben waren auf der einen Seite die Grenadiere, und auf der andern die Spieler und Tänzer auf dem Wege, zum Handgemenge zu kommen; dort Flinten, Bajonette und Säbel, und hier Degen, Bänke und Stühle, ſamt all dem, was man eben zur Hand hatte. Unter all dieſem Getümmel, was thaten einige Amerikaner, friedliche Leute, die der vortheilhaften und klugen Rolle der Neutralität gewohnt waren, und die ſich weder für die franzöſiſchen, noch für die engliſchen Contre-Tänze erklärt hatten? Sie trugen Damen vom Schlachtfeld hinaus, machten ſich, mit dieſer koſtbaren Bürde beladen, mitten unter den Bajonetten und Degen Platz, und gewannen die freye Luft. Ein franzöſiſcher, in der Stadt wohnhafter Kaufmann, der aus einer Spielſtube ſeiner Frau zu Hülfe herbey gelaufen war, fand ſie bereits draußen vor dem Saal ohnmächtig unter den Händen von vier Amerikanern, die nun mit den beiden Eheleuten fort giengen.

Mitten unter dem ärgſten Lärmen, da der Auftritt eben blutig werden wollte, ſtiegen drey junge, kurz zuvor hier angekommene Franzoſen in die Logen an der Seite des Saales, ſprachen da beredt und herzhaft für Ruhe, Frieden und Einigkeit, und für das Intereſſe des ſchönen Geſchlechts, deſſen ſie ſich annahmen, und ſtillten glücklich die gemeinſchaftliche Angſt, beruhigten die Gemüther, und ſtellten an dieſem Orte der Zwietracht und des Geſchreyes,

Ordnung und Harmonie wieder her. So gar der Ball gieng wieder an, und dauerte die übrige Nacht hindurch fort, in Beyſeyn des alten Statthalters; der bald hernach dahin kam, das gute und glückliche Werk der Friedensſtiftung, welches die Geſellſchaft den jungen franzöſiſchen Rednern zu danken hatte, zu beſtätigen. Die franzöſiſchen Contre-Tänze behielten das Schlachtfeld, und der wachhabende Offizier kam damit davon, daß er des Morgens darauf in Arreſt geſchickt ward. Und ſo nach hatte nicht viel daran gefehlt, daß über einer hochmüthigen Prätenſion, über einem ganz unzeitigen Tone der Superiorität, und ungebürlichem Mißbrauche der Gewalt an einem zum Spielen und Scherzen beſtimmten Orte hätten bittere Thränen vergoſſen werden können.

Dies iſt es denn, was ich von dem öffentlichen Balle zu Neu-Orleans zu ſagen hatte, der einzigen Luſtbarkeit, die es in dieſer Stadt giebt, wo überhaupt nur ſehr wenig öffentliche oder Privat-Luſtbarkeiten, wenigſtens ſolche, die des Namens werth wären, gegeben werden. Noch will ich, bevor ich weiter gehe, nur das anmerken, daß der Kinderball viel luſtiger und erfreulicher iſt, als der Ball der Großen, bey dem ein ſteifer, gezwungener Ton voll wechſelſeitiger Biſſigkeit herrſcht, den ein Fremder bald inne wird, und über den er die Achſeln zuckt. Dagegen bieten die offene Fröhlichkeit, die ſpaßhaften Unbedachtſamkeiten, und die liebenswürdige Freymüthigkeit der zahlreichen Jugend, die mit deſto größerer Luſt herumſpringt und ſich tummelt, weil ſie weiter nichts zur Abſicht hat, als ſich luſtig zu machen, ein Schauſpiel dar,

welches in allen Rückſichten reizender, origineller und angenehmer iſt, als das erſtere; und im Uebrigen ſind, Marionetten gegen Marionetten gerechnet, die kleinen immer intereſſanter, als die großen.

Außer dem, was ich in Abſicht auf öffentliche Anſtalten in Neu-Orleans bisher geſagt habe, finde ich weiter nichts mehr anzumerken, als die Kaſernen für die Soldaten, und was damit zuſammenhängt; das Militär- oder Königliche Spital, welches nicht viel bedeutet; das öffentliche Spital der Charité, welches viel beſſer iſt; das Fort St. Charles, welches nur eine kleine Schanze iſt; die angeblichen Wälle, die vor ſechs bis ſieben Jahren dem König und den Privatleuten ſo viel Koſten gemacht haben, und die ſchon allenthalben wieder in Trümmer fallen und einſtürzen; die elenden Laternen, die in den Winternächten, da bloß an jedem Kreuzweg eine mit drey Lämpchen ſteht, nur auf zehn Schritte weit leuchten, und allen übrigen Raum in tiefer Dunkelheit laſſen; und endlich ein Nonnenkloſter, das ſo gut, wie die Kaſernen und die königlichen Packhäuſer, ein Denkmal von der franzöſiſchen Regierung iſt. Das alles hat kein großes Anſehen, und kann bloß in Beziehung auf die Orte, wo ſich dergleichen Anſtalten finden, und anders nicht in Betracht gezogen werden. Uebrigens darf man hier ſonſt keine ſolche öffentliche Anſtalt ſuchen, wie eine Börſe oder ein Ort zur Zuſammenkunft in Handels-Angelegenheiten, ein Poſtamt für die Kolonie, ein Gymnaſium, eine Bibliothek ſeyn würde, mit einem Worte nichts, was ſich auf das gemeine Beſte bezöge.

In der Vorſtadt ſind neuerdings ein Paar wichtige Manufakturen aufgekommen; nämlich zwey Baumwollen-Mühlen, die ſich beide nebſt allem Zugehör in einerley Werkſtätte befinden, wo Tag für Tag wenigſtens tauſend Pfund Baumwolle zum Verkaufe gereinigt, gepackt, gewogen und abgeliefert werden können; und eine Zucker-Raffinerie, die man braucht, den geringern Zucker der Kolonie durch eine neue Bearbeitung nutzbar zu machen, und die daraus durch Anwendung der gewöhnlichen Kunſt-Proceduren glücklich einen weißen Zucker bereitet, der ein ziemlich ſchönes Anſehen hat; eine ſehr nützliche Anſtalt, welche dieſes Land ſo gut, wie die Anlegung ſeiner Zucker-Siedereyen, einigen Franzoſen zu danken hat, die von St. Domingo ihre Zuflucht hieher genommen haben.

Die einheimiſche Bevölkerung dieſer Stadt und der dazu gehörigen Vorſtadt beträgt ungefähr zehn tauſend Seelen von beyderley Geſchlecht und jedem Alter. Davon ſind vier tauſend Weiße, zwey bis drey tauſend Freygelaſſene, und die übrigen Sklaven. In dieſer Anzahl ſind jedoch ſieben bis acht hundert Mann, aus denen die Beſatzung der Stadt beſteht, eben ſo wenig, als die Leute, die zum Dienſte der königlichen und der kaufmänniſchen Marine gehören, oder die nicht ſeßhaften Fremden nicht mitbegriffen.

Alle Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens, die das Land erzeugt, gelten ſeit einigen Jahren in Neu-Orleans beynahe noch einmal ſo viel, als vorher, und werden von Tage zu Tage immer theurer. Dieſes iſt eine Folge theils von dem beſtändigen Anwachſe der Lokal-Bevölkerung,

und inſonderheit von dem Zufluſſe der Fremden, theils davon, daß viele gemeine Einwohner ſtatt des Reißbaues und der Vermehrung andrer, vegetabiliſcher oder animaliſcher Nahrungsmittel, welche vorhin den Gegenſtand ihrer Arbeiten ausmachten, lieber zu der Baumwollenzucht gegriffen haben. Daher gilt dann dermalen auf dem Markte zu Neu-Orleans ein Tönnchen Reiß im laufenden Preiß acht bis neun Piaſter, ein Viertel (quart) Mais oder türkiſches Korn in der Hülſe einen Piaſter, ein welſches Huhn anderthalb bis zwey Piaſter, ein Kapaun sechs Eſcalins bis einen Piaſter, eine Henne vier bis fünf Eſcalins, ein junges Huhn (poulet de grain) fünf und zwanzig Sols oder einen Viertels-Piaſter, ein Paar junge Tauben drey Eſcalins, ein Dutzend Eyer fünf und zwanzig Sols, und ſo alles andere nach Proportion. Das Orhoft (barrique) Wein von Bordeaux koſtet gegenwärtig vierzig Piaſter, und dies bloß des Umſtandes wegen, daß wieder Friede iſt; denn vorher galt es ſechzig bis ſiebzig Piaſter, und es hat ſo gar bis an hundert Piaſter gegolten. Die Tonne Mehl gilt jetzt ſieben bis acht Piaſter, und manchmal auch weniger. Die Hausmiethen ſind in dem ganzen Striche der Stadt, der mit der Rhede benachbart iſt, des Handels wegen überaus theuer, und ſind es anderwärts viel weniger. Mit einem Wort, ich glaube nicht, daß eine Familie, die aus Vater, Mutter, einigen Kindern und drey bis vier Domeſtiken beſteht, am Ende des Jahres nach Beſtreitung ſämmtlicher Ausgaben, bloß zu Unterhaltung eines nothdürftigen, anſtändigen Aufwandes, und ohne das mindeſte Entbehrliche, mit weniger, als zwey tauſend Piaſtern, ausreichen können.

Die gangbaren Münzen ſind in dieſer Stadt, wie in der ganzen Kolonie, an Golde der Quadrupel, der ſechzehn Piaſter gilt; der halbe Quadrupel acht Piaſter; und einige andere Stücke von geringerem Werth, aber alle ziemlich ſelten: an Silber, der grobe oder ganze Piaſter (la piastre gourde), der acht Eſcalins oder hundert Sous gilt; der halbe Piaſter, der vier Eſcalins oder fünfzig Sous gilt; der Viertels-Piaſter oder Gourdin, der zwey Eſcalins oder fünf und zwanzig Sous gilt; der Eſcalins, der dreyzehnthalb Sous gilt; und der Picaillon oder halbe Eſcalin, der ſechs und ein Viertel Sous gilt. Uebrigens iſt hier die Sous-Valuta bloß idealiſch, weil keine ſolche repräſentative Münze, ſo wie überhaupt keine Kupfer-Münze vorhanden iſt. Der ganze Piaſter wird auf fünf franz. Livres und ſechs bis ſieben Sous geſchätzt.

So ſteht es mit Neu-Orleans in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande; das, die Wahrheit zu ſagen, eher den Namen eines großen, ſchlechtbewohnten Ortes als einer Stadt verdiente, wenn es mehr Umfang hätte, und von dem ich nächſt dem, was ich bereits davon geſagt habe, in der Kürze keine beſtimmtere Vorſtellung machen kann, als daß ich ihn einen der traurigſten und unangenehmſten Orte nenne, die es in der Welt giebt, ſo wohl ſeinem Ganzen und den einzelnen Theilen nach, als wegen des rohen und wilden Anblicks der umliegenden Gegenden. Gleichwohl iſt es die einzige Stadt, die es in dieſer Kolonie giebt, die Hauptſtadt, die Stadt vorzugsweiſe, wie ſie von den mehreſten Koloniſten genannt und geprieſen wird.

Indeſſen kann man nicht in Abrede ſeyn, daß Neu-Orleans beſtimmt iſt, in künftigen Zeiten eine der vornehmſten Städte von Nord-Amerika, und wohl gar der wichtigſte Handelsplatz der Neuen Welt zu werden, ſo fern es ſich nur bey dem unſchätzbaren Vorzuge behaupten kann, die einzige Handels-Niederlage und der Mittelpunkt eines beynahe ganz ebnen Landes zu ſeyn, welches ungefähr vier hundert franzöſiſche Meilen geradeliniger Tiefe von Norden nach Süden hat, und deſſen gewöhnlichſte Breite ziemlich ungefähr zwey hundert franz. Meilen beträgt, deſſen einziger Handels- und Vertriebs-Weg der Miſſiſſipi iſt, und dem ſein großer Umfang, ſein fruchtbarer Boden, und ſein überhaupt geſundes Klima zuverläßige Anſprüche auf eine unermeßliche Bevölkerung geben, ſo fern nur nicht durch moraliſche Urſachen der natürliche Einfluß der phyſiſchen in dieſem weitläufigen Lande gehemmt und erſtickt wird.

Es giebt in dem ganzen Umfange von Louiſiana und Weſt-Florida nicht nur keine andere Stadt, ſondern auch nicht einmal einen einzigen Flecken, nicht ein Dorf, nicht einen Weiler, weder an den Stromufern, noch in den verſchiedenen, ferne von ſeinen Ufern zerſtreuten Kantonen; man müßte denn die Pflanzſtätte Penſacola mit dem Namen Stadt oder Marktflecken beehren wollen, einen Platz, der zu der Zeit, da er den Engländern gehörte, einem Städtchen glich, der aber, ſeitdem er wieder unter ſpaniſche Herrſchaft gerathen, gänzlich in Verfall gekommen, und jetzt, die Wahrheit zu ſagen, weiter nichts mehr iſt, als ein Militair-Poſten. —

Nachdem ich den Hauptort der Kolonie geſchildert habe, muß ich nunmehr die ländlichen Niederlaſſungen und Pflanzſtätte derſelben beſchreiben, wozu ich den Anfang mit denen mache, die ſich an den Ufern des Stromes gebildet haben.

Ich habe oben bereits geſagt, dieſes intereſſante Stück des Landes möge wohl einen Umfang von fünf und ſiebzig franzöſiſchen Quadrat-Meilen einer bewohnten oder bewohnbaren Fläche betragen, die ihrer ganzen Länge nach vom Strome durchſchnitten wird, wenn man ſie von funfzehn franzöſiſchen Meilen an unterhalb der Stadt mißt, bis ſechzig franz. Meilen oberhalb derſelben herauf geht, und hiebey den Krümmungen des Stromes und ſeiner Ufer folgt, einem Raume, der in gerader Linie von Süd-Oſten nach Nord-Weſten nicht viel mehr, als die Hälfte von dieſer Diſtanz enthält.

Es giebt an jedem der beiden Ufer des Stromes nur Eine Reihe von Pflanzungen, welche die ganze Vertiefung des bewohnbaren Landes in ſich faßt, und kann deren ſo gar nicht mehrere geben. Eine jede von dieſen Pflanzungen beſteht aus vierzig Morgen (arpens) oder einer halben franz. Meile Tiefe, gegen fünf, zehn, funfzehn, bis zwanzig Morgen in der Fronte, ſo daß einige dieſes gewöhnliche Maaß in etwas überſchreiten, und andere nicht ganz daran reichen. Ueberhaupt alſo zu reden, giebt es an beiden Ufern nicht mehr des Anbaus fähige Ländereyen, als einen Rand von etwa einer halben franz. Meile in der Breite, wovon ein Theil abgeholzt da liegt und der andere noch mit Holze bewachſen iſt. Ueber dieſen Raum hinaus findet man wei-

ter nichts mehr, als Cypreſſen-Büſche, das heißt, ſumpfi-ge Gründe, die mit Cypreſſen bedeckt ſind, einer Art von Bäumen, die ſich in ſolchem wäſſerigen Boden gefällt und üppig darin wächſt *) — und Wieſen-Gründe, die im Waſſer liegen; Ländereyen, die an vielen Orten unter den Füßen des Wanderers zittern, und die beynahe gar keine Konſiſtenz haben, weitläufige Gegenden, unbewohnbar, wenigſtens für den Menſchen, durchſchnitten mit natürli-chen Gräben, welche mit einem beynahe ſtehenden Waſ-ſer angefüllt ſind, das großen Theils aus dem Ab-fluß und dem Durchſickern des Erdreichs herkömmt; und dieſe Gräben ziehen ſich faſt alle nach Seen oder Süm-pfen hin, die jenſeits der Cypreſſen-Sträuche und Wie-ſen-Gründe liegen, und von denen der Pontchartrain-See zur Linken des Stromes, und der Barataria- oder Uaſchas-See zur Rechten deſſelben die anſehnlichſten ſind, welche auch beide mit dem Meere zuſammen hängen.

Solche rohe und wilde Gegenden ſind nur zum Theil nützlich; die Cypreſſen-Gebüſche nämlich nützen bloß durch das Bauholz, das ſich daraus ziehen läßt; die Wie-ſengründe bloß durch die Weide, welche ſie, einen Theil vom Jahr über, dem Rindviehe gewähren; die Seen, durch die ungemein große Menge von Muſcheln, die man in verſchiedenen Gegenden an den Ufern derſelben haufen-weiſe findet, und die man hier zur Bereitung eines ziemlich guten Kalkes zu gebrauchen weiß, des einzigen, den man ſich in dieſem Lande möglicher Weiſe verſchaffen kann, da

*) Cupressus disticha. D. H.

es darin an Kalk-Geſtein und allen Arten von Felſ[en] gänzlich fehlt; und die Waſſergräben endlich dadurch, d[aß] ſie mittelſt ihrer friedlichen Gewäſſer mittelmäßigen Pir[o]gen eine Binnen-Schiffahrt darbieten, und ihnen de[n] Weg zum Verkehr mit der Mitte dieſer überſchwemmte[n] Ländereyen bahnen und erleichtern. Ueberdies verſchaff[en] jene ſumpſigen Ländereyen und dieſe Seen das Vergnü[gen] gen der Enten-, Kaninchen- und Rehe-Jagd einem Jede[n], der die Strapazen und Ungelegenheiten, die dabey nic[ht] geringe ſind, aushalten kann. Eben dergleichen Jagd-Luſt-barkeiten, welche ordentlicher Weiſe nur im Spätjahr und zu Anfange des Winters Statt finden, (als der ein-zigen Zeit, die der Jagd günſtig, und in der ſie ſo gar überaus ergiebig iſt,) werden bloß von den Negern, von den Mulatten, den Wilden oder Landes-Eingebornen und von einigen weißen Kreolen getrieben, welche von Kindesbeinen an eine ſolche ſtarke und beſchwerliche Lei-besbewegung gewohnt werden.

Wir wollen nun zu den Ufern des Stromes zu-rückkehren, von denen wir uns einen Augenblick ent-fernten, um eine Vorſtellung von den umliegenden Ge-genden zu machen, wie man ſie findet, wenn man von eben dieſen Ufern ausgeht, und ins Innere des Landes hinein kommt; und die Beobachtung deſſen fortſetzen, was ſich vom Ausgang aus der Stadt an zeigt.

Hiebey müſſen wir vor allen Dingen anmerken, daß es in dem ganzen langen Striche der Kolonie, über den ſich der Miſſiſſipi hin zieht, und der ſich an den Ufern deſ-

ſelben in einem Raume von fünf und ſiebenzig franz. Meil. ausdehnt, nur zwey Hauptſtraßen giebt, die längs des Stromes, und auf beiden Ufern deſſelben, von einem Ende des Landes nach dem andern angelegt ſind, wo ſie einen Raum von zwanzig bis dreyßig Toiſen, bald mehr, bald weniger einnehmen, der ſich zwiſchen den eingefriedigten Wohnungen und dem Strome befindet; — Straßen, die in manchen Gegenden abſcheulich, und an anderen nur erträglich ſind.

Die erſten drey bis vier franz. Meilen an beiden Ufern werden mit der Benennung des Chapitoules-Strandes bezeichnet. Weiter hinauf kömmt der, etwas weniger lange, gebrannte Rohr-Strand (la côte des Cannes-Brûlées). Nächſtdem trifft man, der Reihe nach, auf den erſten Strand oder das Kirchſpiel der Teutſchen, welches die am beſten angebaute und blühendſte Stelle der ganzen Kolonie iſt; dann auf den zweyten Strand oder das andere Kirchſpiel der Teutſchen, mit welchem die hauptſächlichſten Zuckerpflanzungen und Zuckerſiedereyen, etwa zwanzig franz. Meilen weit von der Stadt, ein Ende nehmen. Höher hinauf zeigt ſich der lange und dürftige Strand, der nach den Akadiern genannt wird. Darauf gelangt man zu dem hochliegenden Rothen-Stock-Strande (la côte du Bâton-Rouge), der ungefähr vierzig franz. Meilen weit von Neu-Orleans, und an eben demſelben Ufer liegt. Daſelbſt iſt ein Militärpoſten angeſtellt. Zehn fr. Meilen weiter hin kommt man zu dem Strand oder Kirchſpiele der Abgehauenen-Spitze (la côte ou Paroiſſe de la Pointe-Coupée) am rechten Ufer, welches ſechs bis

ſieben franz. Meilen lang, und in deſſen Hintergrunde noch eine andere, dazu gehörige Pflanzſtätte befindlich iſt, die bey dem ehemaligen Bette des Stromes liegt, welches dermalen weiter in keinem Zuſammenhange mit demſelben ſteht, als während des hohen Anlaufens ſeiner Gewäſſer, wovon auch dieſe Pflanzſtätte den Namen des Falſchen-Fluſſes (Fausse-Rivière) bekommen hat.

Das Quartier der Abgehauenen-Spitze iſt eines der beträchtlichſten in der Kolonie, ſowohl wegen ſeiner Bevölkerung, als wegen ſeines reichen Ertrags an Indigo, und beſonders an Baumwolle, welche da ſehr gut fortkommt. Alles erwogen, iſt es ſogar, wenigſtens dermalen, die Pflanzſtätte, die, nach Proportion ihres Umfanges, dem Handel das Mehreſte liefert.

Der Abgehauenen-Spitze gegen über, am linken Ufer, iſt der Ecores- oder Sara-Graben-Kanton (le canton des Ecores ou du Bayou-Sara), den man neuerlich im Innern der Ländereyen, an den Ufern des gleichnamigen Waſſer-Grabens, angelegt hat.

Hier ungefähr endigen ſich die Pflanzſtätten in Nieder-Louiſiana und Weſt-Florida an den Strom-Ufern.

Viertes Kapitel.

Pflanzſtätte, die, von den Ufern des Miſſiſſipi abgeſondert, in dem untern Theile der Kolonie liegen.

Wir wollen von den Ufern dieſes Stromes zu den Kantonen oder Poſten, (wie man ſie hier zu nennen pflegt,) die ſich, von dem Strom entfernt, im untern Theile der Kolonie befinden, fortgehen.

Hier kommen wir gleich Anfangs zu dem Gabel-Kanton (le canton de la Fourche), der ungefähr zwanzig franz. Meilen weit oberhalb Neu-Orleans am rechten Ufer des Miſſiſſipi, oder vielmehr zu beiden Seiten eines Armes deſſelben liegt, welcher ſich einige und dreißig franz. Meilen weit vom Strom in die See ergießt. Dieſer Kanton iſt ſowohl, als die Küſte, unter- und oberhalb der Gabel von Akadiern, die nach dem Frieden von 1763 in dieſes Land verpflanzet wurden, von deren Kindern, von einigen Spaniern, von Leuten aus Nieder-Bretagne, und mehr andern bewohnt. In dieſem Quartiere der Kolonie iſt die Bevölkerung der Weißen, nach Maaßgabe der Ausdehnung des Kantons am zahlreichſten.

Die Akadier, die mit ihren Kindern den größten Theil dieſer Bevölkerung ausmachen, ſind ſimple und gutartige, obwohl plumpe Menſchen, wie Leute ohne Erziehung und ohne Hülfsmittel ſeyn müſſen, die in einen ſolchen

Winkel der Welt geworfen ſind, in dem ſie, einen guten Theil des Jahres über, iſolirt, und zum wenigſten, ſo viel das Verkehr zu Waſſer mit den Ufern des Stromes und dem Hauptort anlangt, (welches der einzige Handelsweg iſt, den es in dieſer Kolonie giebt, und der ihnen alsdann verwehrt iſt,) eingeſchloſſen bleiben. Man kann aber auch nicht in Abrede ſeyn, daß dieſe Leute durchgehends unthätig, und, wie es ihre Trägheit mit ſich bringt, ziemlich dürftig ſind. Der größte Theil von ihnen geht gewöhnlicher Weiſe barfuß, wohnt in armſeligen Hütten, in denen man kaum einen Tiſch und einige Bänke findet, und lebt von Pökelfleiſch und Kuchen von türkiſchem Waizen, ob das Land gleich einen fruchtbaren Boden hat, in dem alles gut fort kommt, und namentlich die Baumwolle geräth, durch deren Anbau ſich die Leute um ſo mehr zu einigem Wohlſtande verhelfen könnten; wie denn nichts leichter iſt, als die Kultur dieſer Pflanze, zu deren Anbau und Bearbeitung ſie überdies bey ihren zahlreichen Familien eine hinlängliche Menge von Armen haben würden. Unterdeſſen bauen ſie davon nicht mehr, als ſie ſelbſt zu der Fabrikatur einiger Stücke groben, jedoch ziemlich gut gewebten baumwollenen Zeuches (cotonnade) unumgänglich nöthig haben; dieſen Zeuch machen ſie auch ſelbſt, und färben ihn mit Indig und einigen anderen Ingredienzien. Einen Theil davon verbrauchen ſie zu ihrer Kleidung, und das Uebrige verkaufen ſie, wie den türkiſchen Waizen, das Federvieh und die Schweine, welches alles ſie nach der Stadt bringen, ſobald das Anlaufen der Gewäſſer im Strome die Sandbank, die zwiſchen dem Strom und dem Gabel-Arme liegt, überdeckt, und ihnen dadurch verſtattet, in

Pirogen aus ihren Neſtern heraus zu gehen. Mit dem Verkaufe dieſer Dinge erwerben ſie etwas Geld, und ſchaffen ſich einige ausländiſche Handels-Artikel an, deren ſie nicht entbehren können.

Uebrigens trägt dieſer Kanton, ſo wie er iſt, nichts zur Bilanz des Handels dieſes Landes bey; und was den Nutzen betrifft, den die Kolonie überhaupt nach Maaßgabe ihrer Produkte, ihrem Vaterland oder irgend einer andern handelnden Nation ſchaffen kann, möchte ſie wohl eben ſo gut in den Gebirgen von Aſturien oder in Nieder-Bretagne angelegt worden ſeyn, als in Louiſiana. Die Einwohner dieſes Kantons befinden ſich guten Theils, wegen ihrer Sorgloſigkeit und fühlloſen Unthätigkeit, ganze ſieben bis acht Monate des Jahres über in ihrem Loch eingeſperrt, weil ſie ſich den Zugang zu ihrem Strom-Arm immer mehr und mehr haben durch allmälige Anhäufung von zugeſchwemmtem Holz und Schlamm verſtopfen laſſen, und der Strom nun nicht anders mehr hinein dringen kann, als beim Anlaufen ſeiner Gewäſſer von der Mitte des Februars an bis zur Mitte des Junius oder zum Anfange des Auguſts.

Von dieſer Pflanzſtätte wollen wir uns zu den vereinigten Quartieren der Atakapas und Opeluſſas begeben, mit denen ſie zuſammen hängt. Wenn man den Gabel-Kanton beynahe ſeiner ganzen Länge nach durchwandert hat, muß man ſich auf einer Art von Landſee oder Lagune einſchiffen, auf der man nach einer Fahrt von einigen Stunden, die man in kleinen Barken oder Pirogen thut, auf das Gebiete der Atakapas gelangt.

Der Attakapas-Kanton iſt eine Ebene von zwan[zig] bis fünf und zwanzig franz. Meilen in der Länge, gegen ſieb[en] bis acht in der Breite, und wird in ſeinem niedern Th[eil] von dem Meer, in ſeinem höhern hingegen von dem Qua[r]tiere der Opeluſſas auf der Seite, die mit dem Miſſiſſi[ppi] durch Lagunen und Sumpf-Gegenden benachbart iſt, un[d] auf der andern von Erdhügeln, oder kleinen, dürren Be[r]gen begränzt, die man an Ort und Stelle, weil ſie mi[t] Fichten bewachſen ſind, Fichten-Büſche nennt. Sonſt i[ſt] dieſer Kanton überall von Holz entblößt, von Moräſte[n] durchſchnitten, aber reich an weitläufigen Wieſengründe[n,] die der Vermehrung und Mäſtung großer Viehheerden z[u] Statten kommen, und wird von dem Teſche-Grab[en] (Bayou-Têche) bewäſſert, der ſich ins Meer ergießt, un[d] der an ſich ſelbſt ſo beträchtlich iſt, daß man auf ihm bey[-]nahe das ganze Jahr über mit großen Fahrzeugen und Goeletten von hundert und mehr Tonnen Ladung bis mitten in den Kanton ſchiffen kann; eine Bequemlichkeit, von welcher derſelbe bisher faſt gar keinen Nutzen gehabt hat; welches eine Folge von der ſorgloſen Unachtſamkeit ſowohl der Einwohner, als der ſpaniſchen Beamten iſt, und vielleicht auch gar aus politiſchen Gründen von eben dieſer Regierung herrühren mag, die es allem Anſcheine nach nicht gern ſehen würde, wenn Schiffe von einer gewiſſen Größe aus dem Meere bis ins Innere dieſes Landes drängen, da es ihren Beſitzungen in Neu-Mexiko ſo gar nah iſt.

Auf das vorige Quartier folgt, weiter und tiefer in die Ländereyen hinauf, das höhergelegene Quartier der

Ayklusſas. Dieſes zeichnet ſich durch Eigenthümlich-
keiten aus, die in der Kolonie von Nieder-Louiſiana einzig
in ihrer Art ſind. Es iſt nämlich von Hügeln und Thälern un-
termiſcht, und enthält eine Abwechslung von, hoch gelegenen
und ebenen Landſchafts-Partien, die für das, von der Mono-
tonie der übrigen Lagen des ganzen Landes ermüdete Auge
um ſo anmuthiger iſt, weil man hier ſonſt nirgends wei-
ter etwas zu Geſichte bekömmt, als einen flachen, und
von einer Reihe düſterer Wälder eingeſchloſſenen Hori-
zont, deſſen traurige und dunkle Ausſicht immer eine und
eben dieſelbe, und in dieſem Stücke durchaus anders iſt,
als die, deren man in dieſem Quartiere genießt, die alle
Augenblicke und bey der geringſten Veränderung der Lage
und des Standortes die maleriſchen Geſichtspunkte, von
denen ſie verſchönert wird, mannichfaltig macht. Noch
ein anderer, dieſem Kanton eigner Vorzug oder wenigſtens
ein beſonderer Reiz deſſelben beſteht in den Springbrunnen
und hellen, fließenden Gewäſſern, von denen er bewäſſert
wird. Sonſt erblickt man hier überall nur das matte und
langſam hinſchleichende Waſſer des Stroms und der
Gräben, oder das ſtillſtehende, ſalzige Waſſer der Land-
ſeen. — Dieſer Kanton iſt ungefähr ſo lang, als der
vorige, hat aber mehr Breite; jedoch iſt der mit kleinen
Hügeln überſäete Boden deſſelben überhaupt minder frucht-
bar. In ſeinem niedern Theile wird er durch die Ataka-
pas; in dem, der ihn von dem Miſſiſſipi trennt, durch
niedrige und überſchwemmte Ländereyen, und an den übri-
gen Seiten von Anhöhen oder Fichten-Wäldern begrän-
zet, die ſich weit ins Innere des feſten Landes hinein er-
ſtrecken, durch weit ausgedehnte Thäler von einander ab-

geſondert, und überall mit großen Holzungen bewachſ
ſind.

Noch gewinnt man hier gegenwärtig in beiderley Thei
len etwas Indigo; was aber hauptſächlich hier getrieb
wird, iſt die Baumwollen-Kultur, welche trefflich g
deiht. Man hat mich verſichert, daß nach einigen Verſu
chen, die hier in verſchiedenen Gegenden gemacht wor
den ſind, auch der Weinſtock und der Weizen ſehr gu
fortkämen, und einen guten Ertrag an Wein und Meh
gäben, deren Güte nichts weniger als unbeträchtlich iſt
und die vermuthlich beliebt und geſucht werden würden,
wenn eine, dieſen ſchätzbaren Pflanzen recht angemeſſen
Kultur und gute Behandlung dazu käme, und die Feh
ler und Mängel, die dabey noch vorkommen, verbeſſer
würden. Auch wird hier eine große Menge Schlacht-
und beſonders Horn-Vieh gezogen, welches man mi
vieler Mühe nach den Ufern des Stromes, zu den Be-
dürfniſſen der Kolonie, hinunter bringt.

Ich glaube hierbey erinnern zu müſſen, daß dieſe
zwey Quartiere, die nach ihrer Lage und ihrem natürli-
chen Zuſammenhange mit einander, zuſammen, eigentlich
zu reden, nur ein einziges von vierzig bis funfzig
franz. Meilen in der Länge gegen ſieben bis acht franz.
Meilen in der Breite, da und dort bald mehr, und bald
etwas weniger ausmachen, ſowohl wegen des Umfanges
ihres Bodens, als wegen der Güte deſſelben, (einige
Landes-Portionen der Opeluſſas abgerechnet,) wegen der
geſunden Beſchaffenheit der Luft, die man darin ath-

met, (der geſundeſten, die es in der ganzen Kolonie giebt,) und endlich auch wegen der zahlreichen Bevölkerung von Weißen, die darin ſeßhaft iſt, ganz vorzüglich in Betrachtung gezogen zu werden verdienen. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe beiden Kantone mit einander, wenn ſie eine Verſtärkung an ſchwarzen Ackerleuten bekämen, die man darin verbreitete, ziemlich ſtarke Produkte an Baumwolle, und ſogar an Indigo, der hier viel beſſer, als ſonſt irgendwo fortkömmt, liefern könnten, ohne noch eine beträchtliche Vermehrung ihres Viehſtands zu rechnen — wenn die Koloniſten in dieſen Quartieren nur das Glück hätten, eine Handels-Niederlage in ihrem Bezirke zu haben, wozu die Möglichkeit mittelſt des Fluſſes, ſonſt auch der Teſche-Graben genannt, vorhanden iſt; ein natürlicher Kanal, mit dem es durch nicht gar beträchtliche Arbeiten dahin zu bringen wäre, daß er das ganze Jahr hindurch Schiffe von mittlerer Größe aufnehmen, und bis mitten in die Pflanzſtätte hinein bringen könnte. Aus dieſen Pflanzſtätten würden die Koloniſten alsdann die verſchiedenen Produkte ihres Bodens und die Früchte ihrer Arbeiten gerades Weges und über die See verſenden können, ſtatt daß ſie ſich jetzt gezwungen ſehen, dieſelben nach Neu-Orleans, (welches ungefähr ſechzig franz. Meilen weit von ihrem Quartier abgelegen iſt,) auf dem peinlichlangſamen Stromwege hinunter gehen zu laſſen, den ſie noch obendrein nur vier Monate lang im Jahre, (März, April, Mai und Junius,) nützen können, wenn der anwachſende Strom ſeine Gewäſſer wieder in den Gabel- und Plaquemine-Arm abfließen läßt, und bloß dieſen einzi-

gen Zeitraum über eine, doch immer mühſelige Verbindung zwiſchen dieſen Kantonen und dem Hauptorte ſtiftet. Dieſe wichtigen Ungemächlichkeiten ſind bis auf den heutigen Tag für die Bewohner der Atakapas und Opeluſſas das größte Hinderniß geweſen, warum ſie ſich zu der Stufe von Kultur und Wohlſtand, auf die ſie ſonſt wohl würden haben Anſpruch machen können, nicht empor arbeiten konnten, weil ſie keine Handels-Niederlage in ihrem Innern, keinen Vertriebs-Weg zur See hatten; ein Mangel, der ſie von jeher im Zwange gehalten, und dadurch in der Mittelmäßigkeit gelaſſen hat.

Wenn man bis ans Ende des Opeluſſas-Quartieres gelanget iſt, kann man ſich von da gerades Weges und in weniger Zeit, über ein von Holzungen und Wieſengründen gemiſchtes Land in die äuſſerſten oberen Pflanzſtätte von Nieder-Louiſiana begeben, die an den Ufern des Rothen Fluſſes, welcher ungefähr fünfzehn franz. Meilen oberhalb der Gränzen der Abgehauenen Spitze (la Pointe Coupée) in den Miſſiſſipi, und an den Ufern des Uaſchita angelegt ſind, welcher ſich in den Rothen Fluß ergießt.

Verläßt man da den Miſſiſſipi, und geht den Rothen Fluß hinauf; ſo kommt man zuvörderſt in den Kanton der Avoyellen, der eben nicht von großer Bedeutung iſt, und deſſen Produkte in einer kleinen Quantität Tabak und Baumwolle beſtehen; nächſtdem in den Kanton der Natſchitophen, der wegen ſeines Tabaks von ſeltner Güte berühmt iſt, und in dem auch eine mittelmäßige

Quantität Baumwolle gezogen wird; und endlich in den Kanton Naſchita, der erſt ſeit etlichen Jahren an den Ufern des gleichnamigen Fluſſes angelegt iſt, welcher in den Rothen Fluß, ungefähr vierzig franz. Meilen weit von deſſen Mündung, und am rechten Ufer deſſelben fällt, wo ein wenig Weizen wächſt, und wo auch Baumwolle und Tabak, nur in geringer Quantität, gebaut wird. Noch wollen wir im Vorbeygehen anmerken, daß man ziemlich durchgehends die Vermuthung hegt, die Anhöhen im Kanton Naſchita enthielten verſchiedene Erzadern, deren Beſchaffenheit aber, ja ſogar ihrer Exiſtenz nach, noch nicht ausgemacht iſt.

Dieſe drey, in einem weiten Raume zerſtreuten Pflanzſtätte bieten dem Handel wenig Mittel dar, theils wegen ihrer mittelmäßigen Bevölkerung, theils wegen ihrer Entlegenheit vom Hauptorte, wohin die Bewohner dieſer Kantone nur ein einziges Mal im Jahr auf kleinen Fahrzeugen kommen, die den Rothen Fluß und den Strom hinab gehen, und die von da auf eben dieſem Wege nicht eher wieder nach Hauſe kommen, als nach einer wahrhaftig beſchwerlichen Reiſe von vierzehn Tagen bis drey Wochen, nachdem die Entfernung der Oerter größer oder kleiner iſt. Eben dieſe drey, zu dem Bezirke von Nieder-Louiſiana mitgerechneten Pflanzſtätte ſcheinen mir übrigens ſowohl ihrer Lage, als der Beſchaffenheit ihres Bodens nach, eher zu Ober-Louiſiana zu gehören.

Von den oberen Poſten von Nieder-Louiſiana führt

uns unſer Weg hiernächſt, wenn wir auf dem Miſſiſſipi, an den dieſe verſchiedenen Pflanzſtätte gebunden ſind, immer weiter hinauf zu gehen fortfahren, zu den Pflanzſtätten in Ober-Louiſiana.

Fünftes Kapitel.

Pflanzſtätte in Ober-Louiſiana, oder dem oberen Theile der Kolonie an den Ufern des Miſſiſſipi.

Wenn man die Mündung des Rothen Fluſſes an deſſen rechten Strande verlaſſen hat und über dieſelbe hinauf gelanget iſt, ſo kommt man nach und nach, indem man den Strom herauf immer weiter geht, in beträchtlichen Entfernungen von einander, und an eben dem rechten Ufer des Stromes, zu den drey Poſten, welche die Spanier in Ober-Louiſiana inne haben, worin alle Pflanzſtätte dieſes obern Theiles der Kolonie begriffen ſind, von denen ich in der Kürze folgende Nachricht geben will.

Die erſte iſt die Pflanzſtätte der Arks oder Arkansas, die ungefähr zweyhundert franz. Meilen weit von Neu-Orleans, wenn man dem Laufe des Stromes entgegen geht, und ein wenig über dem vier und dreißigſten Breiten-Grade hinauf liegt; ein faſt lediglich militäriſcher Poſten, der von Jägern und ſogenannten Trai-

teurs, (d. i. Leuten, die mit den Wilden handeln,) häufig beſuchet wird, und aus dem im Frühjahr einige, mit Pelzwerk und Bärenfette befrachtete Fahrzeuge abgehen, von welchem letztern das beſte in dieſer Kolonie, wie Schweineſchmalz, zu Küchenbedürfniſſen verbrauchet wird, und faſt ſo gut iſt; wie dieſes; das gemeine hingegen zu Lampen-Licht und allerley andern Dienſten genutzt wird.

Die zweyte Pflanzſtätte führt den Namen Neu-Madrid oder die Schmeer-Bucht (Anse-à-la-graisse). Sie liegt drey hundert franz. Meilen von Neu-Orleans, nach dem Laufe des Stromes gerechnet, und ſo ziemlich unter dem ſieben und dreißigſten Breiten-Grade; ein Militär-Poſten, in deſſen Bezirk einige unbemittelte Koloniſten in einer Gegend wohnen, die recht gut zum Weizen- und Tabaksbau zu gebrauchen iſt, und die ſich an einigen Stellen ſogar zur Baumwollen-Zucht nutzen läßt.

Die dritte und letzte Pflanzſtätte in Ober-Louiſiana iſt die Illineſiſche. Dieſe liegt im neun und dreißigſten Breiten-Grad, etwa fünf hundert franz. Meilen weit von Neu-Orleans, nach dem Laufe des Stromes gerechnet, als dem einzigen Wege zum Verkehr, den es zwiſchen dieſen verſchiedenen Pflanzſtätten und dem Hauptorte giebt. Zum Handel der Kolonie liefert die Illineſer-Pflanzſtätte ſo gut, wie die beiden andern, weiter nichts, als eine kleine Anzahl von Fahrzeugen, mit Pelzwerk und Bärenfette befrachtet. Gleichwohl taugen

die Ländereyen darin, wie man ſagt, ſehr gut zum Getraidebau. Allein der herrſchende Hang zur Jagd und zum Handel mit den Wilden (la traite), ein Hang, wegen deſſen hier ſo gut, wie beinahe in allen anderen Gegenden von Nord-Amerika, die franzöſiſchen Niederlaſſungs-Plätze von jeher gekränkelt, und die Hauptſache, den Feldbau, verabſäumet haben; der leidenſchaftliche Hang, in Büſchen und Wäldern herum zu ſtreifen, ſo wie die Unbekümmertheit der jetzigen Regierung, und die Schwierigkeit der Handels-Verhältniſſe ſind Schuld, daß dieſe Illineſer-Pflanzſtätte bis jetzt im Schatten der Trägheit und Mittelmäßigkeit ſitzen geblieben iſt; warlich ein kläglicher Zuſtand, wenn man zuvörderſt das vorzügliche Alter dieſer Pflanzſtätte bedenkt, die ſeit mehr als fünfzig Jahren von einer Zahl Franzoſen aus Kanada, zuerſt an den Ufern des Illineſer-Fluſſes, auf dem linken Strande des Miſſiſſipi angelegt ward, und die hernach, da dieſes Territorium im J. 1763 an die Engländer abgetreten worden war, über den Strom hinüber gieng, und ſich an dem jenſeitigen Ufer niederließ; und wenn man nächſtdem die Kränklichkeit und Unbedeutſamkeit eben dieſer Pflanzſtätte mit dem blühenden Zuſtande der Kolonie Kentuky und des nordweſtlichen Territoriums vergleicht, welche von einer amerikaniſchen Partey, wenigſtens dreißig Jahre ſpäter, an den Ufern des Ohio oder Schönen-Fluſſes (Belle Rivière), der ebenfalls in den Miſſiſſipi fällt, angelegt worden iſt, und von der mittelſt dieſes Stromes, der allen dieſen inneren Pflanzſtätten gemeinſchaftlich zu Dienſten iſt, in dem abgelaufenen

Jahre 1801 über vierzig tauſend Tonnen Mehl, eine beträchtliche Quantität Pökelfleiſch und andere Eßwaaren, (zum Beiſpiele Butter und Schmalz,) viel Stangen- und verarbeitetes Eiſen, Tiſchlerholz, u. ſ. w. ausgeführt worden ſind, und deren Bevölkerung ſich gegenwärtig ungefähr auf vier mal hundert tauſend Seelen, faſt lauter Weiße, beläuft; da ſich hingegen die ſpaniſche Bevölkerung in Ober- und Nieder-Louiſiana und Weſt-Florida, die auf einer ungeheuren Landes-Ausdehnung zerſtreut lebt, kein rechtes Volk ausmacht, und ſich Weiße, Mulatten und Schwarze, Freye und Sklaven, alles zuſammen gerechnet, nicht über ſiebzig tauſend erſtreckt, und gewiß nicht über die Hälfte von dieſer Anzahl aus Weißen beſteht. Welch ein Unterſchied im Erfolg! Und woran liegt dieſer Unterſchied anders, als an der Verſchiedenheit der Grundſätze, von denen ſich die Regierungen dieſer beiderſeitigen Kolonien leiten laſſen, wovon die einen zur Thätigkeit aufmuntern, und die andern ſie erſticken; ſo wie an der Verſchiedenheit des Geſchmacks und der Beſchäftigungen bey den beiderley Völkern, da das franzöſiſche der Jagd, und das amerikaniſche dem Bau ſeines Bodens ergeben iſt?

Nachdem wir bis zu dieſer letzten ſpaniſchen Pflanzſtätte gelanget ſind, müſſen wir uns nunmehr von der äuſſerſten Nordweſt-Seite der Kolonie zu der äuſſerſten Südoſt-Seite derſelben, von dem Illineſer-Poſten bis zu dem Apalachiſchen wenden, die Ufer des Miſſiſſipi verlaſſen, und den Meerbuſen von Mexiko beſuchen.

Sechſtes Kapitel.

Pflanzſtätte im niederen Theile der Kolonie an den Küſten des mexikaniſchen Meerbuſens und in den daran gränzenden Ländereyen.

Der Apalachen-Poſten liegt ſo ziemlich im dreiſ ßigſten Grade nördlicher Breite und im acht und ſechzigſten weſtlicher Länge an dem Fluſſe gleiches Namens, der die Gränze dieſes Landes gegen Morgen macht, und daſſelbe von Oſt-Florida ſcheidet. Die Wichtigkeit dieſes Poſtens beruht auf ſeinem Verkehre mit den urſprünglichen Einwohnern, die das Innere des Landes bewohnen, fleißiger und thätiger ſind, als die andern noch exiſtirenden Ueberreſte von dieſen Landeskindern; auf einem Verkehre, das übrigens bloß auf den Handel von einigem Pelzwerk beſchränkt iſt, und von dem die Quantität bey weitem beträchtlicher ſeyn könnte, wenn dieſer Handelszweig da nicht unter dem Drucke des Monopolismus läge, welchen man einem einzigen, zu Penſakola wohnhaften Mann eingeräumt hat.

Etwa fünfzehn fr. Meilen weſtlich von dieſem Poſten liegt Penſakola. Dieſer Poſten ſtellt eine Art von Marktflecken vor, in deſſen Nachbarſchaft einige hie und da zerſtreute Landleute leben, die aber mit ihren Geſchäften keinen Ertrag liefern, der ſo bemerkenswerth wäre, daß es ſich der Mühe verlohnte, deſſelben hier zu erwähnen.

Fünfzehn bis achtzehn franz. Meilen weiter weſtlich iſt die Bay La-Mobile, an der ſich eine kleine Pflanzſtätte von weniger Bedeutung befindet, welche mehr ein Fiſcher-Quartier, als ſonſt etwas iſt.

Von Penſakola bis zu der Mündung des Stromes iſt die Küſte unbewohnt, durchgängig dürr und unfruchtbar, und man ſieht da bloß einen ſandigen Strand, auf dem weiter nichts wächſt, als hie und da zerſtreute Fichten, verbuttete, knorrige Cedern, und andere mittelmäßige Bäume und Geſträuche. Geht man aber von eben dem Poſten Penſakola öſtlich nach den Apalachen zu, ſo bietet die Küſte ſchon einen minder wilden Anblick dar, und im Lande drinnen finden ſich viele Stellen, die ſich mit Nutzen anbauen ließen. Eben dieſe letztgedachte Küſte gab unter Engliſcher Regierung ſogar einen ziemlich belebten Anblick; aber ſeit den zwanzig Jahren, nachdem ſie wieder unter Spaniens Herrſchaft gerathen iſt, hat ſie immermehr abgenommen und iſt nun ſo verwildert, daß die mehreſten Pflanzungen, die zu ſelbiger Zeit vorhanden waren, nunmehr gänzlich verlaſſen ſind, und verſchiedene Häuſer in Penſakola und anderwärts, die zu eben der Zeit erbauet wurden, wieder in Trümmern zerfallen, weil Niemand mehr darin wohnt; kurz, daß dieſe Oerter den Schatten von Exiſtenz, der ihnen noch übrig geblieben iſt, bloß der Unterhaltung der wenigen, zu Penſakola und bey den Apalachen kantonirenden Truppen, und den nothwendigen Ausgaben derſelben, die von der Regierung bezahlt werden, zu danken haben. Mithin ſind ſie bloß militäriſche Poſten, und nicht viel mehr.

Iſt man zwiſchen La=Mobile und der Mündung des Miſſiſſipi vor der Küſte des abſcheulichen Bilori vorben geſegelt, eines Kantons, welcher wegen des beträchtlichen Verluſtes an Menſchen, den man dort in den erſten Stiftungs=Jahren der Kolonie nach dem Utrechter Friedensſchluß erlitten hat, die als Schlachtopfer der ungeſunden Beſchaffenheit der Luft, des Mangels und Kummers umkamen, auf eine traurige Art berühmt geworden iſt; ſo kommt man zu der Mündung des, vierzehn bis fünfzehn franz. Meilen langen, und vier bis fünf franz. Meilen breiten Pontchartrain=Sees, der bis ungefähr zwey franz. Meilen weit von Neu=Orleans reicht, und der mit dieſer Stadt gegenwärtig (ſeit einigen Jahren) durch einen offnen Kanal, wie oben ſchon gedacht worden, verbunden iſt, der auch zu der Zeit, da er vollendet war, mittelſt eines Grabens, der in den See fällt, und an den dieſer Kanal ſtößt, Goeletten oder eine Art von kleinen Fahrzeugen von ſechzig und mehr Tonnen Ladung zu tragen, und ſolche bis zu der Stadt an ihrer Hinterſeite zu bringen fähig war, der ſich aber, weil er nicht gehörig unterhalten wird, nunmehr verſtopft, ſo daß nur noch mittelmäßige Barken darauf gehen können.

Gegen die Mündung des Stromes hin hat man jenſeits, und am rechten Ufer deſſelben, eine Erdzunge, die ein wenig höher iſt, als der um ſie her liegende kothige Boden, angewandt, den Recognitions= und Viſitations=Poſten La=Baliſe (die Baake) längs des Grabens, der ſich da endet, anzulegen. Dieſe Anlage

iſt ſehr unbedeutend; es wohnen da die Lootſen, deren ſich die ankommenden und abgehenden Fahrzeuge zur Ein- und Ausfahrt bedienen, und eine Hand voll Soldaten unter dem Kommando eines Lieutenants, welcher ſelbſt unter dem Befehl des Officiers ſteht, der als Ober-Befehlshaber den Militär-Poſten zu Plaquemine, welches zehn franz. Meilen weiter hinauf am linken Ufer des Stroms liegt, kommandirt. Unſtreitig hat dieſer Poſten (La-Baliſe) den Zweck, feindliche, aus der See kommende Schiffe, die vielleicht die Hinderniſſe, welche die Einfahrt in den Strom bey ſeiner Mündung erſchweren, überſteigen könnten, zurückzuweiſen. Ein halbes Dutzend kleiner Kanonen, die auf ihren Lavetten wackeln, und fünfzig Mann Beſatzung, die gerade ſo ausſehen, als ob ſie aus dem Grabe kämen, dies macht, mit einem Worte, die ganze Vormauer des Nieder-Miſſiſſipi aus. —

Auſſer den bisher erwähnten Pflanzſtätten und Niederlaſſungs-Oerter giebt es noch, hie und da zerſtreut, einige von geringerer Wichtigkeit; z. E. diejenigen, die jenſeits des Pontchartrain-Sees und an deſſen Ufern angelegt ſind, und die den Hauptort mit Theer und Kalk verſorgen; die im Ochſen-Guts-Canton (canton de la Terre-aux-Boeufs), vier franz. Meilen weit unterhalb der Stadt an eben dem Ufer und längs eines Grabens, der ſeit einigen Jahren von Spaniern bewohnet wird, die aus den Kanariſchen Inſeln und andern Gegenden dahin gebracht, und von der Regierung dort angeſetzt worden ſind, und deren Produkte in Gartenge-

wächſen, Getraide, Federvieh, u. ſ. w. beſtehen, womit ſie den Markt des Hauptortes verſehen; die an dem andern Ufer des Miſſiſſipi, dieſſeits und jenſeits des Uaſchás= oder Barataria=Sees liegen, (der bey weitem unbeträchtlicher, als der Pontchartrain=See, und ungefähr zwey franz. Meilen vom Strom entfernt iſt,) wo gute Rindvieh= und Schweine=Zucht getrieben wird; desgleichen diejenigen, die ſich nach der Mündung eben dieſes Sees am Strande des Meeres befinden, wo ſich einige Jäger und Fiſcher angeſiedelt haben.

Dies wäre denn in der Kürze der richtige Abriß von dieſer Kolonie, die in einem unermeßlich weiten Striche Landes dem Anblicke des Reiſenden nichts, als iſolirte Punkte von geringem Ertrage darbietet, ausgenommen an den Ufern des Stromes, wie wir es bereits angegeben haben, fünfzehn franz. Meilen weit unterhalb der Stadt bis ſechzig franz. Meilen oberhalb derſelben; ſo wie den weitläufigen Kanton der Atakapas und Opeluſſas, dem es, meines Erachtens, durchaus an weiter nichts fehlt, als an einer Niederlage in ſeiner Mitte, und an einem unmittelbaren Vertriebs=Wege nach der See, wozu die Möglichkeit da iſt, um künftighin vielleicht ein eben ſo intereſſanter Theil der Kolonie zu werden, als der an den Ufern des Miſſiſſipi.

Siebentes Kapitel.

Natur und Eigenſchaften des Bodens an den Ufern des Miſſiſſipi, und in den übrigen Pflanzſtätten der Kolonie.

Der Boden an den Ufern des Stromes und aller ſeiner Arme iſt eine graulichte, theils ſchlammige und thonige, theils ſandige Erde, die augenſcheinlich durch die Berührung des Waſſers eine braune Farbe erhält; eine Erde, die leicht feucht und eben ſo leicht wieder trocken wird, und die, allem Anſcheine nach, durch allmähliche Anſchwemmungen des Stromes entſtanden iſt, der in gewiſſer Rückſicht auf dieſe Art ganz Nieder=Louiſiana hervorgebracht hat. Man findet keinen Stein, keinen Kieſel von irgend einer Art, weder auf der Oberfläche, noch im Innern dieſer Erde. Man grabe noch ſo wenig in die Oberfläche derſelben hinein, ſo trifft man ſchon auf Waſſer, von dem dieſe, neuerdings geſchaffene Erde allenthalben umgeben, durchdrungen, und gleichſam eingeweicht iſt. Tiefer hinunter trifft man auf ganze Bäume, die darin begraben liegen, und die der Strom ohne Zweifel zur Zeit der Entſtehung dieſer Erde, zu verſchiedenen Malen, herbey geführt und darin abgeſetzt hat. Sie läßt ſich leicht behandeln und zu Ziegeln verarbeiten; ein ſehr ſchätzbarer Vortheil für die Koloniſten! Wenn man ſie ackert, mit tüchtigen Abzugs=Gräben verſieht, und dadurch von ihren wäſſerigen und kalten Theilen frey macht und trocken legt; ſo iſt ſie durchgängig fruchtbar. Auch behagt augenſchein-

lich dieſer Boden allen den Vegetabilien, die ein friſches und feuchtes Erdreich erfordern, wie, zum Beyſpiele, den Garten=Gewächſen, dem Reiß, dem Zuckerrohr, u. d. m. und ſie gedeihen darin.

Andre Pflanzen hingegen, denen dieſes niedrige und wäſſerige Erdreich nicht behagt, wie, unter andern, die ſüße Erdbirne (Batatte, patate douce), der Baumwollen=Strauch, und verſchiedene Obſtbäume, kommen nur zum Theil darin fort, und geben auch keinen beträchtlichen und zuverläßigen Ertrag. Die Erdbirne inſonderheit, dieſes Lebensmittel, deſſen ergiebiger Zuwachs den zahlreichſten Arbeitshäuſern und Werkſtätten in einigen von den Antilliſchen Inſeln, beſonders in St. Domingo, hinlänglichen Unterhalt gewährt, und das in zehnerley verſchiedenen Arten, welche alle gut und geſund ſind, mannichfaltig wechſelt, dieſe ſo nahrhafte Wurzel, dieſes irdiſche Manna in jenen andern Gegenden, giebt, wenn man ſie hier, wie anderwärts, in großen Acker=Breiten und auf freiem Felde baut, wegen der Feuchtigkeit des Erdreiches gar keinen Ertrag. Hier iſt ſie auf eine einzige Art von mittelmäßiger Güte beſchränkt, und kann nirgend anders mit einigem Nutzen gepflanzt werden, als auf reichlich gepflügten, und zu dieſer Abſicht zugerichteten Erdhügeln. Dies ſind denn aber auch Schwierigkeiten und Hinderniſſe, wodurch der Anbau auf gar kleine, und zum Unterhalte der Arbeitsleute in allem Betracht unzulängliche Pflanzungen um ſo mehr beſchränkt wird, weil dergleichen Anpflanzungen nicht mehr als einmal im Jahre Statt finden.

Der Boden der Atakapas und eines Theiles der Opeluſſas hat, auſſer den guten Eigenſchaften des Bodens an den Strom-Ufern, noch große Vorzüge, die ihm eigen ſind. Er iſt weit weniger feucht, und taugt überhaupt beſſer zu jeder Pflanzen-Art, ausgenommen zum Reißbau. Er bequemt ſich, mit gleich gutem Erfolge, ſowohl zu dem Anbau europäiſcher, als amerikaniſcher Gewächſe. Das Getraide von allen Arten, der Weinſtock, der Oelbaum, der Maulbeerbaum, der Flachs, der Hanf, der Waid und der Krapp kommen darin eben ſo gut fort, wie das Zuckerrohr, der Baumwollenſtrauch, das Indigo, der indianiſche Feigenbaum, und der Tabak. Ich will hiemit eben nicht geſagt haben, daß alle dieſe mannichfaltigen Produkte darin gleich ſtarken Ertrag gäben; aber genug, die Verſuche, die mit dem Anbau und der Unterhaltung derjenigen von den genannten Produkten, welche ſich noch nicht darin verbreitet haben, angeſtellt worden ſind, haben alle ein ſo vielverſprechendes Reſultat gegeben, daß man daraus mit Recht den Schluß folgern kann, der Boden dieſes Landes tauge zu den einen ſo gut, wie zu den andern.

Was den Boden der jenſeits der Gränzen von Nieder-Louiſiana gelegenen Ländereien anlangt, ſo ſcheint er in verſchiedenen Gegenden, ſandig und kieſig; in vielen andern mager, trocken, feſt, von geringer Tiefe, über einer Schicht von Tuffſtein (lit de tuf), und überhaupt nicht gar fruchtbar zu ſeyn, ausgenommen in den engen Thälern, die zwiſchen den kleinen Bergen liegen, mit denen dieſe Gegenden, ſo zu ſagen, wellenförmig überſäet

ſind, ſo wie an den Ufern der Flüſſe und des Stromes, welche auch übrigens die einzigen, dort mit Holze bekränzten Stellen, (ein gewöhnliches Merkmal der Fruchtbarkeit,) ſind.

Achtes Kapitel.

Klima und Temperatur des Landes in dem niedern Theile der Kolonie.

Bey Unterſuchung des Klima's und der Temperatur des Landes machen wir den Anfang mit Nieder-Louiſiana und Weſt-Florida, die das weſentliche Stück der Kolonie bilden.

Letzteres Land iſt, dem größten Theile nach, zwiſchen dem dreißigſten und ein und dreißigſten Parallelen-Grade gelegen, und hat mit dem ganzen feſten Lande von Amerika, und mit allem, was dazu gehört, den Umſtand gemein, daß die Temperatur darin bey weitem weniger warm, und bey weitem feuchter iſt, als in dem gleichen Striche der alten Welt, von der die neue durch das atlantiſche Meer geſchieden iſt. Dieſer Unterſchied beträgt in Anſehung der Wärme ungefähr zwölf Grade, ſo daß ſich ein Land in Amerika, welches, wie das, von dem hier die Rede iſt, vom dreißigſten bis zum ein und dreißigſten Grade nördlicher Breite liegt, in dieſem Stücke ſo wenig

mit einem in Afrika auf der nämlichen Parallele gelegenen, wie zum Beiſpiele dem Königreich Marokko, in Vergleichung ſtellen läßt, daß es vielmehr im Gegentheile mit dem überein trifft, welches ſich in Europa zwiſchen dem vierzigſten und zwey und vierzigſten Grade befindet, wie Kaſtilien und Katalonien in Spanien, und einige Stücke von Rouſſillon und der Provence in Frankreich. Ich rede hier bloß von dem Wärme-Verhältniſſe zwiſchen einem Land und dem andern. Was die, dem Boden und der Luft anklebende Feuchtigkeit betrifft, ſo weiß ich in dieſem Stücke keinen Maaßſtab zu einer Vergleichung zwiſchen dieſem Land inſonderheit und irgend einem andern in der alten Welt anzugeben.

Dieſe Feuchtigkeit, die hier, wie es ſcheint, endemiſch und beträchtlicher iſt, als ſonſt irgendwo, geht zu gewiſſen Zeiten im Jahre ſo weit, daß alsdann alles in der Geſchwindigkeit verdirbt und ſchimmlich wird; und man hat ſogar bemerket, daß die inwendige Seite der Mauern von ganz neu mit Ziegeln gebauten Häuſern zu Neu-Orleans, während ſolcher Zeit ſo ſtark mit dieſer Näſſe geſchwängert wird, daß das Waſſer daran ausſchlägt. Uebrigens darf man ſich hierüber nicht wundern, wenn man zu den urſprünglichen Urſachen dieſer, dem ganzen feſten Lande von Amerika gemeinſchaftlichen Feuchtigkeit noch die Neben-Urſachen rechnet, die dieſem Land eigen ſind, und durch die hier die Maſſe und die Wirkungen derſelben merklich vermehret werden; wenn man bedenkt, daß dieſes Land durch das Waſſer gebildet worden zu ſeyn ſcheint, und ſein Inneres ſowohl, als ſeine Oberfläche faſt

allenthalben den Augen die Gegenwart dieſes Elements darlegen. Deswegen ſagte auch eines Tages ein guter, ehrlicher Kreole zu mir: „wenn einmal das Waſſer in Louiſiana fehlt, wird es ſonſt überall gar keines mehr geben.“

Uebrigens erfreut ſich dieſes Land keiner angenehmen und nützlichen Abwechslung von trocknem und Regen-Wetter. In dieſer Hinſicht iſt es von einer Monotonie, die eben ſo verdrüßlich, als dem phyſiſchen Zuſtande der Körper, zumal nach Proportion des Uebermaaßes und der Kontinuität der Regengüſſe, nachtheilig iſt; eine Ungelegenheit, welche in dieſem feuchten und ſumpfigen Lande bey weitem mehr ſchadet, als die entgegen geſetzte Temperatur.

Dabey haben die Jahreszeiten hier zwar den einer jeden eignen Karakter, ſind aber doch ziemlich gemiſcht. Der Frühling, der ſich gleich zu Anfange des März-Monats mit friſchem Grün und Blumen zu zeigen beginnt, kündigt ſich durch eine ſanfte Luft an, wird jedoch bey alle dem durch häufige, obwohl gemäßigte Regenſchauer und ziemlich ſtarke Südwinde ſeiner Reize beraubt; auf dieſe ſtellt ſich hernach eine heitere, ſtille, ſchöne Witterung ein, welche von den erſten April-Tagen an Platz greift, und bis zur Mitte des Junius fortwährt, indeß der Sommer heran kömmt, der ſich durch einen höhern Grad von Wärme durch einige Ungewitter und viel Regengüſſe auszeichnet. Der Herbſt-Anfang iſt ſchön, und die angenehme Temperatur dieſer Jahreszeit währt bis zur Mitte des Novembers, wo das Wetter in Unordnung zu gerathen beginnt, wo es bald kalt,

bald regenhaft wird, und wo einige kleine Reiſe, die ſich von Zeit zu Zeit einmal zeigen, den heran nahenden Winter verkündigen. In dieſer letzten Jahreszeit herrſchen zwey Winde, welche, einer um den andern, ſchnell mit einander abwechſeln; der Süd oder Süd-Oſt, der eine regenhafte und gemeiniglich naßkalte Witterung mit ſich bringt; und der Nord oder Nord-Weſt, der jenen ablöst, und kaltes, jedoch faſt immer trocknes, reines und heiteres Wetter herbey führt. Dieſe beiderley Lüfte und Winde theilen ſich in dieſe Jahreszeit, und theilen derſelben ihre einander entgegen geſetzten Eigenſchaften mit, ſo daß man während der kalten Jahreszeit, welche gegen die Mitte des Novembers eintritt und ſich um die Mitte des März wieder verliert, heute vor Froſt mit den Zähnen klappert und ſich ſorgfältig wärmt, und morgen, je nachdem es der oben herrſchende Wind erfordert, das Feuer in den Kaminen wieder ausgehen, und die Zimmer offen ſtehen läßt. Dieſe Verſchiedenheit der Temperatur, dieſe plötzliche Verwandlung in der Atmosphäre, (wieder eine Eigenheit, die man in Amerika durchgehends inne wird,) zieht jedoch hier keine ſo beſchwerliche Folgen nach ſich, als man zu vermuthen Anfangs geneigt ſeyn möchte. Ueberhaupt ſind vom Ausgange des Novembers an bis zum Eintritte des Aprils, die Regengüſſe in dieſer Gegend eben ſo häufig, wie die Nebel, die gemeiniglich des Morgens, bald von der Reihe Holzungen, die den Horizont auf allen Seiten umgürtet, und bald über den Strom her, der die Mitte dieſes Horizontes ausmacht, aufſteigen, und bey hohem Tage ſich wieder verlieren.

Man genießt alſo in dieſem Lande, einen Theil von Frühling und Herbſt über, einer angenehmen und milden Temperatur. Die Hitze des Sommers iſt ganz erträglich, manche Tage ausgenommen, wo die Luft ſchwül iſt und kein Wind geht; und der Winter iſt ſehr leidlich. Nach einem ziemlich guten Reaumürſchen Thermometer, welches im Schatten und in einem Zimmer hängt, wo es dem Einfluſſe der äußern Luft ausgeſetzt iſt, hat die gewöhnliche mittlere Wärme von drey Sommern, die ich in dieſem Lande zugebracht habe, vier bis ſechs und zwanzig Grade, manchmal drüber und manchmal drunter betragen, und die ſtärkſte Hitze iſt acht und zwanzig und ein Drittel-Grade geweſen. An eben demſelben Thermometer, das den erſten Winter über, den ich in dieſem Lande zugebracht habe, und der einer der härteſten und anhaltendſten geweſen iſt, welchen man ſeit langer Zeit erlebt hatte, (den Winter von 1799 zu 1800.) auf gedachte Art dem Einfluſſe der Luft ausgeſetzt war, hat die gewöhnliche Kälte zwiſchen dem Gefrier-Punkte bey anbrechendem Tage und ſieben bis acht Graden drüber um zwey Uhr Nachmittags geſtanden; und der ſtärkſte Froſt, der ſich hier ereignete, gieng nicht weiter, als daß das Queckſilber ungefähr zwey Grad unter den Eispunkt fiel.

Der folgende Winter iſt ſchon viel gelinder, und noch obendrein gar nicht ſo anhaltend geweſen; und der, in dem wir jetzt leben, iſt noch gemäßigter, als der vorige, wie er denn bis zu Februars-Anfange nicht mehr als vier oder fünf mal einen unbedeutenden Reif mit ſich gebracht hat. Noch bis jetzt iſt das Thermometer nur zwey mal, und

kaum auf ein Paar Minuten bis auf den Gefrierpunkt gefallen, und hat ſich faſt immer zwiſchen dem zehnten und zwanzigſten Grad über Eis gehalten; eine Temperatur, die mehr zum Frühling, als zum Winter gehöret.

In dem erſten Winter, deſſen ich gedacht habe, wo der Froſt ſchärfer war und länger anhielt, habe ich acht bis neun Linien dickes Eis geſehen, welches hier zu Lande nicht oft vorkömmt; und was hier in Wahrheit eine noch gröſſere Seltenheit, und beynahe einer Wunder-Erſcheinung gleich iſt, war der Schnee, den man da am 2ten Februar 1800 den ganzen Vormittag über in Flocken fallen ſah; ein ganz neues Schauſpiel für viele Kreolen im Lande, die ein Alter von zwanzig Jahren erreichet hatten, und ſich wenigſtens nicht erinnern konnten, es noch jemals geſehen zu haben. Was mich aber an jenem Morgen auf eine ganz eigne Art intereſſirte, und ſowohl meiner Einbildungskraft, als meinen Augen vollauf zu thun gab, (da ich einige Zuckerſiedereyen im Geſichte hatte, deren Bau damals noch nicht ganz vollendet war,) war der Anblick, den damals der Giebel dieſer Manufakturen bis zu dem auswendigen Umkreiſe der Luftlöcher ihrer Rauchfänge gab. Dieſe Luftlöcher befanden ſich mit einer Schnee-Lage umgeben, da ſich indeß die dicken Rauch- und Dunſt-Wirbel, die aus dieſen Gebäuden aufſtiegen, in der Luft mit dem noch fallenden Schnee-Wirbel vermiſchten; ein Bild, das in ſeiner Art einzig war, und das eben ſo gut zu dem Verſtand, als zu dem Geſichte ſprach, indem es das erſtaunenswürdige Schauſpiel der Behandlung einer Fabrikatur gab, die vor dieſem dem Klima und Boden

des heiſsen Erdgürtels ausſchließlich eigen geweſen war, und die nunmehr durch die ämſige Thätigkeit des Menſchen mitten unter Nebel und Schnee naturaliſiret wurde. Dieſer Anblick von einer ganz beſondern Art, und die Betrachtungen, die er bey mir veranlaßte, waren allerdings ſo beſchaffen, daß ich darüber die Strenge der Witterung gänzlich vergaß.

Als einen der ſeltenſten Vorfälle, der ſich ſo gar ſeit Menſchengedenken hier zu Lande nur ein einziges mal zugetragen hat, beſchreibt man noch bis jetzt die großen Haufen Eisſchollen, die von dem Ganzen ihrer Maſſe abgeſondert, aus einer hohen Breite von wenigſtens fünf bis sechs hundert franz. Meilen her, auf dem Strome herab ſchwimmend, im Februar 1784 in ſo großer Menge nach Nieder-Louiſiana kamen, und auf dem Strom eine ſo weit verbreitete Kette machen, daß es drey bis vier Tage lang nicht möglich war, quer über den Strom von einem Ufer zum andern zu ſetzen, weil dieſe ungeheueren Schollen an einander hiengen, und hin und wieder mit betäubendem Praſſeln an einander prallten. Der Strom führte ſie nach der See hinaus; und Schiffe, die in einer großen Entfernung von der Küſte ſegelten, begegneten noch beträchtlichen Blöcken davon. Der Meerbuſen von Mexiko gab alſo damals den Anblick von den mit den Polen benachbarten Meeren; und es wäre ſo gar nicht unmöglich geweſen, daß ein heftiger Windſtoß aus Nord-Weſten, (dergleichen man zu dieſer Jahreszeit ziemlich oft erlebt,) einen Theil von eben dieſen Eisſchollen bis nach den Küſten von Cuba, und folglich über den Wendecirkel hinaus getrieben hätte.

Wieder auf den Faden unſers Gegenſtandes zu kommen, will ich zu dem, was ich in Rückſicht auf die Temperatur dieſes Landes bereits geſagt habe, noch hinzuſetzen, daß der Monat, in dem die Hitze hier am fühlbarſten und drückendſten geſpürt wird, der Julius iſt, weil alsdann die Winde aus keinem Punkte des Horizontes her wehen, und dieſe tiefe Stille der Luft der Hitze der Atmosphäre ein neues Gewicht um ſo mehr zuſetzt, da die Atmosphäre alsdann noch überdies nicht, wie im folgenden Monate, durch häufige Strich-Regen abgekühlt wird; und daß dagegen die Zeit, in der die Kälte den ſtärkſten Eindruck macht, keine andere iſt, als der December — und dies wegen der Winde aus Norden und Nord-Weſten, die dann eine Schnee- oder Eis-Luft mit ſich bringen; beſonders letzterer, der mit ununterbrochener Heftigkeit weht, Reif herbey führt, und kleine Eisrinden von höchſtens einem halben Zoll in der Dicke anſetzt, die ſich in der Nacht bilden, die aber bey den erſten Sonnenſtrahlen wieder abthauen.

Eben dieſer Wind, der die aufgethürmten Wolken vor ſich her jagt, fegt und ſäubert den Himmel, (weswegen er hier auch der Beſen genannt wird,) und iſt zwar ſehr rauh und kalt, führt aber doch dafür auch Prinzipien der Geſundheit, des Lebens und des Frohſinnes herbey und verbreitet ſie. Er ſtärkt und erleichtert den Leib, und vertreibt die Eindrücke von Trübſinn und Unmuth, die der Nebel-Schleyer und Regen-Hauch der Süd- und Oſt-Winde in dieſer Jahreszeit erzeugen. Ich habe ſchon oftmals die Schönheit und Reinheit des von einer ſtrahlen-

den Sonne verſchönerten Firmamentes, und den ganz eignen Schimmer, den daſſelbe während der Nacht von den tauſend und aber tauſend funkelnden Geſtirnen bekömmt, mit denen es zu der Zeit, wann dieſer Wind weht, und, ſobald er einzutreten beginnt, überſäet iſt, mit Bewunderung angeſchaut.

Wie aber in der Welt nichts iſt, was nicht ſeine Vortheile ſowohl, als ſeine Nachtheile hätte, ſo verhält es ſich auch mit eben dieſem Nordweſt-Winde. So viel Nutzen er im Spätjahre dadurch ſchafft, daß er die Zeitigung der Pflanzen und des Obſtes befördert und zur Vollkommenheit bringt, daß er ein zu ſpätes und überflüſſiges Wachsthum hemmt und erſtickt, um es nach Ablaufe des Winters wieder deſto thätiger und kräftiger zu machen; daß er einen guten Theil von den Inſekten, die der Kultur ſchaden, tödtet; daß er endlich auch die faulen und giftigen Theilchen der Atmosphäre zerſtreut, indem er die ganze Maſſe derſelben reinigt; ſo iſt er doch dagegen auch bey herannahendem Frühlinge und in den erſten Tagen deſſelben überaus nachtheilig, ſobald er mit einiger Heftigkeit zu wehen beginnt, weil er dann die ausbrechenden, und zum Theile ſogar ſchon aufgegangenen Keime aller Vegetabilien gefrieren macht und ertödtet, das Erdreich kältet, austrocknet und verhärtet, deſſen zu ſolcher Zeit ſo nothwendige Vegetation er hemmt und verſpätigt; überdies auch die Geſundheit durch Huſten, Schnupfen und Flüſſe auf der Bruſt zerrüttet, indem er eine plötzliche Kälte erzeugt, wodurch die Transſpiration unterdrücket, und die natürliche Abſonderung der Säfte geſtört wird.

Neuntes Kapitel.

Einfluß des Klima's und der natürlichen Beſchaffenheit des Landes auf den menſchlichen Leib.

In Rückſicht der Lage und der Beſtandtheile dieſes Landes, ſollte man denken, daß es ſehr ungeſund ſeyn müßte; gleichwohl iſt dies der Fall bey weitem nicht ſo ſehr, als der Anſchein es glauben macht; dies iſt ohne Zweifel beſonderen Urſachen zuzuſchreiben, welche der urſprünglich ſchädlichen Naturbeſchaffenheit des Lokals entgegen wirken, und die Nachtheiligkeit ihrer Folgen mindern. Ehe wir weiter gehen, wollen wir wenigſtens zum Theil die Urſachen hiervon zu erforſchen ſuchen — die nicht in den Arbeiten und Anſtalten der Menſchen, wovon hier zu Lande hierin beinahe noch gar nichts zu bemerken iſt, wohl aber in der natürlichen Beſchaffenheit und dem Zuſtande des Landes ſelbſt, zu finden ſind.

Sollten nicht einige von dieſen Urſachen, erſtens, in dem Winter liegen, der die Wirkſamkeit jener vorgedachten ſchädlichen Eigenſchaften, die hauptſächlich in der Gährung und Fäulniß beſtehen, welche die Miſchung und Verbindung der Wärme und Feuchtigkeit auf einem flachen, und überall mit ſtilleſtehenden Gewäſſern und faulenden Materien angefüllten Erdreiche, natürlicher Weiſe erzeugen muß, hemmt und zurückhält, und dadurch die Wir-

kungen derſelben wenigſtens verringert, wo nicht gar vernichtet? Zweytens, in den Winden, die dieſe niedrige und flache Ebene faſt unabläßig, und von allen Seiten her fegen, und dadurch nothwendiger Weiſe die Wirkung eben dieſer Verbindung ſchwächen? Drittens, in den Holzungen, mit denen ein großer Theil von den ſumpfigen Gegenden, welche dieſes Land durchſchneiden, bewachſen und umgeben iſt, die dieſe ſtillſtehenden und ſchlammigen Gewäſſer dem Einfluſſe der Sonne und ihrer Hitze entziehen, folglich auch der Verderbniß derſelben entgegen wirken, und dadurch verhindern, daß kein gefährlicher Dunſt, kein ſchädliches Miasma daraus aufſteigt? Eine vierte Urſache dürfte wohl auch noch von der Lage und Beſchaffenheit des Bodens ſelbſt herrühren, der, in unbeholzten Gegenden und da wo der Ueberfluß der Feuchtigkeit ihn nicht beläſtigt, ſo wie an ſchattigen Orten, nachdem er durch den geringen Abhang des Erdreichs gegen die Wälder und Gärten eines Theils des Regen- und andern Waſſers, das auf dieſe Weiſe abläuft, entledigt worden, einen andern Theil deſſelben in kurzer Zeit wie ein Schwamm einſchluckt; wo dann die Sonne den Ueberreſt leicht auftrocknet.

Dies ſind, wie mich dünkt, mehrere von den Urſachen, die hier zuſammen treffen, um die Luft dieſes Landes geſund zu erhalten, oder wenigſtens den entgegengeſetzten Wirkungen zu widerſtehen. Wenn nun der Menſch auch dieſen heilſamen Wirkungen keine größere Ausdehnung giebt, ſondern ſie nur nicht hindert; ſo bin ich, wenn ich die ſolchergeſtalt in dieſem Lande vereinigten

Krankheits- und Geſundheits-Urſachen überlege, ſehr geneigt zu glauben, es müſſe aus dieſer Verbindung ein gemiſchter Zuſtand entſtehen, der dem menſchlichen Geſchlecht in vielen Rückſichten eher nützlich, als ſchädlich iſt. Hiervon kann ich mich übrigens ziemlich überzeugen, wenn ich die Augen auf das platte Land von Louiſiana werfe, wo man überhaupt keine ſchweren Krankheiten herrſchen ſieht; wo lebensgefährliche Seuchen ungemein ſelten ſind; wo man eine ziemlich große Menge bejahrter Menſchen von beiderley Geſchlecht antrifft; wo ſechzigjährige Männer gemeiniglich friſch und geſund, und noch bey vollen Kräften ſind, (wie es eben ſo wohl an den Schwarzen, als an den Weißen beobachtet wird) wo man, um mit einem Wort alles zu ſagen, weder Aerzte, noch Wundärzte in Thätigkeit ſieht, und wo man ſich zwanzig und mehr fr. Meilen weit nach der Stadt bringen laſſen muß, um welche zu finden, wenn es, in einem überaus ſeltnen, unglücklichen Falle, nicht möglich iſt, ihrer Hülfe zu entbehren. Dieſe Darſtellung beruht auf der Wahrheit, und gründet ſich auf Thatſachen, welche man, vernünftiger Weiſe nicht Lügen ſtrafen kann. Kurz, alles erwogen, kann man eben nicht beſtimmt verſichern, daß das Innere dieſes Landes zu den aller geſundeſten Gegenden der Welt gehöre; aber es läßt ſich auch durchaus nicht ſagen, daß es, eigentlich zu reden, ein ungeſunder Aufenthalt wäre.

Nicht ſo glücklich in dieſer Hinſicht, wie das platte Land in der Nachbarſchaft von Neu-Orleans, iſt dieſer Hauptort der Kolonie ſelbſt. Dieſer wird ſeit einigen Jahren während der Monate Julius, Auguſt, Septem-

der, und eines Theiles vom Oktober mit einem bösarti-
gen Fieber vom ſchlimmſten Charakter geängſtigt, deſſen Symptomen und Zufälle ſo ungemein verſchieden und mannichfach ſind, daß die Meiſter der Kunſt, wenigſtens diejenigen, die in dieſer Stadt die edle und nützliche Profeſſion des Arztes treiben, die aus acht bis zehn Wundärzten, ohne Studien und ohne Gelehrſamkeit, mit Ausnahme einiger Wenigen, beſtehen, ſich dabey gar nicht zu helfen wiſſen, und im Grunde kein einziges kräftiges Mittel kennen, welches ſie dieſer peſtilenzialiſchen Plage entgegen ſetzen ſollten.

Dieſe ſchnelle und in ihren Fortſchritten ſchröckliche, obgleich in ihren erſten Spuren oft nichts weniger als gefährlich ſcheinende Krankheit fängt gemeiniglich mit einer lebhaften Röthe, von der die Hautfarbe glüht, mit ziemlich heftigem Kopfweh, und einem unerklärbaren Schmerz in verſchiedenen Theilen des Leibes an. Das Fieber iſt ein anhaltendes; vom zweyten Tag an bis zum dritten nimmt das Uebel noch mehr überhand, und zeichnet ſich durch außerordentliche Hitze, gänzlichen Mangel an Tranſpiration, und beträchtliches Naſenbluten oder Blutſpeyen aus, auf welches insgemein noch ein Erbrechen von brauner Materie folgt, die wie Schifftheer ausſieht. Die unmittelbaren Folgen hiervon ſind ſchnelle Abnahme aller Kräfte, völlige Gelbſucht, zuweilen Anfälle von Wahnſinn und der Tod, der zwiſchen dem fünften und neunten Tag einſchließlich, dem Uebel ein Ende macht. Was dieſer gefährlichen Krankheit eigen zu ſeyn ſcheint, iſt der auffallende Kontraſt, der ſich dabey an der Hautfarbe

des Patienten zeigt, und den man gar leicht im Anfange des Uebels und bey dem traurigen Ausgange deſſelben wahrnehmen kann. In der erſten Periode iſt das Geſicht des Kranken über alle Maaßen hochroth gefärbt; hernach bekömmt es, ohne Aderlaß, manchmal ſogar ohne irgend eine beträchtliche Ausleerung, durch plötzlichen, raſchen Uebergang ein ſchwarzgelbes Anſehen, welches nach dem Tode des Patienten zunimmt, und ſich mit ſchwärzlichen und dunkelrothen Flecken, die an verſchiedenen Stellen den Quetſchungen mit unterlaufenem Blute gleichen, über alle Theile des Leibes verbreitet. Ohne Zweifel hat dieſe Krankheit davon den Namen des gelben Fiebers bekommen; weil man ihr keine beſtimmtere Benennung zu geben wußte. Noch hat man übrigens zu verſchiedenen Malen folgenden merkwürdigen Umſtand wahrgenommen; die braunen Materien, die ein ſolcher Patient den letzten und vorletzten Tag ſeines Elendes ausleert, ſind ſo ſcharf und ätzend, daß die kleinſten Theilchen davon, die ihm unter'm Erbrechen auf die Spitze der Lippen fallen und da hängen bleiben, wenn ſie nicht ſogleich rein abgewiſcht werden, die Haut, wie ein Feuerbrand, verbrennen und zerfreſſen.

Es giebt alſo bey dieſer Krankheit dreyerley Umſtände zu beobachten, die ihr eigen ſind oder wenigſtens vorzüglich zukommen; nämlich in ihrem Antritte die glühende Röthe des Patienten, in der Kriſis das Erbrechen mit Blut und ſchwärzlichen Materien, und die durchgängige, über den ganzen Leib ſich verbreitende Gelbſucht. Wollte man die Urſache des Uebels durch Unterſuchung ſeiner haupt-

ſächlichſten Wirkungen erforſchen, ſo ließe ſich daſſelbe meines Erachtens, eher der äußerſten Gährung der Blutmaſſe, der Zerſetzung und Fäulung derſelben beymeſſen, als einer Verderbniß der Galle und der Säfte. Es iſt möglich, daß ich mich in dieſem Stücke, wie in ſo manchem andern, irre, aber das iſt meine Meinung.

Seit ſechs bis ſieben Jahren her *) richtet dieſe Krankheit, faſt alle Sommer über, in der Stadt viele Verwüſtungen an, thut aber faſt gar keinen Schaden auf dem Lande, wo die Leute ſie bloß aus dem zwiſchen einem Orte und dem andern beſtehenden Verkehr, und aus den Folgen von dieſem Verkehre kennen. Indeſſen behaupten doch die Aerzte, ſie ſey nicht epidemiſch. Ich mag hierüber ſo zuverſichtlich nicht urtheilen, wie ſie, und laſſe es dabey bewenden, daß ich denke, ſie ſey nicht anſteckend und im eigentlichen Sinne nicht peſtilenzialiſch. Dagegen aber bin ich ſehr geneigt, zu glauben, daß ſich zu den Zeiten, wo ſie herrſcht, der Urſtoff davon in der Luft befinde; und daß man in dem Falle, wo man nicht ganz nahe Gefahr läuft, dieſe Krankheit dadurch zu bekommen, daß man Jemanden, der ſchon damit behaftet iſt, beſucht oder gar wartet und pflegt, doch dieſer Gefahr mehr oder weniger unterworfen ſey, wenn man häufig an Orte kömmt, an denen ſie ihre Verheerungen treibt; daß dem zu Folge

*) Das gelbe Fieber ſoll erſt im J. 1792. durch ein Sklavenſchiff von der Küſte von Guinea nach Weſtindien, und im Julius 1793 durch einen franzöſiſchen Schooner nach Philadelphia gebracht worden ſeyn. D. H.

dieſes Uebel nicht ſowohl durch Annäherung zu dem Patienten, und beſonders durch Berührung deſſelben, als vielmehr durch den Einfluß der mit den ungeſunden Eigenſchaften geſchwängerten Luft, und durch den Eindruck, den dieſe Luft auf den Zuſtand und die phyſiſche Empfänglichkeit des Körpers macht, mitgetheilt und entwickelt werde.

Zu Begründung deſſen, was ich ſo eben vorgetragen habe, muß ich Folgendes ſagen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß Leute, die immer in der Stadt wohnen, und die ihrer Geſchäfte wegen auch dieſe bedenkliche Jahreszeit über da zu bleiben genöthigt ſind, bey weitem nicht ſo leicht mit dieſer Krankheit befallen worden, als andere, die zu eben der Zeit vom Land oder ſonſt woher dahin kommen; und daß ein vorübergehender Aufenthalt darinnen in dieſer Epoche viel gefährlicher in allen Rückſichten ſey, als ein bleibender Wohnſitz; gleichſam als identificirte ſich der menſchliche Leib mit der Luft, in der er dann lebt, und als wäre der Eindruck, den ſie plötzlich auf ihn macht, viel ſchädlicher, als ihr beſtändiger Einfluß. Was für eine Bewandniß es auch mit dieſer Sache haben, und was für eine Vermuthung man darüber hegen mag, ſo hat die Erfahrung ſehr oft ſo wohl an neuerdings angekommenen Fremden, als an Leuten aus dem Lande ſelbſt, die vom Land in die Stadt gekommen, und nur von früh Morgens bis auf den Abend da geblieben ſind, bewieſen, daß ſie den Keim, oder vielmehr das Gift dieſer unſeligen Krankheit mit heraus gebracht haben, deren Opfer ſie in wenig Tagen darauf wurden. Dieſe einzelnen Fälle abge-

rechnet, iſt das platte Land bis jetzt noch nicht mit dieſ
Plage heimgeſucht worden; und noch iſt es, wie es ſchein
bloß auf die Stadt und die zunächſt umliegenden Gegen
den beſchränket, wo es ein tief eindringendes Schreck
in allen Gemüthern verbreitet, und während der gewal
ſamen Herrſchaft des Uebels alles Verkehr zwiſchen de
Handelsleuten und den Einwohnern ſtört und unterbrich

Man hat ferner behauptet, daß unter den Einwo
nern dieſer Stadt der Amerikaner, den der Handel dahi
lockt, am häufigſten ein Opfer dieſes Uebels wird; da
dieſes dem Franzoſen bey weitem weniger wiederfähr
und daß der Spanier nur ſehr ſelten davon befallen wir
Was für einer Urſache ſollen wir eine ſolche Verſchieden
heit des Eindrucks auf dieſe dreyerley Nationen, die do
an einem und eben dem Orte wohnen und einerley Lu
einathmen, beymeſſen, wenn es nicht gewiſſe phyſiſch
und moraliſche Urſachen ſind, die mit dem eigenthümliche
Temperament und der Lebens-Ordnung derſelben zuſam
menhängen, ohne noch die Gewalt zu rechnen, die wi
oben dem Einfluſſe der verdorbenen Luft zugeſchrieben
haben, und die mit mehr Kraft auf die kürzlich angelang-
ten Fremden wirkt, (wie die mehreſten Amerikaner in die-
ſer Stadt ſind,) als auf die Leute im Orte, die gewöhnlich
da wohnen; einem Einfluſſe, der ohne Zweifel das Seinige
beytragen mag, der Krankheit mehr Gewalt und Heftig-
keit bey erſteren, als bey letzteren zu geben? - Wollen wir
dieſe Sache in ihren beiden Extremen betrachten; ſo wer-
den wir zuvörderſt bemerken, daß der Spanier, der an den
Einfluß eines heißen Klimas von Haus aus gewöhnet iſt,

und deſſen Blut alle mit dieſer Temperatur übereinkommenden Eigenſchaften hat, die ſchlimmen Wirkungen deſſelben bey weitem weniger empfinden müſſe, als der Amerikaner, der aus einem kalten Klima kömmt, und deſſen Adern von einem kopiöſern, dickern Blute ſtrotzen, welches auf alle Weiſe deſto mehr geneigt iſt, ſich zu entzünden, und durch die Einwirkung einer ſolchen warmen, ihm ganz ungewöhnlichen Temperatur in Fäulniß zu gehen. Nächſtdem müſſen wir auch bedenken, daß der Spanier, nüchtern und mäßig, von einfachen Nahrungsmitteln lebt, deren Geſchmack er bloß mit Knoblauch, welchen er der Geſundheit für zuträglich hält, zu würzen pflegt, und bey denen er wenig ſtarke Getränke zu ſich nimmt; da hingegen der Amerikaner häufig nahrhafte, reichlich gewürzte Speiſen, und ſtarke Getränke im Uebermaaße genießt. Dieſe Umſtände können, glaub' ich, uns begreiflich machen, warum dieſe, für die Amerikaner ſo mörderiſche Krankheit, für Spanier nicht einmal Gegenſtand der Unruh und Beſorgniß iſt, und dabey doch immer furchtbar für Franzoſen bleibt, deren Temperament und Lebensart nicht ſo gut, wie die Leibesbeſchaffenheit und Lebensordnung der letzteren; aber doch noch beſſer, als das Temperament und die Lebensart der erſteren, zu dem Klima paſſen.

Allein was für einer Urſache haben wir nun die Exiſtenz einer ſolchen Krankheit im Innern dieſer Stadt und nicht in dem ringsum benachbarten platten Lande beyzumeſſen? Ich will über dieſen Punkt unverhohlen ſagen, was mich meine eignen Beobachtungen, verbunden mit

den Bemerkungen einiger aufgeklärten, an dem Orte ſelbſt wohnenden Männer gelehret haben.

Zu dem Ende will ich vor allen Dingen einige von den Urſachen aufzählen, die gewiß nicht anders als das Ihrige beytragen können, die Luft, die man in Neu-Orleans einathmet, zu verderben, und die ſie während der Sommerhitze gar wohl fähig machen mögen, ſie mit unreinen und ſchädlichen Miasmen zu ſchwängern. Fürs Erſte, der ganz übermäßige Unflat, der in dieſer Stadt, am Hafen, in den Gaſſen, an den leeren Plätzen, ſogar in den Höfen vieler Häuſer überall herrſcht, wohin man ohne Unterſchied ganze Haufen von Unreinigkeiten wirft, welche nur zum Theil und gar langſam forgeſchafft werden. Fürs Zweyte, der Mangel an Abzug der ſtillſtehenden und faulenden Gewäſſer, die, mit ſo vielem Unrathe vermiſcht, in der Mitte der Stadt, mitten auf den flach und tief-liegenden, ungepflaſterten Straßen, und an vielen andern Stellen mehr, weitläufige Moder-Lachen und ſtinkende Kloaken bilden. Fürs Dritte, die hohen Häuſer von Ziegelſteinen, die ſeit einigen Jahren hier empor wachſen, die dann mehr Feuchtigkeit, als die andern, bey ſich behalten, und ſie an einem Orte, der ſchon an ſich ſelbſt ſo feucht iſt, aufhalten, und die überdies durch ihre Maſſe und Höhe den Luftzug hemmen und auffangen, deſſen beſtändig mehr oder weniger, und in verſchiedenen Richtungen wirkende Kraft, wenn ihm dieſes Hinderniß nicht entgegen ſtände, die ſchädlichen Theilchen, die dann in der untern Atmosphäre circuliren, vertreiben, oder doch wenigſtens verringern, eben dieſe Luft erfriſchen, und ſie ſo

mit reiner und geſunder machen würde. Fürs Vierte endlich, die vor einigen Jahren rings um die Stadt her unter dem Vorwande nöthiger Befeſtigung geöffneten Gräben, und die Verhaue, die man von außen rings herum gemacht hat, woraus hernach während der heißen Jahreszeit ſtinkende Dünſte aufgeſtiegen ſind, die vor Eröffnung dieſer Gräben und Verhaue nicht waren.

Dieſen vornehmſten Urſachen der Ungeſundheit, welche Niemand, meines Erachtens, nach einiger Unterſuchung läugnen wird, können wir noch eine andere beyfügen, der viele verſtändige und wohl unterrichtete Leute im Lande einen großen Einfluß, und, um es rein heraus zu ſagen, ſogar den Urſprung dieſer Krankheit in der Kolonie beymeſſen. Da in einer zu Erhaltung der Menſchheit ſo wichtigen Sache durchaus nichts aus der Acht zu laſſen iſt; ſo wollen wir alſo dieſe hier ſo benannte Original-Urſache des Uebels, mit dem wir es zu thun haben, angeben, ohne ſie eben durchaus anzunehmen oder zu verwerfen, und wollen unſere Meinung im Zweifel laſſen, bis die Erfahrung ſo ſehr zu neuen Beobachtungen gekommen ſeyn wird, daß ſie aller Ungewißheit ein Ende machen, und uns in Stand ſetzen kann, ein ſicheres Urtheil in dieſer Hinſicht zu fällen.

Man behauptet, dieſe Krankheit wäre in Neu-Orleans nur erſt ſeit ſechs bis ſieben Jahren bekannt; welches grade die Epoche iſt, ſeit welcher der amerikaniſche Handel eine gewiſſe Ausdehnung in dieſer Stadt bekommen hat; und man zieht hieraus, und aus dem Umſtande, daß

eben dieſes gelbe Fieber ſchon vor gedachter Epoche im Norden von Amerika geherrſcht hat, (wie aus der Verheerung erhellt, welche ſie im Sommer 1798 zu Philadelphia und anderwärts anrichtete): den Schluß, daß ſie von den Amerikanern dahin gebracht worden ſey, die denn freylich auch die hauptſächlichſten Opfer derſelben ſind.

Ohne über das, wovon die Rede iſt, ein übereiltes Urtheil im voraus zu fällen, will ich nur ſo viel ſagen: es iſt wirklich eine öffentlich und überall bekannte und zuverläßige Thatſache, daß dieſes tödtliche Fieber ſeit ungefähr zehn Jahren in einigen großen Städten von Nord-Amerika, namentlich beſonders in Philadelphia und New-York herrſcht, wo es auch zuerſt entſtanden zu ſeyn ſcheint, und wo es ſo gar den Namen, unter dem wir es kennen, bekommen hat; und daß es daſelbſt, ſeit dieſer unglücklichen Epoche, faſt alljährlich, während der gedachten Monate Julius, Auguſt, September, und eines Theiles vom October, beträchtliche Verheerungen anrichtet, ſo daß gedachte Städte während der Herrſchaft dieſer Krankheit einſam und faſt menſchenleer werden, indem ſie Anlaß giebt, daß theils ein großer Theil von der vor der Härte dieſer Plage erſchrockenen Einwohnern aufs Land flüchten, theils diejenigen, die der Handel oder andere Angelegenheiten zu jeder andern Zeit dahin zu gehen bewegen, ſich von denſelben entfernt halten. Und was in Wahrheit ganz eigen, und ſehr anmerkenswerth iſt, ſo läßt das Uebel in eben dieſen Städten, (wie anderwärts,) ſeine Wut weit mehr an den Amerikanern aus, als an den Fremden, die doch in großer Menge da ſind.

Da nun aber erwieſen iſt, daß gewiſſe Krankheiten oder Gebrechen, als z. B. Flechten, Kröpfe, Ausſatz, Scharbock, Kinderblattern, Luſtſeuche, und endlich ſo gar die Peſt, von je her gewiſſen Ländern, und den darinnen wohnenden Menſchen vorzüglich eigen geweſen ſind; ſollte man nicht berechtiget ſeyn, aus dieſer Wahrnehmung und dem Vorhergeſagten die Folgerung zu ziehen, daß das gelbe Fieber ebenfalls eine endemiſche Krankheit in den Vereinigten Staaten wäre? Das glaube ich aber nicht; erſtlich, weil es erſt zwölf bis funfzehn Jahre her ſind, daß man ſie auch da noch nicht gekannt hat; zweytens, weil die Leute außerhalb des Umkreiſes einiger Handelsſtädte und der unmittelbar daran gränzenden Gegenden vor dieſer ſchröcklichen Plage ſicher ſind, die in einem ſehr großen Theile der Vereinigten Staaten ſo gar noch dermalen unbekannt iſt.

Alſo iſt das gelbe Fieber wahrſcheinlicher Weiſe dieſer Welt-Gegend keineswegeſ eigen: *) und wenn es nicht durch irgend eine auswärtige Verbindung dahin gebracht worden iſt; ſo hat es da wenigſtens nicht entſtehen können, und kann ſich auch da nicht anders fortpflanzen, als durch zufällige Urſachen, welche nur an ſolchen Orten, wo das Uebel herrſcht, obwalten. Werden nun dieſe, dem Klima und Boden fremden Urſachen endlich entdecket und bekannt; ſo können ſie alsdann leicht ausgerottet und ver-

*) M. ſ. oben. Dr. Rush behauptet, das gelbe Fieber ſtamme aus Afrika her. D. H.

nichtet werden; und ſind einmal dieſe Urſachen vernichtet; ſo iſt es das Uebel, das davon herrührt, ebenfalls.

Was ſind denn das aber für zufällige Urſachen? wird man fragen. — Ganz genau kenne ich ſie nicht; aber einige darunter kann ich vermuthen, als, unter anderen, die Menge der Begräbnißplätze innerhalb des Bezirkes der amerikaniſchen Städte, die man von Tage zu Tage immer weiter ausdehnt, wovon die ſchädlichen Wirkungen von Jahr zu Jahre nicht anders als immer fühlbarer werden können; der geſchwinde, und beynahe plötzliche Uebergang von einem ſehr langen und überaus rauhen Winter in einen kurzen und glühenden heißen Sommer, und die ſchlimmen Folgen, die hieraus auf alle Weiſe in volkreichen Städten entſtehen müſſen, wo dieſer Kontraſt, verbunden mit den übrigen Umſtänden, ſchädlicher werden kann, als anderwärts; das Brunnen- oder Pumpen-Waſſer, deſſen ſich die Einwohner theils zu ihrem Getränke, theils bey ihren Speiſen bedienen, ſtatt des Quellwaſſers, womit ſie ſich verſehen könnten, (indem jenes Brunnenwaſſer, zumal in ihren Städten, nichts weniger als geſund iſt,) die Menge von den Baßins oder Kanälen, die ſie Wharfs nennen, mit denen ihre Häfen durchſchnitten und maskirt ſind — eine Art von Goſſen und wahre Kloaken, in denen ſich alle Arten von Unflat häufen und verfaulen, und aus denen zur Zeit der Hitze ſtinkende Dünſte aufſteigen; die Gewohnheit, welche die Amerikaner haben, während der größten Sommerhitze in Tuch gekleidet zu gehen, ſtatt daß ſie baumwollene, ſeidene und leinene Zeuche tragen ſollten, wie es alsdann die Jahreszeit und

die Umſtände erfordern; daß ſie ſich zu ſolcher Zeit ſo gar wenig der Bäder und anderer Präſervativ-Mittel wider hitzige und andere dergleichen Krankheiten bedienen, zu denen ſich der Keim in ihnen zu entwickeln im Begriffe ſteht; und am Ende ihre Koſt, die faſt immer aus eingeſalzenem und gewürztem Fleiſch, und aus geiſtigen Getränken beſteht, welches alles ſie mit weniger Mäßigung genießen, ꝛc.

Doch ich merke, daß ich über einer ſolchen Unterſuchung zu weit von dem Gegenſtand abkomme, der hier mein Zweck iſt, und wende mich von einer Abſchweifung, zu der mich die Wichtigkeit der Materie, (Erhaltung der Menſchheit,) und der Antheil, den man an einer ſo wichtigen Angelegenheit zu nehmen ſich nicht wohl enthalten kann, wieder zur Sache.

Ich ſagte alſo, und ſag' es abermals, das Klima in Nieder-Louiſiana iſt viel geſunder, als es auf den erſten Anblick des Landes zu ſeyn ſcheinen ſollte, obgleich Neu-Orleans, der Hauptort darin, drey Monate vom Jahr über ganz ausnehmend mit der entſetzlichen Krankheit befallen wird, von der ich bisher geredet habe, und vor der ſich, wie man füglich annehmen darf, die Franzoſen und die Kreolen an dem Orte ſo gut, wie die Spanier, durch klug angewandte Mittel der Vorſicht und durch eine, nach der Jahreszeit eingerichtete Lebens-Ordnung glücklich verwahren können.

Vom Ausgange des Oktobers an bis zum Anfange

des Julius ſind Krankheiten in der Stadt ſo wenig, als auf dem Lande, gewöhnlich, und das Wegſterben vieler Menſchen iſt da eine Seltenheit. Die Störungen der Geſundheit, die am öfterſten da vorkommen, und die da dann und wann einmal Anlaß zu widerwärtigen Zufällen oder ſchweren und gefährlichen Krankheiten geben, ſind Ruhren, Gallen-Fieber, Augen-Beſchwerden, Schnupfen und Huſten, Lungenſucht, Nerven-Zufälle oder krampfhafte Anfälle, Epilepſie, Lähmung, Folgen von Wochenbetten, (welche hier ſchlimmer, als anderwärts, zu ſeyn ſcheinen,) und Würmer, denen die Kinder ſehr unterworfen ſind, und an denen mehrere ums Leben kommen. Nächſtdem muß ich auch erinnern, daß man da vorzüglich in Gefahr iſt, ſeine Zähne in Zeiten zu verlieren, welches beſonders den Kreolen im Lande begegnet, und eine Folge theils von der in der Luft und im Boden herrſchenden Feuchtigkeit, theils von der Beſchaffenheit des Waſſers iſt. Meiner Meinung nach ſind im Grunde eben dieſe, im Lande endemiſche Feuchtigkeit der Luft und des Bodens, und die Veränderungen der Atmosphäre, welche ſo plötzlich aus Hitze in Kälte, und aus Kälte in Hitze übergeht, die Haupt-Urſachen von den Krankheits-Anfällen, die man da gewöhnlicher Weiſe zu erleiden hat.

Im Uebrigen weiß man da nichts von epidemiſchen Krankheiten. Die Kinderblattern, die ſich nur ſelten ein Mal zeigen, richten hier auch keine großen Verwüſtungen an, weil man den Kindern die Pocken einimpft; und die heilſamen Wirkungen der Inokulation durchgängig anerkannt ſind. Deſſen ungeachtet ſetzen ſich die Regierung

und die Kleriſey dawider, ſo viel ſie können, weil ſie beiderſeits, ihren Gedanken nach, aus Religions-Gründen zum Widerſpruche dagegen verpflichtet zu seyn glauben, oder vielmehr, weil ſie ſich, wie die große Gegen-Partey ſagt, aus abergläubiſchen Gründen zu ſolchem Widerſpruche verleiten laſſen. Seit vierzehn Jahren war dieſe Krankheit hier nicht zum Vorſchein gekommen. Dermalen iſt ſie wieder einmal aus den amerikaniſchen, oberhalb der Kolonie gelegenen Ländern eingebracht worden, jedoch mit den vortheilhafteſten Symptomen; und hieraus iſt ſogleich, wie man ſchon bey der vorigen Epidemie geſehen hatte, ein Meinungs-Streit und eine Verhaltungs-Opposition zwiſchen dem Publikum auf einer, und der Regierung und Kirche auf der andern Seite über den Punkt der Blatter-Einimpfung entſtanden, die das erſtere, als Präſervativ vor den entſetzlichen Uebeln, welche dieſe Krankheit in ihrem natürlichen Laufe mit ſich bringt, durchaus fordert, und die letztere ſchlechterdings verbannet wiſſen wollen — als eine Operation, die den Rathſchlägen der göttlichen Vorſehung entgegen ſtände, und die auf nichts beſſeres hinaus liefe, als Geſunden eine unſtreitige Krankheit beyzubringen, um eine noch zweifelhafte zu verhüten, und ſie noch obendrein immer weiter fortzupflanzen. Hierauf gab es Verſammlungen und Protokolle der Geſundheits-Beamten, Berufung und langwierige Sitzung der hohen Kabilde oder des Municipal-Raths; förmliche Gegen-Erklärung der Kleriſey wider alle weitere Fortſchritte zur Blatter-Einimpfung; Verbietung derſelben vom Statthalter zur Unterſtützung jener Gegen-Erklärung, Niemanden zu inokuliren; großer Aufſtand zu Neu-Or-

leans und überall auf dem Lande. So ſteht es mit der Sache gegenwärtig in der Mitte des Februars. Uebrigens iſt die Krankheit noch ſehr enge begränzt; allein nach der Gährung, die dieſer Sache wegen im Publikum herrſcht, und nach der völligen Ueberzeugung, in der man ſteht, daß die Einimpfung hier zu Lande, wie anderwärts, die glücklichſten Wirkungen thue, hat es allen möglichen Anſchein dazu, daß die Leute, (wenn ſich die Krankheit nur ein wenig weiter ausbreitet, und die Regierung das Verbot der Inokulation, welches ſie, im Namen der Kirche, hat ergehen laſſen, nicht wieder aufhebt,) wie ſchon ehedem geſchehen iſt, weiter gehen, und im Guten oder im Böſen die Kinder der Kreolen und der Negern, die noch nicht die Blattern gehabt haben, vor der Naſe des Statthalters, des Biſchofs und der Kapuziner-Geiſtlichkeit inokuliren, und dieſen in ſolchem Falle überlaſſen werden, wenn ſie es ſo für gut befinden, die Inokulation, die Inokulirer und die Inokulirten in den Bann zu thun.

Was die Temperatur von Ober-Louiſiana betrifft, könnte es wohl ſcheinen, daß ſie nach der Lage der Orte geſünder ſeyn müßte, als im Niederlande, dies iſt aber doch der Fall überhaupt nicht, ausgenommen im Illineſer-Kanton, als der letzten Pflanzſtätte jenes obern Theiles im neun und dreißigſten Parallelen-Grade, wo die Luft überhaupt fein und geſund iſt, und wo die Einwohner folglich auch nicht ſo ſchlaffe Nerven, und überhaupt durchgehends eine lebendigere Farbe haben, als man ſie in Nieder-Louiſiana findet.

Zehntes Kapitel.

Natürliche Producte des Landes in den drey Reichen der Natur.

1. Producte des Thierreichs.

Faſt alle Hausthiere, vierfüßiges- und Feder-Vieh, von ausländiſcher Art, finden ſich hier in ziemlich großer Menge, und kommen ganz gut fort, ausgenommen der Eſel, die Ziege, und das Perlhuhn, die man hier beynahe nirgends ſieht.

Der Ochſe wird hier ſo gut, wie in Europa, zu Acker-Arbeiten gebrauchet. Sein Fleiſch iſt zwar ſelten fett, aber doch im Spätjahre ziemlich gut; in den Frühlings-Monaten, März, April und Mai hingegen iſt es ſo mager und ſaftlos, daß man es beynahe nicht genießen kann.

Schöpſenfleiſch iſt nicht gar ſchmackhaft, beſonders in der Stadt, wo man es gemeiniglich nicht ſo gut zu eſſen bekömmt, als auf dem Lande.

Federvieh iſt im Sommer mager, und nicht ſchmackhaft, aber dafür im Winter fett und wohlſchmeckend.

Die Pferde im Lande ſind weder ſchön, noch gut. Sie werden hier auf feuchten Weideplätzen gezogen, die

nicht Kern und Feſtigkeit genug haben. Ihre Nahrung und der Boden, auf dem ſie gewöhnlicher Weiſe ſich aufhalten, ſind von ſo übler Beſchaffenheit, daß ſie dabey nie zu den großen, dieſer Thierart ſonſt gewöhnlichen Kräften kommen; und ſind auch noch außerdem an den Fehlern Schuld, daß der untere Theil des Beines und Fußes keine Feſtigkeit hat, und der Bauch breit und dick iſt; ein Paar Mängel, zu denen noch ein dicker Kopf und ein kurzer Hals kommen. Mit einem Worte, das Land erzeugt keine feinen Paradepferde, ſondern nur etwa Klepper zum Traben und Galopiren, und Zugpferde von ziemlich ſchlechtem Anſehen und mittelmäßigem Werthe.

Die vierfüßigen wilden Thiere ſind der amerikaniſche Tiger oder Kongar, der Bär, (keiner von beiden iſt jedoch hier gemein, und beide kommen aus dem Innern des feſten Landes,) der Pichou, (eine große Fuchsart,) der Chaoui, (eine andere, kleinere Art von Füchſen,) die Wald-Katze und die Wald-Ratte, (denen man dieſe Benennungen beygelegt hat, und die doch eben ſo wenig Katzen, als Ratzen ſind) das Eichhörnchen, das Reh, das Kaninchen, und einige andere, nicht ſo häufig vorkommende Thiere.

Unter dem Federvieh-Geſchlechte, das eben ſo wild und unabhängig vom Menſchen lebt, giebt es Rebhühner und einiges kleines Federwild, beide aber nicht zahlreich; andere Vögel von artigem Gefieder, als die Kardinal-Spechte (mit rothem Kopf) und die Papen (papes); einen einzigen Singe-Vogel, der bey den Leuten im Lande den

uneigentlichen Namen des Spötters führt, weil er, wie es heißt, gleich dem Spottvogel in Virginien die Gabe hat, welche letzterm zugeſchrieben wird, nicht nur die mancherley Stimmen beſeelter Weſen, ſondern auch die mannichfaltigen, abwechſelnden Töne der Inſtrumente aufs genaueſte nachzumachen. Man legt dieſem Vogel auch den Namen Nachtigall bey, ob er wohl mit der europäiſchen Nachtigall ſo wenig der Geſtalt, als dem Geſange nach mehr als unbedeutende Aehnlichkeiten hat. Zum Erſatze für die hieſige Seltenheit des Waldgeſanges von zwitſchernden Vögeln giebt es hier, ſtatt deſſen, Schreyer in großer Menge, dergleichen Staare und Krähen ſind, von denen man hier ganze Wolken-Züge ſieht, welche die beſäeten oder zur Aerndte heran reifenden Getraidefelder plündern, und die vom frühen Morgen an bis an den Abend das Ohr theils mit ihrem durchdringenden Pfeifen, und theils mit ihrem heiſern und traurigen Krächzen beläſtigen und ermüden.

Noch ein Vogel, der hier zu Lande ziemlich gemein iſt, und den man in kleinen ſchweigenden Rotten bey den Plantagen, längs den Straßen, wie auch im Innern der Ringmauern findet, ein Vogel von der Größe eines mittelmäßigen welſchen Huhns, von ſchwärzlichem oder dunkelgrauen Gefieder, von einem ſchwerfälligen Fluge, wenn er ſich eben von der Erde erhebt, der aber im Aufſteigen feſt und ſicher wird, von unangenehmem Anblicke, der bloß von Inſekten, Gewürmen und Aaſe lebt, und eben dadurch dieſem Lande ſehr nützlich wird, iſt der hier ſo genannte Karankro, meiner Meinung nach der Galli-

nazo der Mexikaner, mit dem er wenigſtens viel Aehnlichkeit hat.

Außerdem ſieht man hier auch gewiſſe Zugvögel, die ſich zu manchen Zeiten im Jahr und beſonders im Winter einfinden; als, unter andern, wilde Enten von unterſchiedlichen Sorten, und beſonders Krückenten, die der Jagd-Luſt der Koloniſten, (welche beſonders im November, December und Januar befriedigt zu werden pflegt) während dieſer Zeit reiche Beute, und dadurch eine angenehme und geſunde Speiſe gewähren.

Die hieſigen Süßwaſſer-Fiſche ſind keine andern, als die der Strom und einige natürliche Waſſergräben hergeben, und die alleſamt unſchmackhaft und von keiner Güte ſind. Was darunter noch am meiſten geſchätzt wird, und was denn auch, mit mühſamer und koſtbaren Zurichtung, auf die Tafeln der Koloniſten kömmt, rein heraus zu ſagen, was am wenigſten ſchlecht iſt; das iſt der hier ſo genannte Kaſſe-Burgau, deſſen Fleiſch nicht durchaus unangenehm, aber doch bey alle dem ſaftlos und zäh iſt. Ich darf jedoch dieſes Produkt des Stromes hier um ſo weniger übergehen, weil die reichliche Menge deſſelben fünf Monate vom Jahre über, (vom Mai bis zum September,) eine groſe Wohlthat, eine Art von Manna für die Bewohner der Strom-Ufer iſt. Die Chevrette iſt eine Art kleiner Krebſe, welche mit Fiſchreuſen gefangen, und auf mancherley Weiſe zugerichtet wird.

Was die Seefiſche anlangt, ſo hat man hier die Fiſche

aus den Pontchartrain- und Barataria-Seen, die aus dem Meere da hinein kommen, mit welchem dieſe beiden Landſeen zuſammen hängen; mit dem Unterſchiede, daß der Barataria-See, der viel ſüßes Waſſer empfängt, welches ſich aus dem Innern in ihn ergießt, und der ſelbſt, eigentlich zu reden, kein ſalziger, ſondern bloß ein salzhaltiger Landſee iſt, den Seefiſchen, die darinnen gefangen werden, keinen gar vortheilhaften Geſchmack beybringt; wogegen der Pontchartrain-See, der in Vergleichung gegen jenen, und wegen ſeines Umfanges und ſeiner freyen Kommunikation mit dem Meere nur wenig ſüßes Waſſer enthält, in der That ein Salzwaſſer-See iſt, der alſo den Seefiſchen ein Element, welches ihnen behagt, darbietet, und daher auch ſehr gute Seefiſche nährt, worunter inſonderheit der ſo genannte See-Kaſſe-Burgau gehört, der von ganz anderer Art, als der Strom-Kaſſe-Burgau, und von trefflichem Fleiſch iſt.

Noch hat man in dieſem Land, einen Theil des Jahres über, ziemlich ſchöne und gute Auſtern, die an den Küſten, in der Nähe gedachter Landſeen gefiſcht werden, und einige andere Muſchelthier-Arten.

Mit kriechendem Ungeziefer und Inſecten iſt dieſes Land ganz gewiß reichlicher verſehen, als die mehreſten anderen Länder der Welt; und es ſcheint daſſelbe ſogar ein gemeinſchaftlicher Sammelplatz und Lieblings-Aufenthalt derſelben zu ſeyn. Das erſte und vornehmſte kriechende Thier, welches man hier antrifft, iſt das ungeheure (americaniſche) Krokodill, eine berüchtigte Amphibien-Art

von der Geſtalt einer Eidechſe, wovon manche an die zehn bis zwölf Fuß lang, und nach Proportion auch dick ſind, von ſchuppiger und ſchwärzlichbrauner Haut, einen ſtarken Biſam-Geruch von ſich gebend, von krumm gewundenen und kriechenden Bewegungen, kurz, im Aeußerlichen ungeſtalt, roh und wild. Die Buchten des Stromes, die Landſeen, die natürlichen Waſſergräben, alle ſtillſtehende Gewäſſer, und ſogar die Abzugsgräben, welche die Einwohner auf ihren Pflanzungen angelegt haben, ſind damit ſo geplagt, daß dieſe Thiere, wenn ſie dann und wann aus den Gräben ſchleichen, um die Häuſer her gekrochen kommen, wo ſie zwar, wie überhaupt außer dem Waſſer, eben nicht gefährlich, aber doch auf jeden Fall wahrhaftig ſcheuslich und widerlich anzuſehen ſind.

Nächſtdem kommen die mancherley Schlangen-Arten, worunter die Kongo- und die Klapper-Schlange die beyden gefährlichſten ſind. Letztere beſonders giebt in ihrem Biß ein verderbliches Gift von ſich, welches binnen wenig Stunden den Tod bringt. — Außerdem findet man hier eine Vipern-Art, eine Waſſerſchlange, die man Kongre nennt, die auf dem Lande ſo gut, wie im Waſſer, lebt, und von der ein Stich, (wie mich mehrere verſichert haben,) ebenfalls tödtlich iſt; ein noch fürchterlicheres Thier, als die Klapperſchlange, indem es dem Gegenſtande, der ihm zu nahe kömmt, nicht etwa ausweicht, ſondern vielmehr auf ihn losſtürzt, da hingegen die Klapperſchlange faſt unbeweglich bleibt, ſich zu entfernen ſucht, und nicht eher verwundet, als wenn man ſie reitzt, und ihr, ſo zu ſagen, auf dem Halſe ſitzt. — Dieſe mancherley kriechen-

von Ungeziefer füllen ſo gut die ſumpfigen Holzungen an, wie die Ufer der Waſſergräben, aus denen ſie ſich überall hin, und manchmal ſogar in die Häuſer verbreiten. Die eigentliche Viper, und unter den Inſekten die Spinne mit rothem Hintern (araignée dite à cul-rouge), welche beide überaus giftig ſind, finden ſich gleichfalls in dieſer, allen Arten von Inſekten und kriechenden Gewürmen ſo günſtigen Welt-Gegend.

Fröſche und Kröten giebt es hier zu Lande im größten Ueberfluß; letztere bedecken, zur Zeit der erſten Regenſchauer im Sommer, manchmal den Erdboden.

Man ſieht hier des Morgens, und beſonders während der Regenzeit die Oberfläche dieſes ſumpfigen Bodens unordentlicher Weiſe mit hohlen, cylinderförmigen, ſieben bis acht Fuß hohen Erdhaufen beworfen, die bey Nachtzeit in Geſtalt der Kellerlöcher von einer Art kleiner, amphibiſcher Krebſe aufgeworfen werden, von denen es in dieſem, halb aus Erde und halb aus Waſſer beſtehenden Boden wimmelt. Dieſe Krebs-Art, die ſo verborgen unter der Erde lebt, iſt übrigens ſo gut, wie die Biſam-Ratze, für den mit dem Strome benachbarten Theil des Landes eine wahre Geiſel — wegen der Geſchwindigkeit, mit welcher beide den feſteſten Deich mit unterirdiſchen Löchern durchgraben, durch welche ſo dann die Gewäſſer des Stromes hinein dringen, einen ſolchen Deich unterminiren, ihn mithin auf einmal einſtürzen machen, und dadurch einen Riß erzeugen, in den ſich dann eine beträchtliche, aus dem Strome weichende Waſſermaſſe ergießt, die gar

bald eine weite Gegend unter Waſſer ſetzt, indem ſie mit einer gewaltigen Schnelligkeit den Deichbruch, welche dieſe gefährlichen Thiere für ſie zugerichtet haben, erweitert und durchſtößt.

Das alles iſt doch gewiß überaus ärgerlich und verdrüßlich; aber das iſt es noch nicht einmal alles; vielmehr muß ich noch einer andern Beſchwerlichkeit gedenken, die ſich in dieſem Lande findet; einer wahren Plage, welche deſto unerträglicher wird, je weniger man ſich ihrer, nur zum Theil, vermehren kann. Dies iſt die Plage der Muſkiten und der Maringouins. Denn kurz, vor den Krokodillen, Schlangen, Kröten, u. d. gl. kann man geſichert ſeyn, wenn man zu Hauſe bleibt, und dieſem zahlreichen Ungeziefer übrigens das Feld frey läßt. Was aber die Louiſianiſche Maringouin-Mücke anlangt, ſo ſieht man keine Möglichkeit, ihren Anfällen ſo glücklich auszuweichen. Die Folge von ihren Stichen iſt, den heftigen Schmerz, den ſie verurſachen, abgerechnet, daß die Haut überall voll kleiner Geſchwulſten oder entzündeter Hitzblattern wird, die auch, wenn ſie wieder heilen, an ihrer Stelle einen braunen Fleck hinterlaſſen, der ſich erſt nach und nach verliert. Gleich vom Eintritte des Frühlings an findet ſich dieſes hölliſche Inſekt ein, bis zu Ausgange des Spätjahres, reizt, hudelt und quält die Menſchen mit ſeinen empfindlichen Stichen, ohne abzulaſſen, ſowohl bey Nacht, als am Tage, und bis in den abgelegenſten, noch ſo ſorgfältig zugehaltenen Zimmern. Bloß in den Stunden, die der Ruhe gewidmet ſind, kann man ſich vor dieſen hölliſchen Mücken mittelſt einer Hülle von Linon, Muſſelin,

oder ſonſt einem leichten Gewebe, (ein Moſkiten-Tuch oder Berke genannt,) verwahren. Ein ſolches Moſkiten-Tuch giebt einen Vorhang aus Einem Stück, der das Bette von allen Seiten umgiebt und umſchließt. Unter dieſem Bollwerke können einem dieſe grimmigen Feinde nicht beykommen. Indeſſen werden ſie doch nicht müde, um die Hülle, die ihnen ihre Beute entzieht, mit einem durchdringenden Geſumſe herum zu ſchwärmen; und bey dieſem Getöſe ſchläft man denn ein, ſo gut man kann, wobey man freylich während der glühenden Sommer-Nächte den Genuß der lieblich erfriſchenden Luft dem gebieteriſchen Bedürfniſſe des Schlafes, welches man außerdem, mitten unter ſolchen gierigen und giftigen Inſekten, gar nicht würde ſtillen können, zum Opfer bringen muß.

In den Wohnungen hingegen hat man während der Sommer- und Herbſt-Abende, von Anbruche der Nacht an bis zu der Stunde, wo man ſich ſchlafen legt, weiter nichts, womit man ſich vor ihnen ſchützen kann, als eine dicke und immerwährende Rauchbeize, verbunden mit der Sorgfalt, ſich in ſolchem Rauchſtrom eingeſchloſſen und gleichſam eingehüllt zu halten, indem man aus demſelben nicht treten kann, ohne dem Feinde zu begegnen, der außer dieſer Verſchanzung auf einen lauert, und der einen auch mit tauſend Wunden von ſeinem Stachel gar bald wieder in den Rauch hinein jagt. Den Tag über wird man nicht ſo übermäßig von ihm beläſtiget; aber ich habe doch bey alle dem zum öftern den Verdruß gehabt, daß ich ſchlechterdings weder leſen, noch ſchreiben konnte, möchte es auch ſeyn, zu welcher Tagesſtunde es wollte,

zumal wenn das Wetter trübe war und Regen am Himmel ſtand, ſo daß ich am Ende, nachdem ich mich lange mit dieſem Ungeziefer herumgeſchlagen hatte, genöthigt war, Papier, Feder und Bücher liegen zu laſſen, ihnen das Schlachtfeld preis zu geben, und aus meinem Kabinet an die freye Luft zu flüchten, um mich vor ihren Verfolgungen in Sicherheit zu ſetzen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie ärgerlich die Beſchwerlichkeit von dem unaufhörlichen Anrühren und durchdringenden Pfeifen dieſer Inſekten für einen Ausländer ſeyn müſſe, da ſie ſelbſt einem Landes-Eingebornen, (obwohl freylich nicht ſo ſehr, weil er es von Jugend an gewöhnt iſt,) zur Laſt fällt. Es geht damit ſo weit, daß dieſe Beſchwerlichkeit, die zu manchen Zeiten und an manchen Orten faſt nicht auszuhalten iſt, ohne alle übrige Unannehmlichkeiten, die dieſem Lande ſonſt noch ankleben, zu rechnen, ſchon allein hinreichen könnte, einem Fremden daſſelbe gänzlich zum Ekel zu machen. Ich für meinen Theil habe zwar ſelbſt ſchon dritthalb Jahre hier zugebracht; aber meine Reiſe hierher, und mein langwieriger Aufenthalt im Lande, beruhen auf Umſtänden, die mit den guten oder ſchlimmen Eindrücken, welche dieſe Gegenden auf mich machen mochten, nicht das geringſte zu thun hatten; und von dieſen Urſachen hängt auch meine Abreiſe von hier ab.

2. Producte des Pflanzenreichs.

Die Bäume, welche die Reihe von Wäldern, mit dem der Horizont ganz nah' an beiden Ufern des Miſſiſſipi

begränzet iſt, ausmachen, ſind ſo wenig, als die, welche in andern Gegenden der Kolonie wachſen, von anſehnlicher Höhe oder beträchtlicher Stärke, ausgenommen die Cypreſſe, die Stein-Eiche, und einige andere. Auch ſchmeichelt der Anblick davon den Augen weder in der Nähe, noch in der Ferne; ja, vielmehr giebt er im Gegentheil eine finſtere und eine langweilige Ausſicht in der Art von Miſtel oder Schmarotzer-Pflanze, der ſpaniſche Bart genannt, der ſich an die Aeſte der Bäume hängt, denen er die Nahrung raubt, der auf allen Seiten in zaſerigen, geſchlungenen Treſſen von einer ins Graue fallenden Farbe das Grün derſelben verdeckt, und eine in Wahrheit widerliche Ausſicht giebt.

Die Cypreſſe liefert das Zimmerholz, welches hier am gewöhnlichſten gebrauchet wird; und dieſes Holz iſt ſo gar das einzige, deſſen man ſich ohne Schwierigkeit, wenigſtens an den Strom-Ufern unterhalb Ober-Louiſiana, bedienen kann. Wirklich iſt es ein ſehr gutes Holz, ſo fern es zu dieſem Gebrauch, oder auch in einigen Fällen zum Schiffbau genutzt wird. Es taugt überaus gut, Pirogen oder Böte daraus zu bauen, und läßt ſich, wie es ſcheint, mehr oder weniger zu Allem brauchen; aber es fängt überaus leicht Feuer, und hat eine giftige Beſchaffenheit. Der kleinſte Splitter von dieſem Holze, der in's Fleiſch dringt, veranlaßt darin ſogleich ein Stechen und eine Entzündung, die nicht aufhören, als wenn man ihn eiligſt herauszieht, und die, wenn man dieſes unterließe, mehr oder minder ſchlimme Zufälle nach ſich ziehen würden.

Es giebt hier noch einen Baum, von dem ſich das

Holz überaus gut zur Kunſttiſchler-Arbeit brauchen läßt, das, wenn es recht ausgewählt und gut bearbeitet wird, ſehr artige Geräthe giebt, und ſich hierinnen ſogar dem ſchönen Acajou oder Mahagony aus den Antillen gleich ſtellen läßt. Dies iſt der Schwarzkirſchen-Baum, der freilich in Nieder-Louiſiana ſelten iſt, der ſich aber in Ober-Louiſiana häufig findet, ſo wie manche andere Bäume, deren Holz ſich mehr oder weniger zu Bau- oder Tiſchler-Holze nutzen läßt.

In Anſehung der mancherley Holz-Sorten, die ſich in dem Umfange der Kolonie auf gleiche Weiſe nutzen laſſen, will ich nur erinnern, daß ſich überhaupt die Ceder und die Fichte an den Küſten des Meerbuſens und in den daran ſtoßenden Gegenden, die Cypreſſe an den Ufern des Stromes und in allen ſumpfigen Ländereyen, die Eiche, der Schwarzkirſchen-Baum, der Nußbaum, u. ſ. f. in Ober-Louiſiana und in vielen feſten, und vor Ueberſchwemmungen geſicherten Ländereyen finden.

Obſtbäume gedeihen hier zu Lande durchgängig nicht zum beſten; und die Schuld hiervon mag wohl an dem Boden und Klima, oder vielleicht auch daran liegen, daß die Einwohner nicht Mühe genug daran wenden. Bäume, die im Lande fremd ſind, wie der Pomeranzen-, der Feigen-, der Pfirſch-, der Birn-, der Apfelbaum, der europäiſche Weinſtock, und noch einige andere kommen wohl hier fort; aber ihre Früchte behagen doch gemeiniglich weder dem Auge, noch dem Gaumen. Die Einen haben einen rohen, unfeinen Geſchmack, und die anderen wer-

den von Würmern oder ſonſt verdorben, ehe ſie zur Reife kommen.

Unter den Obſtbäumen, die dem Lande natürlich und eigen, und daher auch deſto weniger dem ſchädlichen Einfluſſe des Bodens und Klimas unterworfen ſind, zeichnen ſich vornehmlich aus der Pakanier, eine Art von Nußbaum, der ein ſchönes Anſehen, ein anmuthig grünes Laub, und deſſen Frucht den Anſchein und die Form einer Mußcat-Nuß hat, welche unter ihrer dicken und harten Schaale eine Subſtanz enthält, die durch ein holzartiges Gehäuſe in zwey Theile zertheilet, und von einem Geſchmack iſt, der dem Geſchmacke der europäiſchen Nuß nahe kömmt, ob er wohl minder ſaftig, und ſogar etwas ätzend iſt; — der Jaſſeminier, ein Baum von ſchönem Anſehen, jedoch nicht ſo hoch, als der Pakanier, mit großen, dunkelgrünen Blättern, der eine Frucht trägt, welche die Geſtalt und Farbe einer großen, länglichen Birne hat, von weicher und zuckerſüßer, goldgelber oder grünlichweißer Subſtanz iſt, und in deren Fleiſche ſich Saamenkörner von brauner Farbe, und von der Größe einer mittelmäßigen Bohne eingewickelt befinden; — der Schwarzkirſchenbaum, ein Bäumchen, deſſen Anblick dem Auge gefällt, und deſſen Frucht, eine kleine Kirſchen-Art, zu nichts weiter gut iſt und gebrauchet wird, als zur Bereitung eines purpurrothen, lieblich ſchmeckenden Liqueurs, der dadurch gemacht wird, daß man den Aufguß von dieſer Frucht ſamt ihrem Mandelkern über gemeinen, oder guten Zucker-Branntwein (tafia) giebt, wozu man, wenn er genoſſen werden ſoll, noch ein wenig Zucker oder Syrup thut, und

der bey den Koloniſten, als ein Produkt ihres Bodens, ein Lieblings-Getränk ausmacht — der Saſſafras, ein Baum, deſſen Laub von gewürzhafter Beſchaffenheit iſt, und, nachdem man es getreugt und pulveriſiret hat, zu Bereitung der Speiſen in dieſem Lande gebrauchet wird, indem eine kleine Quantität von dieſen, auf gedachte Art in ein grünliches Pulver verwandelten Blättern, wenn man ſie in fette Fleiſchbrühe ein Paar Augenblicke vor dem Anrichten thut und darunter miſcht, derſelben einen beſondern, und ſogar appetitlichen Geſchmack ertheilt; — und endlich der Wachsbaum (cirier), eigentlich nur ein Bäumchen, deſſen Laub dunkelgrün iſt, und deſſen Frucht in einem Saamenkerne beſteht, der, mit Waſſer übergoſſen, der Wirkſamkeit des Feuers ausgeſetzt, und mit ganz einfachen Proceduren behandelt, ein grünes und überaus konſiſtentes Wachs liefert, welches im Lande ſelbſt dazu genutzt wird, daß man es mit Unſchlitt vermiſcht und zuſammen ſchmelzt, und aus dieſem Gemiſch hernach Kerzen gießt, die ziemlich gute Dienſte thun.

Garten-Kräuter und Küchen-Gewächſe kommen hier gut fort, haben aber nicht viel Geſchmack; ihr Saft iſt roh, ohne Reiz, und, ſo zu ſagen, wäſſerig. Dieſe Produkte ſind alſo weder appetitlich, noch nahrhaft. Jedoch ſind die Melonen, beſonders die Waſſer-Melonen, ziemlich gut.

An Arzney-Kräutern und Pflanzen hat das Land den größten Ueberfluß; aber mit den Eigenſchaften und dem Gebrauche derſelben ſind bloß die Wilden oder Landes-Eingebornen gehörig bekannt.

3. Producte des Mineralreichs.

Nieder-Louiſiana und ein Theil von Weſt-Florida beſtehen bloß aus Ländereyen, die der Strom und die natürlichen Waſſer-Gräben angeſetzt haben, machen alſo ein Land aus, welches, ſo zu ſagen, dem Meer abgewonnen iſt, und liefern daher im Mineral-Reiche gar kein Produkt. Jenſeits dieſes Raumes giebt es in Weſt-Florida doch einige Stellen, wo ſich vielleicht Produkte von dieſer Art ausfindig machen ließen; nur ſind ſie noch nicht bekannt, ausgenommen eine Art von Ocker oder farbiger Erde, die ſich in den Gegenden um Penſakola findet, und deren man ſich hier bedient, den Mauern der Häuſer allerley Anſtrich zu geben, und ſie damit roth, gelb, blau, u. ſ. w. zu malen.

Mit Ober-Louiſiana hat es gleiche Bewandnis, wenn man von dem Natſchitoſche-Gebiet ausgeht, wo man aus dem Umſtande, daß man daſelbſt einige mineraliſche Materien angetroffen hat, die Vermuthung ſchöpfen will, daß es da Metall-Adern geben müſſe. In dem Illineſer-Kanton hat man eine Bleygrube entdeckt, die denn auch einiger Maaßen gebaut wird; und man glaubt, es gebe ihrer dort noch andere mehr.

Eilftes Kapitel.

Koloniſten-Anbau und Kolonial-Producte. Anzahl der Plantagen, die an den Strom-Ufern errichtet ſind, und deren hauptſächlichſte Kulturen.

Da wir von den Niederlaſſungs-Plätzen und Pflanzungen der Kolonie zu reden haben; ſo machen wir den Anfang bey denen, die ſich an den Ufern des Miſſiſſipi finden.

Dieſer Raum von fünf und ſiebzig Meilen, der ſich an beiden Strom-Ufern in die Länge hin erſtreckt, könnte im Ganzen zwölf bis funfzehn hundert Plantagen haben, wo das Zuckerrohr, der Baumwollenſtrauch, der Indigo, der Tabak, der Reiß, und das Zimmerholz in den verſchiedenen Stellen durch ihren Ertrag mehr oder weniger Hülfsmittel anbieten, und eine eben ſo große Zahl von Eigenthümern ernähren würden, wenn der Boden überall des Anbaues und der Bearbeitung fähig wäre, und nächſtdem auch die Arbeitsleute für das Land zureichten. Dies iſt aber bey weitem der Fall nicht. Ich rede von dieſer Sache, wie ich denke, und will meine Meinung, ſo gut ich's kann, begründen, bitte aber den Leſer, nicht zu vergeſſen, daß ich in alle dem, was ich im Betreff des Umfanges, der Pflanzſtätte, der Produkte, des Handels, der Bevölkerung, und der politiſchen, bürgerlichen, militäriſchen und fiscaliſchen Staats-Adminiſtration dieſer Kolonie zu ſagen

habe, ſo zu ſagen im Dunkeln tappe, und mich dabey bloß auf ungefähre Ueberblicke ſtütze, die wohl in manchen Stücken unrichtig ſeyn mögen — zumal da ich nicht alles mit eignen Augen geſehen habe, ſondern mich zum öftern auf anderer Leute Augen verlaſſen mußte, aber doch die verſchiedentlichen Reſultate von ihren Berichten, gegen einander gehalten, mit einander verglichen, ſie, ſo weit es mir möglich geweſen iſt, in Uebereinſtimmung zu bringen geſucht, und endlich anderwärts her gar keine Beyhülfe habe nehmen können, weil die ſpaniſche Regierung auch hier immer nach ihrer gewohnten Weiſe verfahren, alle dergleichen Dinge bis auf den heutigen Tag mit einem dichten Schleyer verdecket, und noch kein Privatmann, wenigſtens ſo viel ich weiß, dieſen Schleyer gelüftet hat.

Um nun zur Sache zu kommen, nehme ich als Thatſache an, daß auf gedachter Strecke von fünf und ſiebzig franz. Meilen Landes, die am Strome liegt, und die, wie bereits erinnert worden, den weſentlichſten und am beſten angebauten Theil der Kolonie ausmacht, nur etwa acht hundert eigentlich ſo zu nennende Plantagen vorhanden ſind; und dies ſchließe ich theils aus dem, freilich übel verdauten Berichte mehrerer Koloniſten, die in beträchtlichen Entfernungen von einander an den Ufern des Stromes ſeßhaft ſind, theils aus meinen eignen Beobachtungen, von denen eine einzige, deren ich mit einiger Umſtändlichkeit ſogleich gedenken will, für den Leſer hinreichend ſeyn kann.

Wenn ich von der Stadt aus, den Strom aufwärts

bis zu einer Entfernung von fünf franz. Meilen gereiſt bi
habe ich in dieſem Raum, und an den beiden Ufern, oh
alle Ausnahme, ſiebzig groſse und kleine Plantagen gezähl
wovon ihrer dreiſsig am linken, und vierzig am recht
Ufer des Stromes liegen. Hierbey iſt nächſtdem zu eri
nern, daſs dieſe Aufzählung, da ſie nur die in der Näh
der Stadt gelegenen Pflanzungen enthält, die in einer de
Hauptorte nahen ſchon längſt angebauten Gegend liege
und den Vortheil genieſsen, ihre Produkte leicht abſetze
zu können, nur das Reſultat der höchſtmöglichen Za
geben kann, und daſs man in einer Entfernung von 2
bis 30 franz. Meilen von der Stadt, auf einer eben ſo
groſsen und gleich fruchtbaren Strecke, gewiſs nicht ſo viele
Plantagen zählen darf.

Wir wollen aber davon ausgehen, und dies zum Maasſtabe annehmen. Wenn demnach, die fünf von der Stadt, oder vielmehr von der Vorſtadt an bis zu der Trubeau-Plantage am linken Ufer des Stromes, und von der Bernaudy-Plantage, der Vorſtadt gegen über, bis zu der Eugen-Fortier-Plantage am rechten Ufer einſchlieſslich, nicht mehr als ſiebzig Wohnung enthalten; ſo können folglich die fünf und ſiebzig franz. Meilen in der Summe, (angenommen auf einen Augenblick, daſs der Boden übrigens allenthalben ſo gut angebaut wäre, als an den Orten, der uns hier zum Maasſtabe dient,) zu Folge dieſer Schätzungs- und Proportions-Regel nicht mehr enthalten, als höchſtens funfzehn hundert Plantagen. Und da es doch in dieſer Strecke, und längs des Stromes hin, immer noch weitläuftige Plätze giebt, die noch gar nicht

ſind, und andere, die nur ſehr ſchlecht benutzet werden, und die dem Auge des Reiſenden bloß kleine Plätze zum Leben, und nur einen kaum angefangenen Anbau darbieten; ſo kann man jene angenommene Zahl von funfzehn hundert Plantagen dreiſt auf die effektive Zahl von ungefähr acht hundert herab ſetzen, weil die etwa übrigen wirklich nicht verdienen, in einem ſolchen Verzeichniſſe mitgezählt zu werden.

Der vornehmſte Theil dieſer Pflanzſtätte beſteht aus fünf und ſiebzig Zucker-Plantagen, welche man hier und da an den Ufern des Stromes, eine kleine Anzahl unterhalb der Stadt, und die größere oberhalb derſelben, wie auch in einigen hochgelegenen Landes-Portionen, die ſich außerhalb der Ufer befinden, aber doch mit dem Strome noch benachbart ſind, angelegt hat. Dieſe Zucker-Plantagen erſtrecken ſich nicht weiter als zehn franz. Meilen unterhalb Neu-Orleans, und zwanzig franz. Meilen oberhalb der Stadt. Die Maſſe der übrigen Plantagen kömmt, ihrem Umfange nach, dieſer nicht bey, und beſteht in Baumwollen-Pflanzungen, die im niedern Theile der Kolonie nur wenig getrieben werden, weil ſie da nicht gut fortkommen, und viel beſſer nach dem Ober-Lande zu gedeihen, als bey dem Rothen-Stocke, bey der Abgehauenen Spitze, und in den abgelegenen, und von dem Mittelpunkte der Kolonie, ſo zu ſagen, geſchiedenen Atakapas-, Opeluſſas-, Avoyelle- und Natſchitoſche-Kantonen; — in einigen Indigo-Anlagen, die nicht mehr ſo gut, wie ehedem, gelingen; und in Tabaks-Pflanzungen, die in dem letztgedachten Kanton recht gut fortkom-

men; — in Säge-Mühlen, in Reiß-Feldern, in türkiſchen Weitzen-Aeckern, in Erdbirnen-, Hülſenfrucht- und Gartengewächs-Anlagen, welche von unbemittelten Pflanzern betrieben werden.

In Folge deſſen giebt es in dieſer Kolonie nur zwey wichtige und bemerkenswerthe Kultur-Sorten; namentlich die Zucker-Plantagen im untern, und die Baumwollen-Pflanzungen im obern Theile derſelben. Sollen wir nun dem Leſer eine angemeſſene Vorſtellung von den Handels-Produkten dieſes Landes machen; ſo müſſen wir dieſe beiden Kultur-Arten, und das Reſultat derſelben näher betrachten.

Zwölftes Kapitel.

Zuckerrohr-Bau, und deſſen Ertrag.

Der Zuckerrohr-Bau iſt, ſeinem Weſen und den vortheilhaften Folgen nach, die ſich in der Zukunft davon erwarten laſſen, am wichtigſten.

Nur ſeit ſieben bis acht Jahren her haben die Zucker-Pflanzungen in dieſer Kolonie zuerſt Platz gefunden; und es iſt dies einer von den groſſen Vortheilen, welche die Kolonie zum Theile der Verwirrung in St. Domingo zu

danken hat. Das traurige Schickſal dieſer Inſel gab den erſten Anlaß zur Steigerung des Zucker-Preiſes, und machte, daß ſich verſchiedene Pflanzer von dieſer unglücklichen Kolonie, die mit dem Bau und der Manipulation des Zuckerrohrs bekannt waren, und einige Werkmeiſter, die ſich darauf verſtanden, die Gebäude und mechaniſche, zu dieſer Manipulation erforderlichen Stücke zu bauen, nach hieſigem Lande wandten. Dies iſt ganz gewiß eine von den Urſachen geweſen, wodurch man zu dieſen erſten Anlagen bewogen worden iſt; welches auch einige redliche Koloniſten von Louiſiana aufrichtig geſtehen, obgleich andere, aus einer ziemlich ſchlecht verſtandenen Eigenliebe, dieſe Meinung für ungegründet erklären wollen.

Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle; genug, das Zuckerrohr, das man vor ungefähr funfzig Jahren hier zu Lande zu bauen angefangen, und nach einigen vergeblichen, aber doch wenigſtens nicht ſehr aufmunternden Verſuchen völlig wieder aufgegeben hatte, (weil der Winter damals ein unüberſteigliches Hinderniß für den Anbau des Zuckerrohres, und beſonders für die Ausförderung des Saftes daraus zu ſeyn ſchien,) naturaliſirt ſich hier nunmehr augenſcheinlich, und wächſt mit wahrhaftig bewundernswürdiger Leichtigkeit. Dieſe Rohr-Art, gepflanzt im Januar, Februar, und ſogar im März, ſchlägt Wurzel und ſchießt mit Frühlings-Anfang empor aus der Erde, kränkelt im May und Junius, während der alsdann herrſchenden Dürre, fängt im Julius an, Kräfte zu gewinnen; und binnen Zeit von nicht mehr als drey Monaten wächſt ſie, begünſtiget von den Regengüſſen und der

wirkſamen Wärme, die in dieſer Zeit allgewaltig herrſchen, in die Höhe, wird zuſehends dick, ſtellt im Oktober einen, mit Inbegriff ſeiner, die ganze Blüte umgebenden Blätter, acht bis neun Fuß hohen Stamm dar, und iſt ſchon zu Ausgang eben dieſes Monats gut zu ſchneiden und auszuarbeiten — mit einem ſo reellen Nutzen, daß ein Morgen Landes, der, gut zugerichtet, zu Februars Anfange mit Rohren bepflanzet, und dann ſorgfältig gepflegt wird, neun Monate darauf, mit Novembers Anfang, im Stande iſt, einen Ertrag von zwey tauſend Pfunden Zucker, und ungefähr zwey Oxhoften Syrup zu geben. Dieſer Ertrag, zu dem Preiß angeſchlagen, für den hier ſeit Anlegung der Zucker-Pflanzungen Zucker und Syrup verkaufet worden ſind, nämlich der Centner Zucker zu acht und das Oxhoft Syrup zu fünfzehn Piaſtern, macht eine Summe von hundert und neunzig Piaſtern, welche tauſend fr. Livres (oder 250 Rthlr. Konventions-Münze) gleich kommen, die ein ſo bepflanzter und bearbeiteter Morgen Landes nach Verlaufe von zehn Monaten abwirft; wahrhaftig eine beträchtliche Einnahme — welche zum Theil freilich durch den hohen Preiß des Zuckers und Syrups ſo hoch geſtiegen iſt. In St. Domingo ward in der glänzendſten Epoche der daſigen Kolonie, deren Produkte damals (1789 und 1790) ſo ergiebig waren, daß die Total-Valuta von den Einkünften des letztgenannten Jahres, an Ort und Stelle, ungefähr auf fünf und zwanzig Millionen Piaſter angeſchlagen worden iſt, der rohe Zucker nicht über ſechshalb Piaſter, und der Syrup für neun bis zehn Piaſter das Oxhoft verkauft; und die Einwohner waren ſo ungemein zufrieden, den Preiß ihrer Produkte ſo hoch geſteigert zu

ſehen, daß ſie ſich dabey glücklich ſchätzten, und weiter nichts gewünſcht hätten, als beſtändige Dauer eines ſolchen Werthes. Daraus läßt ſich ſchon urtheilen, was für Gewinn ſich bey dem jetzigen Preiß eben dieſer Produkte machen läßt, da derſelbe fünfzig pro Cent über den vormaligen geſtiegen iſt.

Wahr iſt es freilich, die Zucker-Pflanzer in Louiſiana haben die Anlegung ihrer Plantagen, ſowohl an den dazu gehörigen Geräthſchaften, als an Preißen der Hand-Arbeit ſehr theuer bezahlen müſſen. Man hat da ein vollſtändiges Zucker-Fabrikations-Zubehör mehrmals mit nahe an drey tauſend, und meiſtens mit zwey bis dritthalb tauſend Piaſtern bezahlet. Ein Zimmermeiſter forderte und bekam, außer freier Koſt für ſich und ſeine Geſellen und Handlanger, vier bis fünf hundert Piaſter für das Maſchinenweſen zu einer von Ochſen zu treibenden Zucker-Mühle, zu welcher ihm alle erforderliche Materialien herbey geſchafft werden mußten. Ein Maurer forderte und bekam drey hundert Piaſter für das Setzen der verſchiedenen nöthigen Keſſel. Die Zucker-Fabrikanten, die vorher in St. Domingo als Zuckerſieder gedient hatten und nun nach Louiſiana gekommen waren, zogen zwölf bis fünfzehnhundert, und zu laufendem Preiſe wenigſtens tauſend Piaſter dafür, daß ſie die Mühe übernahmen, etwa zwey Monate lang die Fabrikatur einer Aerndte von neunzig bis hundert tauſend Pfunden rohen Zuckers zu dirigiren, wobey ſie ſich noch obendrein die Macht vorbehielten, ſich bey dem Pflanzer ganzer ſechs Monate lang vorher, in Erwartung dieſer Aerndte und der endlichen Anwen-

bung ihrer Talente, aufs beſte bewirthen zu laſſen; wozu noch der Umſtand kam, daß ihre Talente ziemlich oft ſo köſtlich nicht waren, als ſie vorgaben; wie denn auch dieſe Talente ſchon jetzt nicht mehr ſo koſtbar ſind, welches ſie ihren übertriebenen Prätenſionen, und der Sucht verdanken mögen, die ſie gehabt haben, ſich als gar zu wichtige Männer geltend machen zu wollen. Dadurch ſind die Einwohner im Lande ſelbſt zu eigner äußerſter Aufmerkſamkeit und Thätigkeit geweckt, und ſo ſehr angeſpornt worden, daß ſie nunmehr die Kunſt ſo gut, wie jene, und vielleicht, beſſer verſtehen, weil ſie außerdem noch auf ihre Arbeit alle die Mühe und Sorgfalt wenden, die ein heftig gereizter perſönlicher Eigennutz erzeugt, deſſen jene fremden Manipulatoren überhaupt nicht fähig, und die hier beſtändig mit Lehrlingen und Hand-Arbeitern umgeben waren, welche ihnen jede Art Mühe und alle Nachtarbeiten erſparten, da ſie an der Sache nur unbedeutenden und bloß lohnſüchtigen Antheil nahmen. Dieſer Profit war auf Seiten der einen Parten ſo gut, wie der andern, ſo übermäßig, daß jeder Arbeitsmann wöchentlich reine hundert Piaſter, und der Zuckerſieder bis auf zweyhundert gewann.

Aber dergleichen außerordentliche Koſten finden, wenigſtens zum größten Theile, nicht mehr Statt, der übertriebene Preiß von allen dieſen Dingen iſt gefallen, und wird, allem Anſcheine nach, noch mehr fallen. Hierzu gibt uns die erwünſchte Rückkehr des Friedens eine gegründete Hoffnung.

Ein noch überaus koſtſpieliger Bedürfniß-Artikel zu dem Zucker-Bau und der Zucker-Fabrikation, den wir nicht außer Acht laſſen dürfen, iſt das hauptſächlichſte Werkzeug dieſes Geſchäftes, der Neger. Da man den Betrieb des Sklaven-Handels hier zu Lande ſeit zehn Jahren unterlaſſen hat; ſo iſt es zu bewundern, daß ſich dieſes Land nicht nur erhalten, ſondern ſogar während dieſes Zeitraumes ſo ungemein große Kultur-Anlagen, wie der Zucker-Bau und die Zucker-Fabriken, ohne Vermehrung der Menſchen-Arme hat zu Stande bringen können. Dieſem Menſchen-Mangel zu begegnen, wäre trotz der Hinderniſſe, die der Krieg dem Sklaven-Handel machte, noch immer möglich geweſen. Allein gut oder ſchlecht gegründete politiſche Urſachen haben die ſpaniſche Regierung zu dem Entſchluſſe bewogen, ſich auf keinen Vergleich über dieſen Punkt einzulaſſen. Daher ſteht der Preiß eines zum Feldbau oder zu häuslichen Dienſten brauchbaren Negers oder einer ſolchen Negerin auf tauſend, ja bis auf zwölf hundert Piaſter, terminlicher Zahlung, und ſieben bis neun hundert Piaſter baar.

Um wieder aufs Zuckerrohr zu kommen, ſo ſchätze ich, wie gedacht, den reinen Ertrag eines gut bearbeiteten Morgens Rohre auf zwey tauſend Pfunde rohen Zuckers und zwey Oxhofte Syrup. Dabey iſt jedoch zu bemerken, daß dies gemeinhin genommen der ſtärkſte Ertrag von dieſem Bau iſt, (obwohl manche Morgen beſonders ein Reſultat geben können, welches dieſes Maaß überſteigt) und nächſtdem zu erinnern, daß es in der gewöhnlichen Lage der Dinge mit den Schnittlings-Rohren (cannes

der bey den Koloniſten, als ein Produkt ihres Bodens, ein Lieblings-Getränk ausmacht — der Saſſafras, ein Baum, deſſen Laub von gewürzhafter Beſchaffenheit iſt, und, nachdem man es gekreuzt und pulveriſiret hat, zu Bereitung der Speiſen in dieſem Lande gebrauchet wird, indem eine kleine Quantität von dieſen, auf gedachte Art in ein grünliches Pulver verwandelten Blättern, wenn man ſie in fette Fleiſchbrühe ein Paar Augenblicke vor dem Anrichten thut und darunter miſcht, derſelben einen beſondern, und ſogar appetitlichen Geſchmack ertheilt; — und endlich der Wachsbaum (cirier), eigentlich nur ein Bäumchen, deſſen Laub dunkelgrün iſt, und deſſen Frucht in einem Saamenkerne beſteht, der, mit Waſſer übergoſſen, der Wirkſamkeit des Feuers ausgeſetzt, und mit ganz einfachen Proceduren behandelt, ein grünes und überaus konſiſtentes Wachs liefert, welches im Lande ſelbſt dazu genutzt wird, daß man es mit Unſchlitt vermiſcht und zuſammen ſchmelzt, und aus dieſem Gemiſch hernach Kerzen gießt, die ziemlich gute Dienſte thun.

Garten-Kräuter und Küchen-Gewächſe kommen hier gut fort, haben aber nicht viel Geſchmack; ihr Saft iſt roh, ohne Reiz, und, ſo zu ſagen, wäſſerig. Dieſe Produkte ſind alſo weder appetitlich, noch nahrhaft. Jedoch ſind die Melonen, beſonders die Waſſer-Melonen, ziemlich gut.

An Arzney-Kräutern und Pflanzen hat das Land den größten Ueberfluß; aber mit den Eigenſchaften und dem Gebrauche derſelben ſind bloß die Wilden oder Landes-Eingebornen gehörig bekannt.

3. Producte des Mineralreichs.

Nieder-Louiſiana und ein Theil von Weſt-Florida beſtehen bloß aus Ländereyen, die der Strom und die natürlichen Waſſer-Gräben angeſetzt haben, machen alſo ein Land aus, welches, ſo zu ſagen, dem Meer abgewonnen iſt, und liefern daher im Mineral-Reiche gar kein Produkt. Jenſeits dieſes Raumes giebt es in Weſt-Florida doch einige Stellen, wo ſich vielleicht Produkte von dieſer Art ausfindig machen ließen; nur ſind ſie noch nicht bekannt, ausgenommen eine Art von Ocker oder farbiger Erde, die ſich in den Gegenden um Penſakola findet, und deren man ſich hier bedient, den Mauern der Häuſer allerley Anſtrich zu geben, und ſie damit roth, gelb, blau, u. ſ. w. zu malen.

Mit Ober-Louiſiana hat es gleiche Bewandnis, wenn man von dem Natſchitoſche-Gebiet ausgeht, wo man aus dem Umſtande, daß man daſelbſt einige mineraliſche Materien angetroffen hat, die Vermuthung ſchöpfen will, daß es da Metall-Adern geben müſſe. In dem Illineſer-Kanton hat man eine Bleygrube entdeckt, die denn auch einiger Maaßen gebaut wird; und man glaubt, es gebe ihrer dort noch andere mehr.

Eilftes Kapitel.

Koloniſten-Anbau und Kolonial-Producte. Anzahl der Plantagen, die an den Strom-Ufern errichtet ſind, und deren hauptſächlichſte Kulturen.

Da wir von den Niederlaſſungs-Plätzen und Pflanzungen der Kolonie zu reden haben; ſo machen wir den Anfang bey denen, die ſich an den Ufern des Miſſiſipi finden.

Dieſer Raum von fünf und ſiebzig Meilen, der ſich an beiden Strom-Ufern in die Länge hin erſtreckt, könnte im Ganzen zwölf bis funfzehn hundert Plantagen haben, wo das Zuckerrohr, der Baumwollenſtrauch, der Indigo, der Tabak, der Reiß, und das Zimmerholz in den verſchiedenen Stellen durch ihren Ertrag mehr oder weniger Hülfsmittel anbieten, und eine eben ſo große Zahl von Eigenthümern ernähren würden, wenn der Boden überall des Anbaues und der Bearbeitung fähig wäre, und nächſtdem auch die Arbeitsleute für das Land zureichten. Dies iſt aber bey weitem der Fall nicht. Ich rede von dieſer Sache, wie ich denke, und will meine Meinung, ſo gut ich's kann, begründen, bitte aber den Leſer, nicht zu vergeſſen, daß ich in alle dem, was ich im Betreff des Umfanges, der Pflanzſtätte, der Produkte, des Handels, der Bevölkerung, und der politiſchen, bürgerlichen, militäriſchen und fiscaliſchen Staats-Adminiſtration dieſer Kolonie zu ſagen

habe, ſo zu ſagen im Dunkeln tappe, und mich dabey bloß auf ungefähre Ueberblicke ſtütze, die wohl in manchen Stücken unrichtig ſeyn mögen — zumal da ich nicht alles mit eignen Augen geſehen habe, ſondern mich zum öftern auf anderer Leute Augen verlaſſen mußte, aber doch die verſchiedentlichen Reſultate von ihren Berichten, gegen einander gehalten, mit einander verglichen, ſie, ſo weit es mir möglich geweſen iſt, in Uebereinſtimmung zu bringen geſucht, und endlich anderwärts her gar keine Beyhülfe habe nehmen können, weil die ſpaniſche Regierung auch hier immer nach ihrer gewohnten Weiſe verfahren, alle dergleichen Dinge bis auf den heutigen Tag mit einem dichten Schleyer verdecket, und noch kein Privatmann, wenigſtens ſo viel ich weiß, dieſen Schleyer gelüftet hat.

Um nun zur Sache zu kommen, nehme ich als Thatſache an, daß auf gedachter Strecke von fünf und ſiebzig franz. Meilen Landes, die am Strome liegt, und die, wie bereits erinnert worden, den weſentlichſten und am beſten angebauten Theil der Kolonie ausmacht, nur etwa acht hundert eigentlich ſo zu nennende Plantagen vorhanden ſind; und dies ſchließe ich theils aus dem, freilich übel verdauten Berichte mehrerer Koloniſten, die in beträchtlichen Entfernungen von einander an den Ufern des Stromes ſeßhaft ſind, theils aus meinen eignen Beobachtungen, von denen eine einzige, deren ich mit einiger Umſtändlichkeit ſo gleich gedenken will, für den Leſer hinreichend ſeyn kann.

Wenn ich von der Stadt aus, den Strom aufwärts

bis zu einer Entfernung von fünf franz. Meilen gereiſt bin habe ich in dieſem Raum, und an den beiden Ufern, ohne alle Ausnahme, ſiebzig große und kleine Plantagen gezählt, wovon ihrer dreißig am linken, und vierzig am rechten Ufer des Stromes liegen. Hierbey iſt nächſtdem zu erinnern, daß dieſe Aufzählung, da ſie nur die in der Nähe der Stadt gelegenen Pflanzungen enthält, die in einer dem Hauptorte nahen ſchon längſt angebauten Gegend liegen und den Vortheil genießen, ihre Produkte leicht abſetzen zu können, nur das Reſultat der höchſtmöglichen Zahl geben kann, und daß man in einer Entfernung von 25 bis 30 franz. Meilen von der Stadt, auf einer eben ſo großen und gleich fruchtbaren Strecke, gewiß nicht ſo viele Plantagen zählen darf.

Wir wollen aber davon ausgehen, und dies zum Maasſtabe annehmen. Wenn demnach, die fünf von der Stadt, oder vielmehr von der Vorſtadt an bis zu der Trüdeau-Plantage am linken Ufer des Stromes, und von der Bernaudy-Plantage, der Vorſtadt gegen über, bis zu der Eugen-Fortier-Plantage am rechten Ufer einſchließlich, nicht mehr als ſiebzig Wohnung enthalten; ſo können folglich die fünf und ſiebzig franz. Meilen in der Summe, (angenommen auf einen Augenblick, daß der Boden übrigens allenthalben ſo gut angebaut wäre, als an den Orten, der uns hier zum Maasſtabe dient,) zu Folge dieſer Schätzungs- und Proportions-Regel nicht mehr enthalten, als höchſtens funfzehn hundert Plantagen. Und da es doch in dieſer Strecke, und längs des Stromes hin, immer noch weitläufige Plätze giebt, die noch gar nicht

[L]nd, und andere, die nur ſehr ſchlecht benutzet werden, [u]nd die dem Auge des Reiſenden bloß kleine Plätze zum [L]eben, und nur einen kaum angefangenen Anbau darbie[te]n; ſo kann man jene angenommene Zahl von funfzehn [h]undert Plantagen dreiſt auf die effektive Zahl von unge[fä]hr acht hundert herab ſetzen, weil die etwa übrigen wirk[li]ch nicht verdienen, in einem ſolchen Verzeichniſſe mitge[zä]hlt zu werden.

Der vornehmſte Theil dieſer Pflanzſtätte beſteht aus [f]unf und ſiebzig Zucker-Plantagen, welche man hier und [d]a an den Ufern des Stromes, eine kleine Anzahl unter[h]alb der Stadt, und die größere oberhalb derſelben, wie auch in einigen hochgelegenen Landes-Portionen, die ſich außerhalb der Ufer befinden, aber doch mit dem Strome noch benachbart ſind, angelegt hat. Dieſe Zucker-Plantagen erſtrecken ſich nicht weiter als zehn franz. Meilen unterhalb Neu-Orleans, und zwanzig franz. Meilen oberhalb der Stadt. Die Maſſe der übrigen Plantagen kömmt, ihrem Umfange nach, dieſer nicht bey, und beſteht in Baumwollen-Pflanzungen, die im niedern Theile der Kolonie nur wenig getrieben werden, weil ſie da nicht gut fortkommen, und viel beſſer nach dem Ober-Lande zu gedeihen, als bey dem Röthen-Stocke, bey der Abgehauenen Spitze, und in den abgelegenen, und von dem Mittelpunkte der Kolonie, ſo zu ſagen, geſchiedenen Atakapas-, Opeluſſas-, Avoyelle- und Natſchitoſche-Kantonen; — in einigen Indigo-Anlagen, die nicht mehr ſo gut, wie ehedem, gelingen; und in Tabaks-Pflanzungen, die in dem letztgedachten Kanton recht gut fortkommen;

men; — in Säge-Mühlen, in Reiß-Feldern, in türkiſchen Weiſſen-Aeckern, in Erdbirnen-, Hülſenfrucht- und Gartengewächs-Anlagen, welche von unbemittelten Pflanzern betrieben werden.

In Folge deſſen giebt es in dieſer Kolonie nur zwey wichtige und bemerkenswerthe Kultur-Sorten; namentlich die Zucker-Plantagen im untern, und die Baumwollen-Pflanzungen im obern Theile derſelben. Sollen wir nun dem Leſer eine angemeſſene Vorſtellung von den Handels-Produkten dieſes Landes machen; ſo müſſen wir dieſe beiden Kultur-Arten, und das Reſultat derſelben näher betrachten.

Zwölftes Kapitel.

Zuckerrohr-Bau, und deſſen Ertrag.

Der Zuckerrohr-Bau iſt, ſeinem Weſen und den vortheilhaften Folgen nach, die ſich in der Zukunft davon erwarten laſſen, am wichtigſten.

Nur ſeit ſieben bis acht Jahren her haben die Zucker-Pflanzungen in dieſer Kolonie zuerſt Platz gefunden; und es iſt dies einer von den großen Vortheilen, welche die Kolonie zum Theile der Verwirrung in St. Domingo zu

danken hat. Das traurige Schickſal dieſer Inſel gab den erſten Anlaß zur Steigerung des Zucker-Preiſes, und machte, daß ſich verſchiedene Pflanzer von dieſer unglücklichen Kolonie, die mit dem Bau und der Manipulation des Zuckerrohrs bekannt waren, und einige Werkmeiſter, die ſich darauf verſtanden, die Gebäude und mechaniſche, zu dieſer Manipulation erforderlichen Stücke zu bauen, nach hieſigem Lande wandten. Dies iſt ganz gewiß eine von den Urſachen geweſen, wodurch man zu dieſen erſten Anlagen bewogen worden iſt; welches auch einige redliche Koloniſten von Louiſiana aufrichtig geſtehen, obgleich andere, aus einer ziemlich ſchlecht verſtandenen Eigenliebe, dieſe Meinung für ungegründet erklären wollen.

Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle; genug, das Zuckerrohr, das man vor ungefähr funfzig Jahren hier zu Lande zu bauen angefangen, und nach einigen vergeblichen, oder doch wenigſtens nicht ſehr aufmunternden Verſuchen völlig wieder aufgegeben hatte, (weil der Winter damals ein unüberſteigliches Hinderniß für den Anbau des Zuckerrohres, und beſonders für die Ausförderung des Saftes daraus zu ſeyn ſchien,) naturaliſirt ſich hier nunmehr augenſcheinlich, und wächſt mit wahrhaftig bewundernswürdiger Leichtigkeit. Dieſe Rohr-Art, gepflanzt im Januar, Februar, und ſogar im März, ſchlägt Wurzel und ſchießt mit Frühlings-Anfang empor aus der Erde, kränkelt im May und Junius während der alsdann herrſchenden Dürre, fängt im Julius an, Kräfte zu gewinnen; und binnen Zeit von nicht mehr als drey Monaten wächſt ſie, begünſtiget von den Regengüſſen, und den

wirkſamen Wärme, die in dieſer Zeit allgewaltig herrſch[t]
in die Höhe, wird zuſehends dick, ſtellt im Oktober ein[en]
mit Inbegriff ſeiner, die ganze Blüte umgebenden Bl[ät-]
ter, acht bis neun Fuß hohen Stamm dar, und iſt ſch[on]
zu Ausgang eben dieſes Monats gut zu ſchneiden und au[s-]
zuarbeiten — mit einem ſo reellen Nutzen, daß ein M[or-]
gen Landes, der, gut zugerichtet, zu Februars Anfang
mit Rohren bepflanzet, und dann ſorgfältig gepflegt wir[d,]
neun Monate darauf, mit Novembers Anfang, im Sta[nde]
iſt, einen Ertrag von zwey tauſend Pfunden Zucker, [und]
ungefähr zwey Orhoften Syrup zu geben. Dieſer Ertr[ag]
zu dem Preiß angeſchlagen, für den hier ſeit Anlegung [der]
Zucker-Pflanzungen Zucker und Syrup verkaufet wor[den]
ſind, nämlich der Centner Zucker zu acht und das Orh[oft]
Syrup zu fünfzehn Piaſtern, macht eine Summe v[on]
hundert und neunzig Piaſtern, welche tauſend fl. Ein[f.]
(oder 250 Rthlr. Konventions-Münze) gleich komm[en,]
die ein ſo bepflanzter und bearbeiteter Morgen Landes [im]
Verlaufe von zehn Monaten abwirft; wahrhaftig eine [be-]
trächtliche Einnahme — welche zum Theil freilich durch d[en]
hohen Preiß des Zuckers und Syrups ſo hoch geſtiegen i[ſt.]
In St. Domingo ward in der glänzendſten Epoche de[r]
daſigen Kolonie, deren Produkte damals (1789 und 179[0])
ſo ergiebig waren, daß die Total-Valuta von den Ein[-]
künften des letztgenannten Jahres, an Ort und Stelle,
ungefähr auf fünf und zwanzig Millionen Piaſter ang[e-]
ſchlagen worden iſt, der rohe Zucker nicht über ſechs ha[lb]
Piaſter, und der Syrup für neun bis zehn Piaſter da[s]
Orhoft verkauft; und die Einwohner waren ſo ungemei[n]
zufrieden, den Preiß ihrer Produkte ſo hoch geſteigert zu

hen, daß ſie ſich dabey glücklich ſchäzten, und weiter
ichts gewünſcht hätten, als beſtändige Dauer eines ſol-
en Werthes. Daraus läßt ſich ſchon urtheilen, was für
ewinn ſich bey dem jetzigen Preiß eben dieſer Produkte
achen läßt, da derſelbe fünfzig pro Cent über den vorma-
gen geſtiegen iſt.

Wahr iſt es freilich, die Zucker-Pflanzer in Louiſiana
ben die Anlegung ihrer Plantagen, ſowohl an den dazu
hörigen Geräthſchaften, als an Preißen der Hand-Ar-
it ſehr theuer bezahlen müſſen. Man hat da ein voll-
ändiges Zucker-Fabrikations-Zubehör mehrmals mit nah'
drey tauſend, und meiſtens mit zwey bis dritthalb tau-
nd Piaſtern bezahlet. Ein Zimmermeiſter forderte und
am, auſser freier Koſt für ſich und ſeine Geſellen und
andlanger, vier bis fünf hundert Piaſter für das Ma-
inenweſen zu einer von Ochſen zu treibenden Zucker-
ühle, zu welcher ihm alle erforderliche Materialien her-
y geſchafft werden mußten. Ein Maurer forderte und be-
am drey hundert Piaſter für das Setzen der verſchiedenen
öthigen Keſſel. Die Zucker-Fabrikanten, die vorher in
St. Domingo als Zuckerſieder gedient hatten und nun
nach Louiſiana gekommen waren, zogen zwölf bis fünf-
zehnhundert, und zu laufendem Preiſe wenigſtens tau-
ſend Piaſter dafür, daß ſie die Mühe übernahmen, etwa
drey Monate lang die Fabrikatur einer Aerndte von neun-
zig bis hundert tauſend Pfunden rohen Zuckers zu dirigi-
ren, wobey ſie ſich noch obendrein die Macht vorbehielten,
ſich bey dem Pflanzer ganzer ſechs Monate lang vorher,
in Erwartung dieſer Aerndte und der endlichen Anwen-

dung ihrer Talente, aufs beſte bewirthen zu laſſen; wozu noch der Umſtand kam, daß ihre Talente ziemlich oft ſo köſtlich nicht waren, als ſie vorgaben; wie denn auch dieſe Talente ſchon jetzt nicht mehr ſo koſtbar ſind, welches ſie ihren übertriebenen Prätenſionen, und der Sucht verdanken mögen, die ſie gehabt haben, ſich als gar zu wichtige Männer geltend machen zu wollen. Dadurch ſind die Einwohner im Lande ſelbſt zu eigner äußerſter Aufmerkſamkeit und Thätigkeit geweckt, und ſo ſehr angeſpornt worden, daß ſie nunmehr die Kunſt ſo gut, wie jene, und vielleicht beſſer verſtehen, weil ſie außerdem noch auf ihre Arbeit alle die Mühe und Sorgfalt wenden, die ein heftig gereizter perſönlicher Eigennutz erzeugt, deſſen jene fremden Manipulatoren überhaupt nicht fähig, und die hier beſtändig mit Lehrlingen und Hand-Arbeitern umgeben waren, welche ihnen jede Art Mühe und alle Nachtarbeiten erſparten, da ſie an der Sache nur unbedeutenden und bloß lohnſüchtigen Antheil nahmen. Dieſer Profit war auf Seiten der einen Partey ſo gut, wie der andern, ſo übermäßig, daß jeder Arbeitsmann wöchentlich reine hundert Piaſter, und der Zuckerſieder bis auf zweyhundert gewann.

Aber dergleichen außerordentliche Koſten finden, wenigſtens zum größten Theile, nicht mehr Statt, der übertriebene Preiß von allen dieſen Dingen iſt gefallen, und wird, allem Anſcheine nach, noch mehr fallen. Hierzu gibt uns die erwünſchte Rückkehr des Friedens eine gegründete Hoffnung.

Ein noch überaus koſtſpieliger Bedürfniß-Artikel zum Zucker-Bau und der Zucker-Fabrikation, den wir nicht außer Acht laſſen dürfen, iſt das hauptſächlichſte Werkzeug dieſes Geſchäftes, der Neger. Da man den Betrieb des Sklaven-Handels hier zu Lande ſeit zehn Jahren unterlaſſen hat; ſo iſt es zu bewundern, daß ſich dieſes Land nicht nur erhalten, ſondern ſogar während dieſes Zeitraumes ſo ungemein groſe Kultur-Anlagen, wie der Zucker-Bau und die Zucker-Fabriken, ohne Vermehrung der Menſchen-Arme hat zu Stande bringen können. Dieſem Menſchen-Mangel zu begegnen, wäre trotz der Hinderniſſe, die der Krieg dem Sklaven-Handel machte, noch immer möglich geweſen. Allein gut oder ſchlecht gegründete politiſche Urſachen haben die ſpaniſche Regierung zu dem Entſchluſſe bewogen, ſich auf keinen Vergleich über dieſen Punkt einzulaſſen. Daher ſteht der Preiß eines zum Feldbau oder zu häuslichen Dienſten brauchbaren Negers oder einer ſolchen Negerin auf tauſend, ja bis auf zwölf hundert Piaſter, terminlicher Zahlung, und ſieben bis neun hundert Piaſter baar.

Um wieder aufs Zuckerrohr zu kommen, ſo ſchätze ich, wie gedacht, den reinen Ertrag eines gut bearbeiteten Morgens Rohre auf zwey tauſend Pfunde rohen Zuckers und zwey Oxhofte Syrup. Dabey iſt jedoch zu bemerken, daß dies gemeinhin genommen der ſtärkſte Ertrag von dieſem Bau iſt, (obwohl manche Morgen beſonders ein Reſultat geben können, welches dieſes Maaß überſteigt) und nächſtdem zu erinnern, daß es in der gewöhnlichen Lage der Dinge mit den Schnittlings-Rohren (cannes

de rejetons), und vielen aus dem Saamen gezogenen Setz-Rohren (cannes de plant) nicht so weit gebracht wird. In dieser Hinsicht kann man vernünftiger Weiſe auf das Folgende zählen.

Ein Pflanzer oder Plantagen-Beſitzer, der ein erfahrner Landwirth iſt, deſſen Gut und Wirthſchaft ſich in gutem Stande befinden, der hundert Morgen Rohre hat, von denen ein Drittheil in Setz-Pflanzen, und das Uebrige in gepflanzten Schnittlingen von einem oder höchſtens zwey Jahren beſteht, kann mit vierzig Negern und zu dieſer Arbeit angeführten Negerinnen in einem gewöhnlichen Jahre hundert und zwanzig tauſend Pfunde rohen Zuckers, und hundert und zwanzig Orhofte Syrup erbauen. (Dieſes macht drey tauſend Pfund Zucker und drey Orhoft Syrup auf jeden Arbeits-Neger, oder zwölf hundert Pfund Zucker und etwas über ein Orhoft Syrup auf den Morgen). Verkauft er nun dieſe Quantität Zucker und Syrup zu dem Preiſe von acht Piaſtern den Centner Zucker, und von fünfzehn Piaſtern das Orhoft Syrup, wie beides ehedem gegolten hat; ſo giebt ihm dies ein Einkommen von eilf tauſend und vier hundert Piaſtern, auf den Fuß von zwey hundert fünf und achtzig Piaſtern vom Neger, und von hundert und vierzehn Piaſtern vom Morgen. Seine Orhofts-Gebinde koſten ihn nichts, da ſie in ſeiner Plantage von einem Neger-Böttcher, wie man ſie bey ſolchen Anſtalten halten und haben muß, zuſammengeſetzt werden können. Einen Zucker-Fabrikanten zu beſolden, hat er nicht nöthig, weil er ſelbſt, oder ſein Verwalter, oder auch einige von ſeinen Negern die Stelle vertreten

können. Also hat er bloß die gewöhnlichen Kosten zu beſtreiten, als die Wieder-Anſchaffung eines oder des andern in Abgang gekommenen Stückes Vieh und Geräthes in der Zucker-Fabrik; den Lohn für eine und die andere Reparatur, die Beſoldung eines Aufſehers und ſeines Gehülfen während der Zucker-Fabrikation, und eine kleine Anzahl anderer unbedeutender Gegenſtände. Dieſe Ausgaben belaufen ſich alle zuſammen das Jahr über nicht leicht auf zwölf bis funfzehn hundert Piaſter; und ihm bleibt als Frucht ſeiner Arbeit und Bemühung, der Ueberſchuß welcher nach dieſer Rechnung zum wenigſten reine zehn tauſend Piaſter beträgt, die ihm das Geſchäft einbringt.

Laſſet uns jedoch eine noch geringere Rechnung machen, um zu ſehen, wie weit es der nämliche Pflanzer künftig in einem gewöhnlichen Jahre würde bringen können, wenn wir den Fall annehmen, daß der Preiß von Zucker und Syrup um den dritten Theil ihrer bisherigen Valuta fiele, und hier auf folgende Taxe herunter käme; zum Beiſpiele, der rohe Zucker auf ſechſthalb Piaſter der Centner, und der Syrup auf zehn Piaſter das Orhoft. Eben derſelben Proportions-Skale gemäß, die wir oben von der Arbeit des Negers und dem Ertrage des Landes angegeben haben, (ſo daß auf den Fuß von vierzig Negern auf hundert Morgen, jeder Neger dritthalb Morgen Rohre bearbeitet und pflegt, und jeder Morgen, einer in den andern gerechnet, zwölf hundert Pfund Zucker, und fünf Viertel Orhoft Syrup ausliefert,) kann ſich ein ſolcher Plantagen-Beſitzer mit den obbemerkten Mitteln noch eine

Einnahme von ſieben tauſend und acht hundert Piaſtern verſchaffen auf den Fuß von hundert fünf und neunzig Piaſtern mit jedem Neger, und von acht und ſiebzig Piaſtern von jedem Morgen. Wollten wir von dieſer Einnahme auch den vierten Theil für die Arbeits-Koſten, und für die etwa nöthig werdende Erſetzung abgängig gewordener Negern und Arbeits-Thiere abziehen; ſo würde er doch, troz der oberwähnten Herabſetzung des Preiſes ſeiner Produkte um den dritten Theil, immer noch eine richtige und freie Einnahme von fünf tauſend acht hundert und funfzig Piaſtern aufs Jahr behalten — welches ſo viel iſt, als hundert ſechs und vierzig und ein Viertels-Piaſter von jedem Neger, und acht und funfzig und ein halber Piaſter von jedem Morgen, nach völliger Deckung und Tilgung aller und jeder Plantagen-Koſten, ſogar mit Inbegriff des Artikels der Steuer, welche nicht unmittelbar vom Plantagen-Beſitzer, ſondern von dem Käufer ſeiner Produkte erhoben wird, der ſie wieder zu Gelde zu machen weiß, und zu Folge deſſen bezahlt. Alles richtig berechnet, iſt dies ganz gewiß noch eine ſchöne Einnahme. Doch ſetze ich immer und in allen Fällen einen guten Plantagen-Beſitzer, ein dem Zweck angemeſſenes und wohl gehaltenes Grundſtück, und ſchon eingerichtete Anſtalten voraus, die nur unterhalten zu werden brauchen; denn die Zurichtung eines ſolchen Grundſtücks, und die Anlegung einer Zucker-Fabrick erfordert gar große Koſten, die ſo geſchwind nicht, wenigſtens nicht in Maſſe wieder heraus kommen.

Uebrigens vergeſſe man nicht, daß ich bey den ver-

ſchiedenen Schätzungen, die ich hier von dem Ertrage der Ländereien bey der Zucker-Fabrikation und Baumwollen-Zucht mache und ferner machen werde, den Ausdruck, ein gewöhnliches Jahr, brauche, indem es ſich wohl zu tragen kann, daß der Ertrag einer Aerndte dergleichen Schätzungen überſteigt, und der Ertrag einer andern unter denſelben zurückbleibt. Hierinnen bleibe ich bey dem mittlern Verhältniſſe ſtehen, welches einer vernünftigen Schätzung und einer wahrſcheinlichen Rechnung zur Baſis dienen kann.

Zufolge dieſer Umſtände fällt in die Augen, daß die Zucker-Pflanzung in dem niedern Theile der Kolonie gegenwärtig um ſo vortheilhafter für dieſen Theil ſey, je mehr faſt alle Ländereien an beiden Strom-Ufern, von etwa zehn franz. Meilen unterhalb der Stadt an, bis zwanzig franz. Meilen oberhalb derſelben, dieſer Kultur ſichtbarlich angemeſſener, und beſſer dazu paſſend ſind, als zu irgend einer andern, und namentlich beſſer, als zum Indigo und zur Baumwolle, die da nicht gelingen. Mit der Zeit, und mit hinlänglichen Arbeitsleuten und anderen Erfoderniſſen würde man ſogar auf dieſem Raume von dreißig franz. Meilen an den Strom-Ufern und in manchen iſolirten Landes-Portionen wenigſtens hundert Zucker-Plantagen prächtig anlegen können, von denen dann, eine in die andere gerechnet, jede im Stande ſeyn würde, zweymal hundert tauſend Pfund rohen Zucker zu fertigen, wenn ſie die Aerndten gegen Ausgang des Oktobers anfiengen, und ſie bis zu Ende des Februars ununterbrochen nach hinter einander fortſetzten, und hierbey

die Vorſicht brauchten, die Rohre zu ſchneiden und in be-
deckte Gruben zu thun, ehe ſtarke Fröſte eintreten, wie
dies auch hier ſeit einigen Jahren geſchieht. Dies würde
ein Ertrag von zwanzig Millionen-Pfunden Zucker ſeyn,
die dieſes Territorium jährlich liefern könnte, welches den
malen, allem Anſcheine nach, das einzige an den Ufern
des Stromes und in der Nähe deſſelben iſt, das dem
Zuckerrohre bekömmt, weil der Boden unterhalb dieſes
Theiles der Kolonie gar zu waſſerreich, und oberhalb
deſſelben ſchon zu kalt iſt.

Der Atakapas-Kanton beſitzt ebenfalls einen Boden und eine Temperatur, welche dieſer Pflanze ſehr gut bekommen; aber ich weiß nicht, ob die Seltenheit des Brennholzes, von dem dieſer Kanton gänzlich entblößt iſt, und die Schwierigkeit, den Mangel an Holze durch das in der Mühle ſchon ausgepreßte Zuckerrohr zu erſetzen, aus dem man hier zu Lande noch keinen Nutzen hat ziehen können, der Errichtung einer gewiſſen Anzahl von Zucker-Fabricken in dieſem Kanton nicht große Hinderniſſe machen möchte, des Mangels an einem leichten Vertriebs-Wege zu geſchweigen, woran es dieſer Gegend ebenfalls fehlt.

Uebrigens will man ſagen, der Louiſianiſche Zucker wäre von ſchwacher Konſiſtenz, und zerfiele gern in Zeiten großer Hitze, oder auch ſchon durch den Transport in Melaſſe *). Sind die Klagen der amerikaniſchen Han-

*) Melaſſe nennt man die vom rohen Moſcovados- oder ungeläuterten Puder-Zucker übrig gebliebene Flüſſigkeit, oder

delsleute über dieſen Punkt unglücklicher Weiſe gegründet, (worüber die Erfahrung in weniger Zeit Licht geben wird,) ſo würde das ein großes Unglück für dieſes Land ſeyn, da dieſe Waare zur hauptſächlichſten Erwerbsquelle für daſſelbe werden kann. Wahr iſt freilich, daß die hitzige Begierde der Koloniſten, ihren Zucker, wenn er kaum fabriciret, und ehe er noch von ſeinem Syrup-Theile recht geläutert iſt und hinlängliche Feſtigkeit bekommen hat, zu verkaufen, nicht wenig beygetragen haben mag, dieſes reiche Produkt ihres Bodens in Mißkredit zu bringen. Und in ſolchem Falle würde ihnen obliegen, dem Fehler abzuhelfen, ihr Verfahren in dieſer Rückſicht zu ändern, das Intereſſe des Augenblicks, von dem ſie ſich bisher haben verführen laſſen, dem beſſer verſtandenen Intereſſe künftiger Zeit aufzuopfern, zu dem Ende ihren Zucker, wenigſtens eine ſchickliche Zeit über, in der Läuterungs-Kammer (Purgerie) zu behalten, und ihn übrigens durch einen verſtärktern Sud körniger werden zu laſſen, um lieber braunen, als blonden, oder, wie es hier heißt, geſchmeichelten Zucker zu machen, deſſen Anblick allerdings dem Geſichte ſchmeichelt, deſſen Korn aber ſchwach, und zu wenig digerirt iſt.

Nächſtdem iſt zu bemerken, daß das Louiſianiſche Zuckerrohr, da es in den erſten Monaten des Jahres abgeſchnitten und gepflanzt wird, da es bis zu Anfange

einen zweiten Syrup, der von der Ferri-Zucker-Bereitung abſinkt.

des Julius krank und unansehnlich bleibt, und ſi
hernach erſt erſtaunliches und beynahe plötzliches Wa
thum einer ſtarken und ſchnellen Vegetation von ni
mehr als drey Monaten zu danken hat, (wenigſtens n
dem äußerlichen Anſcheine zu urtheilen) noch vor A
laufe des Jahres nur einen ganz neuen, ganz ro
nicht genug ausgearbeiteten Saft ausliefern könne, d
dann, durch die Arbeiten der Kunſt in Zucker verw
delt, weit mehr in Gefahr iſt, ſich zu zerſetzen, ſich au
zulöſen und in Melaſſe zu verwandeln, als das Produ
von eben dieſer Pflanze, wie ſie auf den Antillen g
baut wird, wo die aus dem Saamen gezogene S
Pflanze nicht eher als nach ſechzehn bis achtzehn Mon
ten der Erwartung, und die Schnittlings-Pflanze na
Verlaufe von vierzehn bis funfzehn Monaten geſchnitt
und in Arbeit genommen wird. Die Louiſianer Ko
niſten antworten, (denn wir müſſen doch das Pro un
Contra vorſtellen): die ſchnelle und frühzeitige Reifun
des Zuckerrohres in ihrem Lande rühre von dem Ein
fluſſe des Winters her, von deſſen erſten Anfällen dieſe
fremde, und bloß den ſüdlichen Ländern natürliche Pflanz
ſtärker, als die einheimiſchen, angegriffen würde, ſo daß
alsdann die Vegetation mit einmal darin ſtockte, das
Laub daran welkte und, ſo zu ſagen, abdorrte; dadurch
würde ſie denn von ihrer friſchen Grüne und ihrem Ob
dach entblößet, und wäre um ſo mehr dem Anfall einer
rauhen und kalten Luft ausgeſetzt, welche ſogar die Zei-
tigung des Rohres ſo ſehr beſchleunigte, daß es verder-
ben, und ſeiner zuckerhaften Principien ganz und gar ver-
luſtig werden würde, wenn der fleißige Pflanzer nicht

orge trüge, jener allzugewaltigen Wirkung in Zeiten durch zu begegnen, daß er die Pflanze abſchnitte, ſie ter Obdach ſchaffte, und ſomit den Anfällen ſtarker Frö- entzöge, die ſich oft ſchon von der Mitte des Novem- rs an, und faſt jedesmal vor Ausgange dieſes Monats ſtellen; eine unumgänglich nöthige Vorſicht, ohne wel- man in Louiſiana die mehreſten Male Verzicht auf s Zuckermachen thun müßte.

Aus einer ſolchen Antwort ließe ſich wohl die Fol- rung ziehen: da jene Zeitigung des Zuckerrohres durch Strenge der Jahreszeit und Witterung, durch eine ötzliche Veränderung in der Atmoſphäre bewirket, und lglich wie mit Gewalt herbeygeführt wird; ſo könne e auch nur eine verdächtige, vielen, dieſer Haupt-Ur- che anklebenden, und von derſelben ſchlechterdings zertrennlichen Ungelegenheiten unterworfene Frucht ben.

Sey indeſſen dem, wie ihm wolle; genug, in den der Kolonie dermalen beſtehenden fünf und ſiebzig Zucker-Pflanzungen an den Strom-Ufern und in den umliegenden Gegenden hat man die ſo eben (von 1801 zu 1802) vollendete Aerndte auf ungefähr fünf Millionen Pfund rohen Zuckers, nebſt einer mit dieſem Haupt-Produkt in Proportion ſtehenden Quantität Syrups geſchätzt, welches im Durchſchnitt ungefähr ſieben und ſechzig tauſend Pfund Zucker auf jede Plantage beträgt. Es giebt Plantagen, die mehr, und andere, die weniger getragen haben. Die ſtärkſte Aerndte iſt von zwey

hundert und einigen tauſend Pfunden Zuckers geweſen; drey oder vier andere ſind von hundert und funfzig bis zwey hundert tauſend, ein Dutzend ſind vón neunzig bis hundert und funfzig tauſend, zwanzig ſind von ſechzig bis neunzig tauſend Pfunden Zuckers geweſen, und die übrigen haben weniger, als ſechzig tauſend, geärndtet. Unter andern hat eine der am beſten im Lande mit Negern, Arbeitsvieh, und andern zu dieſer Kultur erforderlichen Anſtalten verſehenen Plantagen ganz und gar nichts gethan; und dies bloß aus dem einzigen Grunde, weil die Adminiſtration der Plantage nicht ſo wár, wie die Mittel dazu. Denn es iſt auch das zu erinnern, daß es wenige Länder giebt, die ſo ſehr, wie dieſes, bey der Kultur einen ununterbrochenen Fleiß und eine beſondere Einſicht erfordern, wenn Nutzen daraus gezogen werden ſoll. Es giebt hier manchen Plantagen-Beſitzer, der mit fünf und zwanzig Negern, und bey einem ganz mittelmäßigen Boden, doch gemeiniglich mehr Einnahme hat, als mancher andere, der funfzig eben ſo kräftige Arbeitsleute, wie die ſeinigen, und einen beſſern Boden dazu hat.

Dieſer Unterſchied, den man in den Folgen einer guten oder ſchlechten Adminiſtration allenthalben wahrnehmen kann, iſt hier augenſcheinlich merklicher und bedeutender, als anderwärts; theils wegen der Gattung der Kulturen ſelbſt, theils wegen des Naturells der Arbeitsleute, welche man keine Minute aus den Augen laſſen kann, ohne daß die Arbeit wo nicht unterbrochen, wenigſtens doch ſchläfrig und langſam betrieben wird,

und theils auch wegen der gebieteriſchen Eigenſchaften des Bodens und des Klima's.

Da wir es mit dieſem Kultur-Zweige zu thun haben; ſo wollen wir doch, ehe wir davon abbrechen, noch ein Paar dazu gehörige Beobachtungen beyfügen. Ich habe ſchon geſagt, daß das Zuckerrohr, ſo fremd es auch dieſem Lande iſt, doch bey Anwendung rechter Kultur augenſcheinlich darin gedeiht und ſich ſo gar da naturaliſirt; und dies iſt Wahrheit. Ich habe hier prächtige Rohre geſehen, die in dieſem Jahre aus dem Saamen gezogen waren, und die hernach im November, dies heißt, neun Monate nach ihrer Pflanzung, da ſie ohne Auswahl aus den Feldſtücken genommen wurden, beynahe zwey Zoll im Durchmeſſer, bey fünf bis ſechs Zollen von einem Knoten zu dem andern und ſieben bis acht Fuß in der Länge hatten, die denn aber freilich eine minder ſüße, minder zuckerhafte Subſtanz enthielten, als die Rohre von Schnittlingen, die zwar weit weniger ſchön und dick waren, aber dagegen ein lieblicheres, dichteres, und folglich zur Zucker-Kryſtalliſirung und Bildung brauchbareres Mark hatten. Bey alle dem kann man doch gewiß von einem ſolchen Produkt in ſo weniger Zeit, und ſogar, (dem Anſcheine nach wenigſtens,) von ſo geringen Anſtalten und Bemühungen, unmöglich etwas herrlicheres verlangen. In der That bekommen die Ländereien, die man dieſer Kultur gewidmet hat, weiter keine Zurichtung, als eine flüchtige Beſtellung, die mit dem Pfluge verrichtet wird, (eine Operation, die viel geſchwinder und leichter von Statten geht, als

die Bearbeitung, die mit dem Grabſcheite geſchieht, wie ſie in St. Domingo getrieben wird,) — und Abzugs-Gräben, um dieſe Ländereien mehr trocken zu legen, weil ſie bey ihrer natürlichen Kühlung und der feuchten Beſchaffenheit ihrer Salze, keiner ſolchen Wäſſerung bedürfen, wie ſie bey den mehreſten Ländereien in letztgedachter Kolonie, in denen Zuckerrohr gebaut wird, erforderlich iſt. Ueberdies hat dieſe Pflanze hier weder Anfälle von irgend einer Art verderblicher Inſekten, noch Abgang aus ſonſt einer unbekannten Urſache zu erleiden.

Zu den Vortheilen, die der Zucker-Pflanzer in Louiſiana außer der Benutzung eines großen Stromes, der vor ſeiner Thüre vorüberfließt, mittelſt deſſen er ſich aus dem Hauptort und anderwärts her mit alle dem, was er braucht, verſorgen, und die Früchte ſeines Bodens ohne Schwierigkeit transportiren kann, vor andern voraus hat, muß er überdies billig noch den Genuß von drey Stücken rechnen, die zu Errichtung ſeiner Kultur- und Fabrik-Anſtalten, und zu Erſchaffung ſeiner Einnahme unumgänglich nöthig ſind; und dieſe ſind die Ziegelſteine, die er aus der Erde der Strom-Ufer brennt, das Bau-, Böttcher- und Brenn-Holz, das er fünf und zwanzig bis dreißig Morgen weit von ſeiner Wohnung hinter derſelben findet, und die zur Kalk-Bereitung (bey dem Mangel an Kalkſtein in dieſem Lande) ſo brauchbaren Muſcheln, mit denen er ſich im Ueberfluſſe mittelſt eines Kanals verſehen kann, der die Reihe von Waldungen, die den Hintergrund ſeiner Plantage umgeben, durchſchneidet, und unten an den Landſeen

ausgeht, deren Ufer dieſen nützlichen Nachlaß des Schaalenthiers-Geſchlechts in großer Menge darbieten.

Ganz gewiß ſind dies viele, mit dem Zuckerrohr-Bau an den Ufern des Miſſiſſipi verbundene Vortheile; aber eben dieſen Vortheilen halten auch große, ſehr große Hinderniſſe das Gegengewicht; Hinderniſſe, die, wenn ſie auch nicht unüberſteiglich ſind, wenigſtens doch überaus große Schwierigkeiten und verdrüßliche Ungelegenheiten verurſachen. Das erſte von dieſen Hinderniſſen ſind die (in dieſem Lande zwar ziemlich ſeltnen) Orkane, oder eigentlich die gewaltſamen Windſtöße, die im September und Oktober in ſo fern gefährlich ſind, als ſie dann gar zu leicht alle ſolche Pflanzen zu Boden ſchlagen, die, wie die Zuckerrohre, gerade zu derſelbigen Zeit beinahe ihr ganzes Wachsthum erreichet haben, ehe ſie noch zur Reife gediehen ſind; die denn, — (weil ſie in einem Erdreiche, das ſeiner Beſchaffenheit nach nur Wachsthums-Kraft in einer geringen Tiefe ſeiner Fläche hat, nur oberflächliche Wurzeln ſchlagen, und aus dieſem Erdreich einen dicken und blätterreichen Stängel von acht bis neun Fuß hoch treiben, der überdies an und für ſich, ſo wie vermöge der Regengüſſe, die dergleichen Windſtößen gemeiniglich voran gegangen ſind, nicht viel Konſiſtenz hat —) nur gar zu leicht umgeworfen werden können, und in ſolchem Zuſtande durch die Vegetation, die in ihnen immer noch fortdauert, durch die Feuchtigkeit des Bodens, auf dem ſie liegen, und durch die Verwirrung und den Mangel an Luft, worin ſie ſtecken, in der Geſchwindigkeit verderben. Ich habe große und

ſchöne Rohrfelder geſehen, die auf dieſe Weiſe zu Boden geſchlagen waren, (und gemeiniglich ſind es die ſtärkſten und blühendſten,) die hernach ſo wenig zu Zucker, nur zu geringem, zu nutzen waren, daß man ſie zu nichts weiter anwenden konnte, als zu einer mäßigen Quantität bittern Syrups.

Das zweyte Hinderniß iſt dasjenige, das wir bereits erwähnet haben, der Einfluß des Winters, der zwar in Nieder-Louiſiana ziemlich gelind, aber doch faſt unfehlbar mit ſehr kalten Tagen und beſonders dergleichen Nächten gemiſcht iſt, welche mit Fröſten oder kleinen Sprühregen vergeſellſchaftet ſind, die ſich hernach in Glatteis verwandeln, welches dem Zuckerrohre mehr Schaden thut, als alles Uebrige, indem es daſſelbe zum Aufſpringen bringt, roth macht, und allen Saft darin zerſetzt und in Fäulniß bringt.

Das dritte Hinderniß, wo nicht eben für die Kultur an ſich, wenigſtens doch für die Verſtärkung derſelben, iſt eine Folge vom zweyten, und beſteht darin, daß man ſich in dieſem Lande genöthigt ſieht, den Zucker binnen Zeit von höchſtens vier Monaten (von Ausgange des Octobers an bis zu Ausgange des Februars,) zu fabriciren, als der einzigen Zeit, in der man Nutzen vom Zuckerrohre ziehen kann, und die ſowohl in Anſehung der Kürze der Tage, als der ungeſtümmen Witterung der Jahreszeit, die ſchlimmſte im ganzen Jahre iſt. Daher hat man hier das Jahr über, auf den längſten Termin hinaus gerechnet, und die häufigen Unterbrechungen

mit einbegriffen, hundert und zwanzig Fabrikations-Tage in allem, die man noch obendrein wegen der zufälligen Verhinderungen, zu denen bald ein Schaden an der Mühle oder am Arbeitsviehe, bald das eilige Schneiden und Hereinſchaffen der Rohre, um ſie vor dem Froſt in Sicherheit unter Obdach zu bringen, bald auch die Strenge der Witterung ſelbſt, u. ſ. w. Anlaß geben, auf etliche und achtzig Tage herunterſetzen muß. Binnen dieſen einigen und achtzig vollſtändigen Fabrikations-Tagen können alſo, bey einem Produkte von drey tauſend Pfunden Zuckers in vier und zwanzig Stunden, (welches alles iſt, was in dieſem Lande eine gut beſtellte Zucker-Fabrik in einem ununterbrochenen fortwährenden Fabrikations-Laufe, und nicht in abgeſetzten Arbeits-Tagen leiſten kann,) unter dem Zuſammentreffen der vortheilhafteſten Umſtände höchſtens zwey mal hundert und funfzig tauſend Pfund Zucker fertig geſchafft werden. Und angenommen, daß ein Zucker-Plantagen-Beſitzer in Louiſiana mit der Zeit im Stande wäre, ſich mit Negern genug zu verſtärken, und zwey Mühlen und ein zweyfaches Arbeits-Geſpann in Umtrieb zu ſetzen; ſo wird er dieſes Produkt verdoppeln, und daſſelbe folglich bis auf eine Quantität von fünf mal hundert tauſend Pfunden Zuckers bringen können; ein Ertrag, den er ſich mit einer ſolchen zweyfachen Beſetzung, mit einer Werkſtätte von wenigſtens hundert und ſechzig arbeitenden Negern, und auf einer Feldbreite von vier hundert Morgen Rohren in gutem Stande, (wovon ein Drittel aus Setz-Pflanzen, und das Uebrige aus ein- und zweyjährigen Schnittlingen beſteht) verſchaffen kann.

Nächſtdem iſt nicht zu vergeſſen, daß außer dem nöthigen Territorium zu Erwerbung eines ſolchen Ertrags auch noch ſo viel Feld erforderlich iſt, als die Lebensmittel für einen ſolchen Haushalt, die Futter-Gewächſe für das Arbeitsvieh, und hinlängliches Holz zu einer ſolchen Fabrikatur verlangen; ein Territorium, deſſen Umfang ſich ſchwerlich auf weniger als zwey hundert Morgen Landes anſetzen läßt.

Alles wohl überlegt, wird obige Zucker-Gewinnung, wenn es jemals ſo weit gebracht werden ſollte, (woran ich ſehr zweifle,) meinen Gedanken nach das Höchſte ſeyn, was je die ausgedehnteſte Plantage in Louiſiana ertragen könnte. Und doch iſt dieſes Reſultat noch weit von dem Ertrage mehr als einer Zucker-Fabrik in St. Domingo entfernt, von der man weiß, daß ſie es bis auf funfzehn mal hundert tauſend Pfund rohen Zuckers und drüber gebracht hat.

Das vierte Hinderniß endlich, das zwar dermalen noch nicht in ſeiner wirklichen Stärke obwaltet, das aber doch ſchon manche Verlegenheit erzeugt, iſt die Sache der Feuerung zu den Zucker-Siedereien, wozu man hier Brennholz von guter Art zu brauchen genöthigt iſt, von dem man ſich zu einer Fabrikation von hundert tauſend Pfunden Zuckers wenigſtens drey hundert Klafter, und nach der pro rata eines ſolchen Maaßes noch mehr anſchaffen muß, ohne noch zu rechnen, daß man dieſe Quantität Holzes, in mittelmäßige Kloben gehauen, in die Nähe des Sied-Ofens der Zucker-Fabrik bringen, und da die

Kloben, damit ſie zur Heizung gehörig gebrauchet werden können, viermal ſpellen, und in Stöße aufſetzen laſſen muß, damit nicht zu viel Feuchtigkeit hinein kommen könne. An dieſem höchſt wichtigen, und ſogar unentbehrlichen Artikel kann es, wegen der ſtarken Konſumtion daran, die man zu machen genöthigt iſt, in der Folge an Ort und Stelle gar ſehr fehlen; und wenn dieſer Fall eintritt, wird man ſich damit aus den höheren Gegenden am Miſſiſſipi her verſehen, und das Holz auf dem Strome herunter mit Koſten kommen laſſen müſſen, die bey weitem das überſteigen, was die Arbeit, dieſes Holz zu hauen und es herbeyzuſchaffen, jetzt koſtet — wenn es anders noch angeht, daß man in ſolcher Lage der Dinge, auf dieſem Wege, deſſen noch genug, und zu leidlichem Preiſe habhaft werden kann, (welches ſehr zweifelhaft iſt,) Schwierigkeiten, die alsdann den Zuſtand der Zucker-Fabriken in dieſem Lande ſehr unbedeutend und unſicher machen würden; es wäre denn, daß man endlich das Mittel ausfindig machte, nach dem ſchon verſchiedene erfahrne Koloniſten vergebens geforſcht haben, das in der Mühle ausgequetſchte Rohr zu nutzen, und es zu Feuerungen in den Siedereien ſtatt Holzes zu brauchen, wie man auf den Antillen mit gutem Nutzen thut; wogegen die ausgepreßten Rohre hier nicht allein noch zu nichts haben gebrauchet werden können, ſondern dem Plantagen-Beſitzer obendrein eine Beſchwerlichkeit mehr verurſachen, indem er ſich genöthigt ſieht, ſie in einiger Entfernung von ſeinen Gebäuden zuſammen ſchütten zu laſſen, wo ſie denn binnen weniger Zeit aus einander fallen und verfaulen, weil man ſie wegen der wäſſerigen Theile, die ſie enthalten, und deren ſie ſich in einem

kalten und feuchten Klima nicht in der Geſchwindigkeit entledigen können, bey der Fabrikatur, wo ſie ſo eben in der Mühle ausgequetſcht worden ſind, nicht ſo gleich brauchen kann, und ſie bey der Fabrikatur des folgenden Jahres noch weniger taugen, indem ſie alsdann weiter nichts mehr ſind, als eine Art von Dünger. Mithin ſcheint dieſe ſonſt ſo wichtige Beyhülfe den Zucker-Pflanzern in Louiſiana gänzlich verſaget zu ſeyn; und ſie ſind alſo zu dem Gebrauche des Brennholzes ſo lange genöthigt, als es zu haben iſt, ohne daß ſie eine Ausſicht auf einen ſchicklichen Erſatz in der Zukunft vor ſich ſähen. Da indeſſen Induſtrie und Nothdurft erfinderiſch ſind, da ihnen in der Sphäre der Möglichkeiten keine beſtimmte Gränze geſetzt werden kann, und das Intereſſe, vom Drange der Noth angeſpornt, den Menſchen wohl zwingt, auf Mittel zu denken, ſinnreich zu werden, und ihn auch da noch Hülfe entdecken lehrt, wo keine vorhanden zu ſeyn ſchien; ſo kann es gar wohl kommen, daß der Plantagen-Beſitzer in Louiſiana dereinſt auf eine oder die andere Art ein Erſatz-Mittel findet, ſo bald es ihm unentbehrlich wird.

Noch eine beſondere, mit dem Gebrauche des Brennholzes verbundene Ungelegenheit iſt es, daß daſſelbe keine ſo reine und raſche Flamme giebt, wie die ausgequetſchten Rohre; daß das Holzfeuer gern Löcher in die Keſſel brennet, die Roſte krumm bieget, die Geräthe unbrauchbar macht, und daß es überdies viel Aſche und Ruß erzeugt, wodurch die Wirkſamkeit des Feuers gehemmt, und die Fabrikation des Zuckers erſchweret wird.

Hiernächſt verſtattet die Beſchaffenheit des Bodens

und des Klima's dem Plantagen=Beſitzer in Louiſiana nicht, Rohre, die über drey Jahre alt ſind, zu verarbeiten, und nur über zweyjährige Schpittlinge hinaus zu gehen; ja, es iſt ſogar der Ertrag von letzteren ſchon gemeiniglich ſo mittelmäßig, daß es viel vortheilhafter für ihn ſeyn würde, die Hälfte ſeiner Rohrpflanzungen jährlich zu erneuern, wenn die ſchwache Beſetzung der Werkſtätten eine ſolche Summe von Arbeiten vertrüge. Dazu wird es auch hier in der Folge, wie mich dünkt, noch kommen, wenn es dem Lande nicht mehr an arbeitſamen Aermen gebricht.

So ſteht es dermalen mit dem Zucker=Bau in Louiſiana und mit dem Ertrage davon; einer köſtlichen Pflanze, durch welche, verbunden mit dem Kaffeebaume, die Kolonie von St. Domingo zu einer ſo hohen Stufe von Glanz und Wohlſtand empor geſtiegen war.

Dreyzehntes Kapitel.

Baumwolle, Indigo, Pelzwerk, Reis, Zimmerholz u. ſ. w.

Der untere, dem Hauptorte benachbarte Theil von Nieder-Louiſiana hat keinen, zum Fortkommen des Baumwollen-Strauchs und deſſen Frucht vortheilhaften Boden. Deswegen iſt auch da der Bau deſſelben, nach Maaßgabe des Umfanges vom Boden, von keiner Bedeutung. In den obern Kantonen am Rothen-Stock (Bâton-Rouge) und an der Abgehauenen-Spitze (Pointe-Coupée), als höher belegenen und minder feuchten Ländereien, iſt dieſe Kultur an den Strom-Ufern, ſo wie in den davon abgelegenen Atakapas- und Opeluſſas-Kantonen, in großem Flor, und ſogar in viel größerm, als der Indigo-Bau, den man jedoch in Louiſiana ſo gut, wie auf den Antilliſchen Inſeln, ſeit zwanzig Jahren durchgängig aufgegeben hat, weil er theils den Bemühungen, die der Pflanzer darauf wenden mußte, nicht mehr entſprach, (ob der Fehler vielleicht an der Luft, oder am Erdreiche lag, oder ob dieſe Pflanze durchaus einen friſchen und ſaftvollen Boden verlangt,) theils auch weil der Werth und Preiß des Indigo gar zu ſehr gefallen iſt.

In den gedachten Kantonen gedeiht die Baumwolle, und giebt da einen trefflichen Ertrag. Der Morgen Landes kann da, wenn er gut gepflegt wird, jährlich vier hundert Pfund reine Baumwolle liefern, welche, zu ge-

genwärtigem Preiße von fünf und zwanzig Piaſtern der Centner, einen Ertrag von hundert Piaſtern auf den Morgen geben. Nun kann ein tüchtiger Neger die Pflege und Unterhaltung von drey Morgen beſtreiten, und folglich ſeinem Herrn eine Einnahme von drey hundert Piaſtern zuwege bringen. Jedoch iſt hierbey zu erinnern, daß der Erfolg dieſes Anbaues noch viel mehr vom Zufall abhängt, als beim Zuckerrohr-Bau; indem Raupen, übermäßige Regengüſſe, und andere Ungelegenheiten mehr der Baumwollen-Zucht ſchaden, und zuweilen den Ertrag derſelben nicht wenig verringern; weswegen man auch die Nutzung davon, ein Jahr ins andere gerechnet, füglich auf zwey Drittel, dies heißt, auf etwa zwey hundert ſieben und ſechzig Pfund reiner Baumwolle vom Morgen, herunter ſetzen kann.

Geſetzt auch, daß der Preiß dieſer Waare fällt, und auf zwanzig Piaſter der Centner, bald mehr, bald weniger, im Mittel-Preiße herunter kömmt, welches ich für billig und annehmlich halte; ſo folgt, daß der Baumwollen-Pflanzer in den oberen Kantonen, in ſolchem letztern Fall, immer noch jährlich ungefähr drey und funfzig Piaſter vom Morgen, oder hundert und ſechzig Piaſter vom Arbeits-Neger ziehen werde. Und da ſein ganzer Koſten-Aufwand bey der Arbeit in allen Rückſichten weit geringer iſt, als bey dem Zucker-Pflanzer; ſo dünkt mich: wenn wir von ſeiner Einnahme ein Fünftel zu Deckung dieſes geſammten Aufwandes, (die Koſten zu Erſetzung alles deſſen, was abgängig wird, mit eingerechnet,) abziehen; würde er in gewöhnlichen Jahren immer noch ungefähr

ſein Getraid und ſeine Futter-Vorräthe eingeſcheuert. Nun hat er weiter nichts mehr zu thun, als daß er ſeine Baumwolle reinigen, dies heiſt, ſie von ihrem Saamen ſäubern, und dann einpacken läßt. Dieſes Geſchäfte wird ohne Schwierigkeit mittelſt einer Mühle, die von ein Paar Pferden getrieben wird, durch eine bey dieſer Mühle angebrachte Kammmaſchine (une mécanique à hérisson), und mit einem Werkſtuhle (établi) zum Einpacken verrichtet; drey Artikel, die ſich die bemittelteren Pflanzer anzuſchaffen bedacht ſind, und die eine weit weniger mühſame und koſtſpielige Manipulation erfordern, als ſie bey der Zucker-Fabrikatur nöthig iſt. Die unbemittelten Pflanzer, die keine Mühle haben, verkaufen ihre Baumwolle roh an diejenigen, die eigne Mühlen haben, oder laſſen ſie, zu einer verabredeten Taxe, auf ſolchen Mühlen zurichten.

Uebrigens behaupten viele ehrliche Leute, die Louiſianiſche Baumwolle wäre zu kurzhaarig, und könnte folglich, ſo ſchön auch ihre Qualität, und ſo ſeidenhaft ihr Glanz iſt, in vielen beträchtlichen Manufakturen nicht mit Nutzen verarbeitet werden. Da ich geſehen habe, was für Wirkung die Kammräder thun, die man hier zum Säubern der Baumwolle braucht, um deſto geſchwinder mit Verrichtung des Geſchäftes fertig zu werden; ſo ſollte mich's eben nicht Wunder nehmen, daß es mit dieſer Behauptung ſeine gute Richtigkeit hätte. Wenn die Baumwolle jetzt von dergleichen gezahnten Rädern kömmt, fällt ſie in den Behälter — nicht in langen Flocken, wie in den kleinen Mühlen mit Stäben (baguettes) und Rädern, deren man ſich auf den Antillen bedient — ſondern in abgebro-

chenen, zerriſſenen Stückchen, wie Schneeflocken. Es fällt in die Augen, daß der Fehler, den die Leute an dieſer Baumwolle finden, daß ſie kurz iſt, nicht ſo wohl einer natürlichen Unvollkommenheit an dem Produkt, als vielmehr der Wirkung der hier gebräuchlichen Mühlen-Art beyzumeſſen ſey. Das Intereſſe der Baumwollen-Pflanzer dieſer Kolonie legt ihnen die Pflicht auf, ſich hierüber ſichere Aufklärung zu verſchaffen, um, wo möglich, den Mißkredit, der daraus für ihre Waare, als einen der vornehmſten Zweige des Kolonial-Schatzes, entſtehen könnte, zu entfernen.

Das Zuckerrohr und der Baumwollenſtrauch machen in dieſer Kolonie die beiden blühendſten Artikel des Anbaues von einiger Wichtigkeit aus, deren Belauf wir hier dargeſtellt haben, ohne uns übrigens in eine umſtändliche Beſchreibung des Ländlichen und Techniſchen über dieſen Gegenſtand zu vertiefen, welches bereits anderwärts im Allgemeinen abgehandelt und auseinander geſetzt iſt, da zumal weiter nichts der Kolonie Eigenes dabey vorkömmt, als was wir ſo eben gemeldet haben. Von den übrigen Artikeln des Anbaues und des Handels bleibt uns nicht viel zu ſagen übrig.

Indigo wird hier beynahe gar nicht mehr fabricirt, und dies aus den Gründen, die wir bereits angegeben haben.

Der Tabak gedeiht in den oberen Poſten, und namentlich im Natſchitoſche-Kanton; aber die Unterſchleife, die

ſich bey der Fabrikation dieſer Waare eingeſchlichen hatten, haben dieſelbe ſowohl im Handel, als bey der ſpaniſchen Regierung, (bey der man ſie vorher mit ziemlichem Vortheil anbringen konnte,) verächtlich gemacht; ſomit iſt der Tabaksbau gefallen, und zwar nicht eben ganz eingegangen, aber doch beträchtlich verringert.

Der Ertrag des Pelzwerkes, welches von den oberen Poſten und aus der Gegend der Apalachiſchen Gebirge herkömmt, hat ebenfalls um Vieles abgenommen, ſo wohl wegen der immer mehr überhand nehmenden Seltenheit des Wildes, als durch die Konkurrenz der Amerikaner im Hochland, und der Engländer auf dem Apalachiſchen-Gebirge. Hat doch ein einziger Abentheuerer von letztgedachter Nation, Namens Bawls, an der Spitze von einer Handvoll wilder Talapuſſen vor nicht viel mehr als ein Paar Jahren das Fort an den Apalachen angegriffen und weggenommen, ob es gleich mit Kanonen, Kriegs-Munition und Proviant verſehen, und mit einem Hauptmann und einer Kompagnie ſpaniſcher Truppen beſetzet war, die aber feigherziger Weiſe das Fort ohne Gefecht verließen, um ſich in einigen Galeeren, die am Fuße des Forts auf dem Fluſſe lagen, zu retten. Auf dieſen Galeeren flüchteten ſie nach Penſakola, und gaben jenem beherzten Abentheuerer das Fort beynahe mit allen Vertheidigungs-Mitteln Preis, die ſich damals darinnen fanden. Und was für Abſicht hatte wohl Bawls bey der Wegnahme und Beſetzung dieſes Poſtens? Weiter keine, als den Pelzhandel mit den wilden Völkerſchaften der umliegenden und inneren Länder ungeſtörter und in einer größern Ausdeh-

nung, als vorher, zu treiben. Wahr iſt indeſſen, daß etwa drey Monate hernach eben dieſes Fort ohne Schwerdtſchlag von den Spaniern wieder eingenommen ward; und zwar mit einem Aufwand und einer, nach Proportion der wenigen Macht, die ihnen jener ſoldatiſche Handelsmann entgegen zu ſetzen hatte, beträchtlichen Kriegsrüſtung. Da Bawls den Feind in großer Anzahl und ſo gut bewaffnet anrücken ſah, und er bloß eine undiſciplinirte Rotte von Wilden um ſich hatte, die nur gewohnt waren, in Holzungen zu fechten, und hinter einem Baume verſteckt eine Flinte abzufeuern, und die ſich noch überdies da und dorthin verliefen; ſo fand er nicht für gut, ſich zu halten, that jetzt den Spaniern die nämliche Ehre an, die er von ihnen vorher genoſſen hatte, überließ ihnen (wenigſtens mit beſſerm Grunde, weil er ſich nicht vertheidigen konnte,) die Feſtung, und zog ohne Trommeln und Trompeten ab.

Reiß wird zwar hier ſeit ungefähr zwey Jahren, nach dem Kours von acht Piaſtern die Tonne, verkaufet, dient aber, wie andere Lebensmittel des Landes, bloß zur Konſumtion der Einwohner, und iſt dermalen noch kein Zweig der Kolonial-Kultur, indem nichts davon ausgeführt wird.

Bauholz, Planken, Zuckerfäſſer, u. d. gl. können wohl ehedem ziemlich bedeutende Gegenſtände der Ausfuhr geweſen ſeyn; jetzt hingegen ſind dieſe Artikel, aus dem Geſichtspunkte des Ausfuhr-Handels betrachtet, auf ein weniges herunter gekommen, weil die Cypreſſen-Waldun-

gen, die ſonſt dieſe Nutzung überaus erleichtert haben, dünner zu werden anfangen, indem man ſich alſo nunmehr genöthigt ſieht, einen Theil des Holzes dazu, der aus dem Hochlande bezogen wird, durch Flößen und mit Mühe auf dem Strom herunter kommen zu laſſen, und der Kolonie übrigens daran gelegen iſt, dieſen Zufluß zu ihrem eignen Bedürfniße zu ſparen.

Vierzehntes Kapitel.

Vorzüge und Plantagen an den Strom-Ufern.

Unter den Pflanzungen und Fabriken der Kolonie ſind diejenigen, die an den Ufern des Miſſiſſipi liegen, ganz gewiß die wichtigſten, die ſie aufzuweiſen hat. Indeſſen iſt der Lauf dieſes Stromes, wie obgedacht, ſehr krumm und gewunden, beſonders in Nieder-Louiſiana. Durch ſeine Krümmungen bildet er Bogenwendungen in zahlreicher Menge, und giebt den Ländereien, die ihn begränzen, mancherley einander entgegen ſtehende Lagen, die an Ort und Stelle mit dem Namen Spitzen, trockner Sandbänke, und Buchten bezeichnet werden. Eine Plantage, die auf einer Spitze, oder, noch beſſer, längs einer trocknen Sandbank hin gelegen iſt, hat einen beträchtlichen Vorzug vor der, die an einer Bucht liegt, in ſofern der Strom derjenigen, welche die erſte Lage beſitzt, nur in ſehr seltnen Fällen, und der, die der zweyten genießt, in

gar keinem Falle ſchaden kann, da er hingegen während ſeines Anwachſens einer ſolchen, immer mit naher Gefahr droht, die ſich in die Bucht vertieft, und dadurch dem Anfalle ſeiner Gewäſſer ausgeſetzt befindet; denn das Waſſer dringt immer gern weiter ins Land ein, und verwüſtet die Ufer theils durch Einſturz, wodurch ſie immer mehr und mehr zernaget und zurücke gedrängt werden, theils durch Riſſe, die dem Waſſer aus dem Strom Eingang in die Ländereien verſchaffen, in denen ſie ſich binnen weniger Zeit ausbreiten, und die ſie noch weit in der Ferne überſchwemmen, bis es einem allgemeinen Frohndienſte von acht bis zehn franz. Meilen in der Runde möglich wird, den Wallbruch, den der Strom gemacht hat, auszubeſſern, und ihn wieder in ſein Bette einzuſchränken.

Die Folge hiervon iſt, daß man ſich bey Plantagen an ſolchen Buchten zu viel mühſeligeren Arbeiten an den Strom-Ufern, und zu einer viel koſtbareren Unterhaltung von Deichen gezwungen ſieht, als in irgend einer andern Gegend an eben den Ufern; und da ſolche Ländereien durchaus feuchter ſind, ſo erfordern ſie auch mehr Abzugs-Gräben, ein fleißigeres und mühſameres Jäten in den Pflanzungen, und mehr Feld-Arbeit aller Art, als andere Grundſtücke. Dieſe mannichfaltigen Arbeiten und Bemühungen ſind ſogar manchmal ſo übermäßig und drückend, daß man ſchon mehr als ein Beiſpiel von Plantagen-Beſitzern geſehen hat, die am Ende genöthigt waren, ihre Ländereien an Buchten dem königlichen Kammergute zu überlaſſen, weil ſie nicht im Stande waren, ſie zu erhalten und Nutzen daraus zu ziehen. Wir haben hiervon

ein ganz augenſcheinliches Beiſpiel an dem Strand-Bezirke, der ungefähr dritthalb franz. Meilen weit von der Stadt, und an einerley Ufer mit derſelben, von der Makkarty-Plantage bis zur Beaulieu-Plantage reicht, erlebet, welchen die Eigenthümer dem Kammergut, als eine völlige Lehde, überlaſſen haben, über welche der Strom im Mai-Monat 1799 ins Innere eindrang, und eine weitläufige Strecke Landes, von den bisherigen Plantagen aus bis zu der nächſten Nachbarſchaft von Neu-Orleans überſchwemmte; eine Ueberſchwemmung, von der die Folgen für die Stadt ſelbſt unglücklich ausfielen, indem die ſtehenden Gewäſſer, welche der Strom über die ihm benachbarten niedrig liegenden Ländereien ausgeſchüttet hatte, durch die heiße Witterung der folgenden Monate erhitzet und faulig wurden, und in der Luft umher mephitiſche Dünſte verbreiteten, die, nach dem Urtheile mehrerer, mit der Landes-Art vertrauter Männer, nicht wenig zur Entwicklung der bösartigen Faulfieber beitrugen, welche vom Julius an bis in den Oktober deſſelben Jahres in der Stadt herrſchend waren.

Alle dergleichen Urſachen bringen, zuſammen gerechnet, die Ländereien an den Buchten in einen großen Mißkredit, der ſo weit geht, daß der Preiß der an trocknen Sandbänken gelegenen durchgängig zwey, und manchmal wohl drey mal ſo hoch ſteht, als den die erſteren gemeinhin zu gelten pflegen. Und da die einen ſo ziemlich gerade den anderen gegen über am Strome liegen; ſo folgt hieraus, daß manches Grundſtück auf der einen Seite tauſend bis zwölf hundert Piaſter der Morgen von vorn her über

die ganze Tiefe des Lokals hin, welche vierzig Morgen beträgt, gelten kann, da indeſſen das gegenüber gelegene Grundſtück am andern Ufer nicht über vier bis fünf hundert Piaſter der Morgen von gleichem Umfange gelten wird, weil jenes an der trocknen Sandbank, und dieſes an der Bucht liegt.

Ueberhaupt iſt das linke Ufer des Stromes, bis zu einer beträchtlichen Entfernung vom Hauptorte, beſſer angebaut, als das erſte; weil die Ländereien da gemeiniglich höher liegen, nicht ſo ſtark überſchwemmet werden, und beſſer zur Kultur taugen, als an dem andern Ufer; überdies auch, weil Neu-Orleans, die einzige Handels-Niederlage der Kolonie, welche an eben dieſem Ufer liegt, da ſchon größere Thätigkeit verbreitet hat; und aus allen dieſen Urſachen überſteigt der Werth eben dieſer Ländereien (mehr oder weniger) den Werth des Ufers gegenüber.

Das urbar gemachte Erdreich erſtreckt ſich an den Ufern des Miſſiſſipi nicht über funfzehn bis zwanzig Morgen davon, und reicht an vielen Stellen noch lange nicht einmal ſo weit. Wo das angebaute Land aufhört, da iſt an beiden Seiten des Stromes das Gehölze, welches aus allerley Bäumen beſteht, von denen einige gut zur Feuerung, und andere zu nichts nütze ſind. Hinter dieſen, und in der Tiefe der Holzung kommen die Cypreſſen, die einzigen Bäume im Lande, die man zum Bauen brauchen kann, die aber in einem Theile der Kolonie ſchon anfangen, ſelten zu werden, die auch nur in den niedrigen,

ſumpfigen Kantonen wachſen, und die der Kultur beim [...]
unüberſteigliche Schwierigkeiten verurſachen.

Die gewöhnlichen Geſchäfte bey einer Plantage an den Strom=Ufern beſtehen in Unterhaltung eines Deichs oder Dammes, (einer Sache, die zu Folge deſſen, was wir in dieſer Hinſicht bereits erwähnet haben, in gewiſſen Gegenden wenig, und in mancher andern viel ſagen will,) in Ausräumung der Abzugs=Gräben; in Ausbeſſerung der Umzäunungen; in den Acker=Arbeiten, die hier, wie in allen übrigen Kantonen der Kolonie, mit dem Pfluge verrichtet werden; in den Pflanzungen, im Jäten, und im Aerndten. Von dieſen Geſchäften fallen bey den Plantagen der Atakapas und Opeluſſas, ſo wie bey denen in Ober=Louiſiana, die Errichtung und Unterhaltung der Deiche und der Abzugs=Gräben weg, weil ihre Lage und die Beſchaffenheit ihres Bodens ſie derſelben überhebt.

Was die Umzäunungen anlangt, womit die Plantagen umgeben ſind, ſo iſt zu bemerken, daß dieſelben nicht aus lebendigen Hecken und Zäunen beſtehen, deren Gebrauch man hier gar nicht kennt, ſondern aus queer auf der Kante liegenden Cypreſſen=Bretern, die auf Pfählen von gleichem Holze ruhen, welche acht bis neun Fuß weit von einander in die Erde getrieben, vier bis fünf hoch, und mit Falzen verſehen ſind, damit die Enden der Breter, welche in vier oder fünf Reihen über einander liegen, darinnen eingefugt werden können; in der That eine ziemlich gut ſchützende Wand gegen große, wilde und Haus=Thiere, über die aber der Menſch mit einem Sprunge

ſehen oder klettern kann, und im Uebrigen auch traurig für das Auge, dem ſie weder das undurchdringliche Bollwerk, noch den ländlichen Anblick einer grünenden, dornigen und dick-belaubten Hecke gewährt.

Fünfzehntes Kapitel.

Handel des Landes, und deſſen Betrag.

Was den Handel der Kolonie anlangt, ſo iſt vor allen Dingen zu erinnern, daß ſich derſelbe ſeit Anfangs des nun endlich zum Schluſſe gedichenen See-Krieges, dies heißt, ſeit etwa neun Jahren her, gänzlich in den Händen der Amerikaner befindet, die ſich mit den Engländern, deren Faktoren oder Agenten ſie ſind, in den Profit davon getheilt haben. Vor dieſem Kriege beſtritt Frankreich einen großen Theil von dem damals minder, als nunmehr, beträchtlichen Handel dieſer Kolonie, theils mittelbar mittelſt einer kleinen Anzahl von Schiffen, die aus einigen ſeiner Häfen unter ſpaniſcher Flagge und mit ſpaniſchen Kommiſſionen abgefertigt wurden; theils unmittelbar durch einige Fahrzeuge, die von hier aus nach verſchiedenen Häfen der franzöſiſchen Kolonien, und beſonders nach Häfen in St. Domingo mit Landes-Produkten und Gelde geſandt wurden, und die dann mit franzöſiſchen Waaren und Produkten jener Kolonien, als Zucker, Syrup, Tafia und Kaffee, befrachtet zurücke kamen. All

dieſem vormaligen Verkehr hat der Krieg ein Ende gemacht, und an deſſen Statt, wie geſagt, die Geſchäfte der Amerikaner eingeführt, die ſeitdem alles, was die Kolonie nöthig haben mochte, und ſogar einen ziemlich anſehnlichen Ueberſchuß, (der durch beſondere Wege einen ausnehmend vortheilhaften Abſatz in einigen andern ſpaniſchen Beſitzungen gefunden hat,) hierher gebracht, und dafür, zur Handels-Bilancirung, ſowohl die Produkte, als die Baarſchaft genommen haben, welche hier aus dieſem Grunde trotz alles baaren Geldes, das theils durch die Regierung, theils durch den ſpaniſchen Handel jährlich ins Land kömmt, immer ziemlich ſelten, und zwar ſo ſelten iſt, daß die Geld-Zinſe da gewöhnlicher Maaßen, auch bey der größten Sicherheit vor möglichem Verluſt, auf zwölf pro Cent jährlich ſtehen, ohne daß man doch ſagen könnte, es werde Wucher damit getrieben.

Es iſt zu vermuthen, daß der Friede dieſe Ordnung der Dinge ändern, und an deren Statt eine andere herbeyführen werde, über welche die amerikaniſchen Handelsleute und ihre franzöſiſchen, zu Neu-Orleans ſeßhaften Agenten, ſo wie viele Koloniſten, ſchon zum voraus in Sorgen zu gerathen anfangen. Jedoch kommen beide von ihrer Furcht in dieſem Punkte ſchon einiger Maaßen zurücke, wenn ſie daran denken, daß der amerikaniſchen Flagge durch Verträge die freye Schiffahrt auf dem Miſſiſſipi, ſo wie auch beſonders, wegen ihrer Beſitzungen unter den Natſchez und anderwärts, das Niederlags-Recht zugeſichert iſt, daß es mithin den Fahrzeugen dieſer Nation, die dieſen Strom beſchiffen wollen, immer frey ſtehen

wird, einen Handel da zu treiben, der für ihre Rheder auf einer, und für die Koloniſten auf der andern Seite um ſo vortheilhafter ſeyn wird, weil er verboten, und mithin von den Zoll-Steuern befreiet iſt, die den Preiß der Ein- und Ausfuhr-Waaren doch nur vertheuern, ohne daß es der Regierung des Ortes möglich wäre, ihn zu hindern; daher es denn ihre vornehmſten Geſchäftsträger nicht nur nicht ſo mühſelig, ſondern auch für ihre Rechnung vortheilhafter finden werden, die Hände dazu zu bieten, als ſich dawider zu ſetzen, und lieber den Kuchen mit zu ſchmauſen, als nichts davon zu bekommen, wie der Fall, vor dem Kriege von 1778 mit den Engländern geradehin zu der Zeit war, da ſie Penſakola, und verſchiedene Poſten am Ober-Miſſiſſipi inne hatten.

So erſcheint die Zukunft dem Geiſte des Handelsmannes und des Koloniſten, der auf weiter nichts, als ſein Intereſſe ſieht und von dem Vergangnen aufs Künftige ſchließt. Was nur im Betreff des Handels der Kolonie die wirklichen Folgen vom Frieden ſeyn werden, läßt ſich, da dieſes Kommercial-Intereſſe doch nur ein untergeordneter Gegenſtand iſt, welcher an und für ſich von größern und wichtigern Ereigniſſen abhängt, unmöglich, nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit, das mindeſte in Anſehung ſolcher Folgen vorherſehen; am wenigſten, ehe ſich die neuen Fundamente der Staaten und die neue Ordnung der Dinge, die der allgemeine Friede in Europa mit ſich bringen ſoll, zu Tage gelegt haben.

Um die Maſſe der Produkte, welche die Kolonie zum

Handel hergiebt, und um den Werth, den ſie ungefähr haben mag, ſteht es in gegenwärtigem Zeitpunkte folgender Maaßen.

Ohne mich zuverſichtlich auf den angeblichen Betrag des Ausgangs-Zolles zu berufen, der auf die von der Kolonie auszuführenden Güter und Waaren gelegt iſt, und deſſen Reſultate in verſchiedenen Punkten ſo überaus verworren und fehlerhaft ſind, daß mir die Berechnungen darüber zu einer bloßen Ueberſicht bey Schätzung der Total-Summe dieſer Produkte haben dienen können, (worunter diejenigen nicht mitgezählt werden dürfen, die den Beſitzungen der Vereinigten Staaten gehören, und die man nach Neu-Orleans, als einem Niederlags-Orte bringt, aus dem ſie von den dahin kommenden Schiffen abgeholt werden können, als, unter andern, Mehl, Pökelfleiſch, und andere Dinge mehr, die aus Kentuky, aus dem nordweſtlichen Gebiet, und vom Ohio herunter kommen, ſo wie die Baumwolle, aus Natſchez und den daran ſtoßenden Ländern,) bin ich, nach reiflicher Unterſuchung dieſes Gegenſtandes, der Meinung, daß die Maſſe der Produkte, die während des Verlaufes vom Jahre 1801 von der Kolonie ſelbſt ausgeführt worden ſind und zur Unterhaltung des Handels derſelben gedient haben, aus ungefähr vier Millionen Pfunden rohen Zuckers, einer ganz kleinen Quantität Syrup, und zwey Millionen Pfunden Baumwolle, nebſt einer mäßigen Quantität Indigo, Tabak, Zimmer- und Böttcher-Holz beſtanden hat, wozu noch etwas Pelzwerk zu zählen iſt; und daß ſich die geſammte Valuta dieſer Produkte zu gegenwärtigem Preiß

ngefähr auf eine Million Piaſter, oder etwas weniges
ber fünf Millionen franz. Livres belaufen mag, wo=
on beinahe drey mal hundert tauſend Piaſter auf das ein=
ige Zucker= und Syrups=Produkt, ungefahr fünf mal
undert tauſend Piaſter auf die Baumwolle, und das
ebrige auf die anderen obgenannten Gegenſtände kommen.
ies iſt denn, wie man ſieht, nicht viel in Betracht des
mfanges der Kolonie, wenn man ſie ſich auch ſogar auf
ie nur fünf hundert franz. Meilen bewohnbarer Oberfläche
eſchränkt, gedenkt, welche ſie, meines Bedünkens, ent=
halten mag.

Der Handel dieſer Kolonie wird, nachdem die Um=
ſtände ſind, von zwanzig, bald etwas mehr, bald etwas
weniger Schiffen, getrieben und unterſtützet; lauter Fahr=
zeuge, die unter amerikaniſcher Flagge aus verſchiedenen
europäiſchen und amerikaniſchen Häfen abgefertigt worden,
von denen überhaupt ein jedes hundert bis zwey hundert
und funfzig Tonnen ladet, und die gewöhnlicher Maaßen
die Rhede von Neu=Orleans ſo beſetzt halten, daß immer
die einen von den anderen abgelöſt werden. Dieſe kleine
Anzahl von Fahrzeugen iſt auch für den Handel der Ko=
lonie ſo ganz hinreichend, daß ſie, da die Valuta ihrer
Ausfuhr bey weitem nicht der Valuta ihrer Einfuhr gleich
kömmt, zu Saldirung des Ueberſchuſſes einen Theil von
dem baaren Gelde mitnehmen, welches die ſpaniſche Re=
gierung, wie wir bereits geſagt haben, alle Jahre unter
dieſer Kolonie verbreitet. Hieraus ergiebt ſich augenſchein=
lich, daß die Handels=Bilanz zum Nachtheile dieſes Lan=
des iſt, und daß das Land eine ſolche Bilanz nicht aushal=

ten kann, ohne unabläßig einen Theil ſeiner Baarſchaft aufzuopfern — eine Art von Reichthum, welche in dieſer Gegend um ſo weniger zuverläßig iſt, weil Louiſiana ſolche noch obendrein umſonſt, und ohne irgend eine Vergütung empfängt, und mithin über kurz oder lang dieſer zufälligen Hülfs-Quelle durch mancherley Urſachen, deren Möglichkeit nur allzugut erwieſen iſt, ganz und gar beraubt werden kann.

Eigentliche Negocianten, denen dieſe Benennung wirklich zukäme, giebt es in dieſer Kolonie gar nicht; ſondern bloße gemeine Kaufleute, die mit allem, was vorkömmt, wie der geringſte Budenkrämer, im Kleinen handeln. Viele darunter ſind bloß Faktore oder Kommiſſionnäre. Alle zuſammen aber ſind ſo wenig im Stande, und überdies auch ſo wenig geneigt, den Pflanzern den mindeſten Vorſchuß zu thun, (wie dies in andern Kolonien nicht ſelten geſchieht,) daß vielmehr hier zu Lande, um mit einem Wort alles zu ſagen, durch eine ſonderbare Verrückung der ſonſt gewöhnlichen Kolonial-Verfaſſung, der Pflanzer gemeiniglich nicht dem Handelsmanne, ſondern vielmehr im Gegentheile letzterer dem erſtern ſchuldig iſt, von dem er die Lebensmittel und Waaren oft auf Kredit nimmt, um ſie hernach zu ſeinem Vortheil anzubringen.

Sechzehntes Kapitel.

Bevölkerung der niedern und höhern Gegenden der Kolonie.

Der wichtigſte Theil der Kolonie beſteht aus dem eigentlich ſo genannten Nieder-Louiſiana und Weſt-Florida, und erſtreckt ſich, wie wir ſchon im Vorhergehenden erwähnet haben, vom ein und dreißigſten Grade nördlicher Breite bis zu den Küſten am mexikaniſchen Meerbuſen, und vom acht und ſechzigſten bis zum acht und ſiebzigſten Grade weſtlicher Länge von der Inſel Ferro.

Meinen Gedanken nach beläuft ſich die Menſchenzahl, welche dieſer, ſolchergeſtalt beſtimmte Raum enthält, (einige wilde Völkerſchaften, Ueberreſte von den alten urſprünglichen Einwohnern, die noch auf verſchiedenen iſolirten Stellen dieſes Theiles der Kolonie leben, ungerechnet,) nicht über ſechzig tauſend Seelen, von denen ihrer ſechs bis ſieben und zwanzig tauſend Weiße, fünf bis ſechs tauſend Freigelaſſene, Schwarze oder Mulatten, und acht und zwanzig tauſend Sklaven ſind. Dies macht, nach Maaßgabe des Total-Umfanges der Landes-Fläche, welcher ungefähr vier tauſend franz. Quadr. Meilen beträgt, ungefähr funfzehn Seelen auf die franz. Quadrat-Meile, und bloß nach Maaßgabe des bewohnten und bewohnbaren Gebietes, das ſich die Koloniſten zugeeignet haben, und das, ſo viel ich weiß, fünf hundert franz. Meilen beſaßt,

hundert und zwanzig Seelen auf eine gleiche Quadrat-Meile. Nehmen wir nun an, daß die Zahl von tauſend Seelen das gewöhnliche Maaß der Bevölkerung iſt, welches eine ganz bewohnte franz. Quadratmeile vertragen kann; ſo folgt hieraus, daß dieſer Theil der Kolonie, der, was Niederlaſſungs-Plätze und Bevölkerung anlangt, das beinahe Ganze derſelben ausmacht, noch nicht einmal den achten Theil der Seelen enthält, den, ich will nicht ſagen deſſen integrirender Raum, ſondern bloß der geringe Umfang von ſeinem Boden, die zum Bewohnen und Anbauen taugt, verträgt.

Dieſe Bevölkerung von ſechzig tauſend Seelen iſt folgender Maaßen vertheilet: zwey und dreißig tauſend an den Strom-Ufern, (wovon ihrer ungefähr zehn tauſend auf den Hauptort, und zwey und zwanzig tauſend auf's platte Land zu rechnen ſind,) ſechs tauſend im Gabel-Kanton; zwölf tauſend in den Atakapas- und Opeluſſas-Kantonen; ſechs tauſend in den Pflanzſtätten am Sara-Graben, in den Avoyelles-, Natſchitoßhe- und Uaſchita-Kantonen, und vier tauſend in der Nachbarſchaft der Landſeen Pontchartrain und Barataria, und an den Küſten des Meerbuſens von Mexiko.

Um dem Leſer einen deutlichen Begriff von dieſer ſo vertheilten Bevölkerung zu machen, will ich hier die Note beifügen, die ich mir ſo genau, als es möglich geweſen iſt, über die Bevölkerung und den Umfang des St. Karls-Kirchſpieles der Deutſchen verſchaffet habe, welches ſich ungefähr ſechs franz. Meilen weit oberhalb der Stadt an-

ngt. Dieſe Note iſt nur vor kurzem erſt verfaſſet wor=
n, und bezieht ſich auf das Ende des Jahres 1801. Zu
biger Zeit belief ſich die Bevölkerung dieſes Kirchſpieles,
elches, mit Ausnahme des Abgehauenen=Spitzen=Kan=
ns, der blühendſte Kanton an den Strom=Ufern iſt,)
f zwey tauſend drey hundert und vierzig Perſonen von
derley Stande, jederley Geſchlecht und jederley Alter,
orunter sechs hundert und fünfzig Weiße, fünf und sech=
g Freigelaſſene, ſechzehnhundert fünf und zwanzig Skla=
n waren. Die ganze Länge dieſes Kirchſpieles, ſeiner
usdehnung nach gemeſſen, beträgt an beiden Strom=
fern drey und zwanzig tauſend drey hundert ſieben und
vanzig Toiſen, wovon die Hälfte, zum mittlern
aaße der Länge auf jedem Ufer genommen, einen
elauf von etwas über fünf fr. Meilen giebt — auf den
uß von zwey tauſend zwey hundert zwey und achtzig und
n Drittels=Toiſen die Meile von fünf und zwanzig auf den
rad, und nicht von zwey tauſend fünf hundert und zwan=
g Toiſen gerechnet, wie ſie hier zu Lande geſchätzt zu
erden pflegt. Rechnet man nun ungefähr eine halbe
anz. Meile bewohnbarer Tiefe auf jedem Ufer, und folg=
ch eine Meile in der Breite gegen etwas weniges über
ünf fr. Meilen der Länge dieſes Kirchſpieles, ſo folgt,
aß dieſelbe zur gedachten Zeit mit nicht mehr als vier
undert und fünfzig Menſchen auf der Quadrat=Meile
evölkert war; und doch iſt dieſes Kirchſpiel gewiß, nach
Maaßgabe ſeines Umfanges, eines der am ſtärkſten be=
wohnten von der ganzen Kolonie, in welcher manche andere
Gegenden beinahe menſchenleer ſind. Hieraus ſchließe
man aufs Uebrige.

Was die Bevölkerung von Ober-Louiſiana betri[ff]
ſo iſt ſie bloß auf die drey Poſten der Akanſas, Neu-M[a]
drid und der Illineſer beſchränket, und begreift, wie i[ch]
glaube, nicht über zehn tauſend Seelen.

Die Weißen in der Kolonie beſtehen aus den hier an
ſäßigen Kreolen, deren Anzahl die ſtärkſte iſt, und au[s]
einer Miſchung von Franzoſen, Spaniern, Engländer[n]
Deutſchen, Amerikanern, u. ſ. w.

Die Freigelaſſenen ſind Negern oder Mulatten, di[e]
ihre Freiheit geſchenkt bekommen, oder ſich frey gekau[ft]
haben, nebſt ihren Kindern, denen das Geburts-Recht di[e]
Freiheit giebt.

Die Sklaven beſtehen zum Theil aus Negern oder
Mulatten, die in der Kolonie geboren ſind, und im Ueb[ri]
gen bloß aus Schwarzen, die in Guinea oder anderwärt[s]
gekauft, nach hieſigem Lande gebracht, und hier verkauft
worden ſind.

Siebenzehntes Kapitel.

Regierung und Landes-Verwaltung.

Das Haupt der Kolonie-Regierung iſt ein Beamter, der den Titel als Civil-politiſcher und militäriſcher General-Statthalter der Provinzen Louiſiane und Weſt-Florida hat. Unter ihm ſteht, ihm in ſeinen Geſchäften zu helfen, ein bürgerlicher und politiſcher Gouvernements-Lieutenant, der zugleich auch Kriegs-Auditeur iſt. Alles, was ausſchließlich die innerliche Regierung der Kolonie aus den oben angegebenen Geſichtspunkten betrifft, gehört vor die Gerichtsbarkeit ſeines Poſtens, und iſt, zu Folge der aus dem königlichen geheimen Rath ergangenen und eingeführten Verordnungen, ſeiner Direktion unterworfen. Er kann in Dingen, die zu ſeiner Kompetenz gehören, Verordnungen geben, und ſie, unter Erwartung der Genehmigung von Hofe, proviſoriſch vollziehen laſſen.

Was auch manche vormalige Koloniſten, die mit der neuen Herrſchaft nicht recht zufrieden ſind, ſagen mögen, ſo iſt doch nichts gewiſſer, als daß dieſe Regierung, ob ſie gleich mit großer Gewalt bekleidet iſt, nach der Ausſage aller derer unter ihnen, die unparteiiſch und nicht übel gelaunt ſind, ihre Autorität in dieſer Kolonie nicht mißbraucht, und ſo gar von je her ziemlich glimpflich geweſen iſt — ſo fern wir die erſten Jahre ſpaniſcher Herrſchaft ausnehmen, die ſich freilich durch willkürliche, ty-

ranniſche und grauſame Gewaltſchritte, und durch ver
ſchiedene ſtürmiſche Auftritte auszeichneten, in denen au
einer Seite das unbeſonnene Verhalten mancher Koloni
ſten, und auf der andern das übertriebene Mißtrauen de
General-Statthalters einige Unruhen erregten, mehrfäl
tigen Mißbrauch der Gewalt veranlaßten, und jenen Statt
halter zu gewaltſamen Maaßregeln verleiteten, mit dene
jedoch zu gutem Glücke nur Verſuche gemacht, die abe
nicht ins Werk gerichtet wurden, welches die Kolonie de
Klugheit und Entſchloſſenheit einiger patriotiſchen Bürge
zu danken hatte, durch deren Zutritt es zu wechſelſeitige
Erklärungen kam, welche für die öffentliche Ruhe un
für die Sicherheit der Koloniſten vortheilhaft waren, in ſo
fern dadurch, wo nicht eine aufrichtige, wenigſtens doch
eine politiſche Annäherung zwiſchen dem General-Statt
halter und den Koloniſten zu Stande kam, die eine Folge
von dieſen Erklärungen war.

Das Haupt der Finanz-Verwaltung iſt der Ober-Aufſeher der königlichen Gefälle für die Provinzen Louiſiana und Weſt-Florida, Inſpektor der Domänen-Güter und Beſitzungen, und endlich auch Richter der Admiralität und der Handels-Angelegenheiten dieſer Provinzen.

Dieſe Fiscal- Domanial- und Kommercial-Adminiſtration drückt die Koloniſten, die Wahrheit rein heraus zu ſagen, noch weniger, als die bürgerliche und militäriſche Regierung, weder durch Höhe der Auflagen, die überaus mäßig ſind, noch durch die Art, wie ſie bey der Steuer-Kammer erhoben werden; denn ſie beſtehen einzig und

allein in einer einfachen Einfuhr- und Ausfuhr-Steuer von den ausländiſchen und Kolonial-Produkten, die ſich jährlich nur auf etwa hundert tauſend Piaſter beläuft, — eine zu Beſtreitung der Koſten, welche dieſe Kolonie erfordert, ſo unzulängliche Einnahme, daß der König außer derſelben alle Jahre noch eine Summe von vier bis fünf mal hundert tauſend Piaſtern aus den Einkünften von Mexiko zum Dienſte dieſer Kolonie zulegt, um den Betrag jener Koſten ins Gleiche zu bringen und abzuthun.

Uebrigens wird man Urſache haben, ſich zu wundern, daß eine Kolonie, deren Ertrag und Produkt noch ſo mittelmäßig ſind, zu ihrer Unterhaltung jährlich eine ſo anſehnliche Summe erfordern kann, wie fünf bis ſechs mal hundert tauſend Piaſter, das iſt, beinahe die Hälfte von dem, was zur Unterhaltung der Kolonie von St. Domingo auf dem höchſten Gipfel ihres Glanzes unter der fiſcaliſchen Staats-Adminiſtration des Hrn. von Marbois in den Jahren 1788 und 1789 hinreichte. Aber die Bedienten des Fiſcus in dieſer Kolonie, und ihre Anhänger ſind mit der Antwort hierauf aus dem Stegreife bey der Hand. Sie ſagen: ſo beträchtlich auch ein ſolcher Aufwand auf den erſten Anblick zu ſeyn ſcheinen mag, ſo unbedeutend iſt er doch nach Maaßgabe der weiten Ausdehnung der Gränzen, zu deren Erhaltung ein großer Theil von dieſen Koſten aufgeht. Und was bedeutet es denn in der That, nach ihrem Urtheile, daß einige hundert tauſend Piaſter auf die Unterhaltung und den guten Zuſtand einer ſo weitläufigen, ſo ausgedehnten Fronte von Gränzen verwendet werden, wie der Kordon von Ober- und Nieder-Loui-

ſiana und Weſt-Florida? Das macht ja noch lange nicht einmal einen Piaſter auf die Meile Landes aus, die damit erhalten werden ſoll; und in Wahrheit hat die ſpaniſche Regierung nicht Urſache, über einen Koſten-Aufwand zu ſchreyen, der in Vergleichung mit der Unermeßlichkeit des Bodens, deſſen Eigenthum und Beſitz ihr dafür geſichert wird, ſo unbedeutend iſt; ja, ſie hat vielmehr Urſache, mit der äußerſten Mäßigung ihrer Bedienten ſehr zufrieden zu ſeyn. — Dieſer Rechnung nach könnt' es gar nicht beſſer ſeyn, als es iſt. Aber wir müſſen auch billig alles ſagen, und hierinnen, wie in allem Uebrigen, das Pro und Contra darlegen.

Wir können alſo nicht verſchweigen, daß dieſer unermeßlich weite Gränz-Kordon in ſeiner ganzen Ausdehnung von den Apalachiſchen Gebirgen bis zu den Illineſen hin durch nicht mehr als ſieben Militärpoſten ohne den Hauptort, und durch eine kleine Anzahl Galeeren vertheidiget wird; daß dies alles zuſammen nicht über zwey tauſend Mann effektiver Mannſchaft befaßt, von der man ſagen könnte, daß ſie zu Militärdienſten angeſtellt wäre und wirklich dazu gebrauchet würde; und daß übrigens weder jene Poſten, noch dieſe Galeeren nur eine noch ſo wenig ſchreckende Defenſions-Anſtalt vorſtellen; wie denn im Uebrigen beide für ihre Befehlshaber nicht ſo wohl Veranlaſſungen geben, ihre militäriſchen oder Seefahrer-Talente an den Tag zu legen, als vielmehr ihnen bloß allerley Mittel zu Wucher und Handel verſchaffen. Daher giebt es auch keinen Officier, (verſteht ſich, keinen, der mit dem Geiſte des Eigennutzes behaftet, und auf's Geld

erpicht iſt, denn dies ſind nicht alle,) der ſich nicht nach einem ſolchen Poſten ſehnte, oder eine ſolche Art von Fort zu beſitzen nicht froh wäre, bey dem er als Kommandant nicht nur einen Kommando=Stab, ſondern auch zugleich ein Füllhorn in die Hände bekömmt, welches ihm nach Verlauf einiger Dienſt=Jahre ein ſolides Vermögen, und in Ermangelung der Lorbeern des Mars, wenigſtens die Gaben des Plutus einbringt; eine einträgliche Vergütung, woran er ſich genügen läßt.

Es giebt auch außerdem noch andere Ausgaben, die mit der Unterhaltung dieſer Kolonie verknüpfet ſind, und darunter inſonderheit eine, die ihr, wie es ſcheint, eigen iſt, die aus der Art von Kontribution oder Tribut entſteht, welche die ſpaniſche Regierung jährlich verſchiedenen wilden Völkerſchaften, die im Innern des Landes leben, entrichtet, und die in groben Zeuchen, in Jagd=Flinten, in Pulver und Bley, in Zinnober und einigen andern unbedeutenden Dingen beſteht, welche ſich in der Summe, nach der Ausſage der Finanzbeamten, auf den Werth von vierzig tauſend Piaſtern jährlich belaufen.

Achtzehntes Kapitel.

Oeffentliche Gottesverehrung.

In Anſehung des öffentlichen Gottesdienſtes, der in dieſer Kolonie eingeführt iſt, hält man darinnen, oder bekennt ſich wenigſtens äußerlich zu der katholiſchen, apoſtoliſchen, römiſchen Religion und Lehre. Das Haupt der Kleriſey iſt der Biſchoff von Louiſiana und Weſt-Florida; und in der That iſt ſein Kirchſprengel einer der weitläufigſten, die es in den bekannten vier Welttheilen giebt, wenn er auch gleich nicht einer der volkreichſten iſt; wie er denn außer dem weiten und breiten Gebiete, welches die Pflanzſtätten der Kolonie einnehmen, wenigſtens in der Idee und im geiſtlichen Sinne das geſammte unermeßlich große, beinahe noch unbekannte Land unter ſich begreiſt, welches ſich ins Innere des feſten Landes hinein vertieft, und ſich nordweſtlich vom Miſſiſſipi, von den Ufern dieſes Stromes bis an die Weſt-Küſte von Amerika und an die Geſtade des ſtillen Meeres hin erſtreckt.

Wahr iſt es freilich, die wilden Völker, die in jenen weit abgelegenen Gegenden wohnen, in die der Europäer noch nicht eingedrungen iſt, haben von ihrem geiſtlichen Vater und Oberherrn in ihrem Leben kein Wort gehöret; und es hat ſich auch bis auf heutigen Tag noch kein ſpaniſcher Miſſionar gefunden, der ſo beherzt, und von dem glühenden Eifer der Fortpflanzung des Glaubens ſo ent-

flammt geweſen wäre, daß er auf die Gefahr, ſich die Märtyrer-Krone zu erwerben, hätte hingehen wollen, den Saamen des Chriſtenthums auf dieſes weitläufige Feld auszuſtreuen. Ueberdies iſt hierüber noch zu bemerken, daß es, dem Anſcheine nach, kein Land voller Gold- und Silber-Bergwerke, oder gar ein ſolches iſt, welches Smaragden und Diamante erzeugte, wie die reichen Länder Mexiko, Peru, Chili und Braſilien, in die ſich die ſpaniſchen und portugieſiſchen Miſſionarien voller Eifers gedrängt haben, um darinnen mit Nutzen das Panier des Kreuzes aufzupflanzen, und da mit den koſtbaren Schätzen des Himmels, die ſie auszuſpenden hätten, einen ehrlichen und uneigennützigen Tauſch gegen die verächtlichen und vergänglichen Schätze der Erde zu treffen. Für einen ſolchen Preiß kann man ſchon etwas wagen; kann man ſchon hingehen, das Brod des Lebens rohen und wilden Weſen zu reichen, von denen man für ſeine Bemühung doch das Gold, das Silber und die Edelgeſteine, die im Schooße der Berge vergraben, oder im Sand der Bäche zerſtreut liegen, bekömmt, und denen man nicht nur das Paradies in jener, ſondern auch zugleich die Hölle in dieſer Welt dadurch zuſchanzen will, daß man ſie gottſeliger Weiſe von der Taufe hinweg in die Bergwerke bringt.

Sey dem indeſſen, wie ihm wolle; genug, bis dahin, daß die urſprünglichen Einwohner des Nordweſten von Amerika von freien Stücken oder mit Gewalt in den Schoos der Kirche einkehren, daß man dann Klöſter ſtiften, und im Land überall Pfarreien vergeben kann, begnügt ſich der Biſchoff von Louiſiana daran, daß er ſein Amt im

Innern der Kolonie verwaltet. Und da in den Augen jedes guten Spaniers das Geiſtliche ſo weit über das Weltliche, wie die Seele über den Leib, und der Reiter über das Pferd erhaben iſt; ſo gebührt ſich auch wohl, daß die Nutzungen des Einen um ein Großes die Nutzungen des Andern überſteigen. Zu Folge deſſen hat, nach einer richtigen und noch mäßigen Schätzung der Biſchoff von Louiſiana ein feſtgeſetztes Einkommen von funfzehn tauſend Piaſtern im Jahre, da hingegen der General-Statthalter nur ſechstauſend hat. Etwas Beſſeres ließe ſich nicht erdenken. Uebrigens bedeutet jenes Einkommen noch wenig im Vergleich mit dem jährlichen Einkommen, das dem Bisthum der Havana beygelegt iſt, und das ſich auf ſechzig tauſend Piaſter beläuft.

Die Geiſtlichkeit, deren Oberhaupt der Biſchoff von Louiſiana iſt, und die ſich dem Dienſte dieſer Kolonie geheiligt hat, beſteht aus einigen Weltprieſtern und einer Brüderſchaft von Kapuzinern, die unter dem Charakter und Titel von Pfarrern in den Kirchſpielen, die man im Lande in weiter Entfernung von einander geſtiftet hat, den Kirchendienſt verſehen. Ein Pfarrer und deſſen Vicarius ſind hinreichend, eine Pfarre von funfzehn bis zwanzig franz. Meilen im Umfange zu verſehen. Daraus kann man leicht ſchließen, daß ihre Amts-Verrichtungen entweder ſehr mühſelig, oder ziemlich unbedeutend ſeyn müſſen; und ſieht man das Land an, ſo iſt der letztere Schluß weit mehr, als der erſtere, auf die Herren anzuwenden. Taufen, Trauen, Begraben, und täglich eine oder ein paar Meſſen leſen, ohne beinahe jemals die Schornſteine von ihrem

Pfarrhof aus dem Geſichte zu verlieren, das iſt alles, worauf ſich ihre geiſtlichen Geſchäfte erſtrecken. Mehr erfordert auch die Andacht ihrer Eingepfarrten nicht; und weiter zu gehen, treibt ſie ſo wenig ihre eigene Neigung, als ihre ganze Denkungsart. — Die Wahrheit zu ſagen, die Formalitäten des Gottesdienſtes werden hier gut oder ſchlecht, wie es kömmt, beobachtet, und der Grund, die Sache ſelbſt, wird vernachläßiget; und in dieſer Rückſicht geht es hier, wie an vielen andern Orten und in manchen andern Fällen, wo über Formalitäten die Sache verloren geht. Ueberhaupt iſt der ſpaniſche Mönch unwiſſend, laſterhaft und voll Aberglaubens; und man findet hier bey der Geiſtlichkeit weder Kenntniße, noch Sitten, oder nur Anſtändigkeit, außer bey der kleinen Anzahl von franzöſiſchen Weltprieſtern, die der Kleriſey dieſer Kolonie beygeſellt ſind, die aber auch hier nicht leben können, ohne hin und wieder in Verdrüßlichkeiten mit derſelben zu gerathen.

Neunzehntes Kapitel.

Juſtiz-Verfaſſung und Rechtspflege.

Bey der Gerichts-Verfaſſung, der Rechts-Pflege und den Juſtiz-Beamten wollen wir uns nicht lange aufhalten; aber doch nicht etwa, weil es eine undankbare, oder, eigentlich zu reden, unfruchtbare Materie wäre, ſondern vielmehr das Gegentheil: eben weil es darüber nur zu viel zu ſagen giebt, wollen wir uns deſto kürzer faſſen.

Die Rechts-Pflege, die man in dieſem Lande eingeführt, und aus der ſpaniſchen Rechtslehre geſchöpft hat, iſt ein wahres Chaos, zumal für einen Ausländer, eine Verkettung von mißſtimmigen Verhältniſſen und Beziehungen, ein Wirrwarr von Kompetenz und Gerichtsbarkeit, eine Fabrik von Ungerechtigkeiten und Partheilichkeiten, und noch obendrein ein Geld-Schlund für die unglücklichen Privatleute, die in dieſes krumm gewundene Labyrinth gerathen, aus dem ſie ſich, nach jahrelangen Beſchwerlichkeiten und Mühſeligkeiten, am Ende nicht anders heraus finden, als mit leerem Beutel, und mit einem Stoße von verlegenen, unverſtändlichen Papieren, welchem ziemlich oft noch ein Richterſpruch angehängt iſt, der weder Knopf, noch Stiel hat. Daher giebt es auch, glaub' ich, in der Welt kein Land, wo ſich die Leute mehr vor Proceſſen ſcheuen, als in Louiſiana; und dies geht ſo weit, daß man ſich, um nur nicht proceſſiren zu müſſen,

die mehreſten Male lieber vergleicht oder ſeinen Streit von Schiedsrichtern entſcheiden läßt. Allein in Erbſchafts-Angelegenheiten kann dieſes Auskunfts-Mittel nicht zugelaſſen werden. Geht jezt ein Hausvater, nachdem er ſeine Angelegenheiten auf alle mögliche Weiſe noch ſo gut in Richtigkeit gebracht hat, mit Tode ab, ſo ſteht doch eine ſolche Familien-Verfügung in keinem Falle den Gerichten an, die ſo gleich, damit ja alles aufs beſte von Statten gehe, die Erbſchaft vor der Naſe der Wittwe, der Kinder und des Teſtaments-Exekutors, wenn einer da iſt, dadurch in Beſchlag nehmen, daß ſie alles, was zum Erbe gehört, verſiegeln, worauf denn in der Regel allemal ein ganzer Haufe von andern Verrichtungen folgt, von denen immer eine noch geldſplitteriger wird, als die andere; und dies theils durch die vielfältigen Rubriken der Juſtiz-Bedienten, theils durch die äußerſte Langſamkeit, mit der dieſes alles zu großem Nachtheile der Erbſchaft ins Werk gerichtet wird. Mit einem Worte, die Kniffe der Sportulierkunſt ſind hier ſo auffallend, und werden in allen Hinſichten ſo läſtig, daß ich glaube, hier würde ſich am Ende ſelbſt der proceßſüchtigſte Nieder-Normann aufs Maul ſchlagen, und aus einem eifrigen Apoſtel der Chicane in den unverſöhnlichſten Feind derſelben verwandelt werden.

Hieraus entſteht denn die Folge, daß die Gerichts-Verfaſſung eine Goldgrube für die Juriſten in Neu-Orleans iſt, wo die einzigen, in der Kolonie beſtellten Juſtiz-Tribunalien ihren Siz haben, und wohin folglich alle Proceſſe am Ende zum Verfahren und zur Aburtheilung

kommen. Da ſchwimmen alſo Richter, Gerichts=Beſitzer, Anwälde, Notarien, u. ſ. w. alle zuſammen in dem ſem Waſſer, und alle kommen, nach Maaßgabe ihrer Poſten, mehr oder minder geſchwind, zu Vermögen. Zur Beſtätigung hiervon wird ein einziges Beiſpiel genug ſeyn. Vor einigen Jahren iſt in dieſer Stadt ein gewiſſer Spanier geſtorben, der ſo arm, wie Hiob, ins Land kam, der aber nicht ſo ängſtlich gewiſſenhaft, wie Hiob, in dem Anwalds=Stande binnen Zeit von acht bis zehn Jahren ein wahrhaftig erſtaunliches Vermögen zuſammen zu bringen verſtanden hat, und der vermuthlich dieſen Schatz noch bey ſeinem Leben zur Erleichterung ſeines Gewiſſens dadurch vor Gott und der Welt rechtsgültig machen zu müſſen dachte, daß er auf ſeine Koſten einige milde und gottſelige Stiftungen machte, die nun vorhanden ſind, und die, unter andern, in der hieſigen Pfarrkirche, in einer Erweiterung des öffentlichen Lazareths, und in einem Kloſter beſtehen, deſſen Bau jedoch zu vollenden, er durch den Tod, der ihn mittlerweile übereilte, verhindert ward, und das nun ſeitdem in ſtatu quo geblieben iſt, weil ſeine Wittwe, die Erbin ſeines Vermögens, nicht zugleich Erbin ſeiner gottſeligen Geſinnungen in dieſem Stücke werden wollte. Sie hat alſo für dienlich befunden, lieber einen Proceß zu führen, als den Kloſter=Bau fortſetzen zu laſſen; und das iſt genug geſagt, um dem Leſer begreiflich zu machen, wie anſehnlich die Koſten dieſes Baues geweſen ſeyn würden. Dieſe Wittwe hat, wie es heißt, ein Vermögen von mehr als einer Million Piaſter, welche ihr wohlſeliger Eheherr durch ſeine gründliche Erfahrenheit in der finſtern Kunſt der Chicane zuſammen gebracht hat.

Unmöglich können wir das Muſter und Vorbild aller Juriſterey in dieſem Lande mit Stillſchweigen übergehen, dieſe amphibiſche Magiſtrats-Perſon, die wechſelsweiſe bald im bürgerlichen Rathe der Themis, bald im Kriegsrathe des Mars ſitzt, und in einer Hand die Waage der einen, in der andern das Schwerdt des andern trägt, den Helden vom Degen, den Sprecher im Gericht, und, mit einem Wort alles zu ſagen, den Don Maria Niklas Vidal, Chavez, Fahavarri de Madrigal, y Valdez, bürgerlichen Statthalter-Lieutenant und Kriegs-Auditeur in den Provinzen Louiſiana und Weſt-Florida, Ober-Richter, ꝛc. ein anſehnliches Glied ſpaniſcher Jurisprudenz. Dieſen großem Manne kömmt die Ehre zu, die ich ihm hiermit anthue, daß er ſchlechterdings der einzige iſt, deſſen Name und ſeltne Verdienſte in meiner Schrift figuriren ſollen. Aber großen Männern gebühren große Vorzüge; und wir machen billig bey ſo ſeltnen und ausnehmenden Vorzügen, wie die ſeinigen ſind, eine Ausnahme von unſrer Regel zu Gunſten eines ſolchen Mannes, der allen jetzigen und künftigen Dandins *) unter allen Völkern zum Muſter vorgeſtellt zu werden verdient. Für ihn, als einen Richter, der ſich über das Gewöhnliche empor geſchwungen hat, iſt die Unterſuchung einer Sache, und die Entſcheidung derſelben eine eigentliche arithmetiſche Finanz-Rechnung, in der er mit bewundernswürdiger Scharfſicht die Rechts-Gründe pro und contra addirt, ſubtrahirt, multiplicirt und dividirt, und ſich unfehlbar auf die Seite derer determinirt, die ſeinem Geiſte, zum

*) Bey'm Moliere.

endlichen Reſultat, nicht etwa den richtigſten Quotienten, wohl aber das zahlreichſte, und inſonderheit das reellſte Facit, welches ſein Lieblings-Maaßſtab iſt, vor Augen legen. Als ein eifriger Parteigänger der monarchiſchen Regierung, hat er derſelben eine ſo ehrfurchtsvolle und unterthänige Devotion gewidmet, daß das Bild des regierenden Herrn, auf eine kleine Metall-Platte geprägt, in ſeinen Augen ein geweihtes Götterbild iſt, welches ſo mächtig ſeine Huldigung fordert, daß es in der Welt nichts giebt, was man nicht mittelſt dieſes, bis zu einem gewiſſen Punkte multiplicirten Zauberſpiegels, bey ihm auswirken könnte.

Scherz bey Seite, um endlich ein Wort im Ernſte von einem Manne zu ſagen, der wegen ſeiner himmelſchreienden Ungerechtigkeiten, wegen ſeines unerſättlichen Goldburſtes, wegen ſeiner tiefen Immoralität, wegen ſeines aufgeblaſenen, auffahriſchen, mürriſchen, eigenſinnigen und in allen Rückſichten unausſtehlichen Charakters durchgängig verhöhnet und verabſcheuet wird — des hohen Poſtens ungeachtet, den er bekleidet, den er aber ſchändet, und bey dem er ſich gleichwohl, troz der wider ihn ſo ſtark und nachdrücklich erklärten öffentlichen Meinung, ſeit einer Reihe von Jahren ſo glücklich behauptet, daß ſein Name faſt niemals in einer Privat-Geſellſchaft genannt wird, ohne daß ihm dabey eines oder das andere expreſſive Schimpfwort angehängt würde, welches entweder den heftigſten Unwillen, oder die tiefſte Verachtung ausdrückte. Bey ihm iſt alles für Geld feil; Gewiſſen und Ehre ſind in ſeinen Ohren Worte, die keinen Sinn haben.

Ihm werden tauſend Streiche der Ungerechtigkeit und Raubſucht beygemeſſen. Er hat unzählige Familien in ihren Mitteln herunter gebracht, und den Grund ihres Vermögens ausgeſchöpft. Dieſer alte Wollüſtling mit einer Affen-Phyſiognomie, iſt eben ſo unzüchtig, als hämiſch, als Menſch eben ſo laſterhaft, wie als Obrigkeit ungerecht; und da er in ledigem Stande alt geworden iſt, ſo lebt er nun vor den Augen ſeiner Landsleute, die ſich mit Recht an ſeiner Lebensart ärgern, und in einem Amte, worin er Anderen ein Beiſpiel guter Sitten geben ſollte, offenbar mit einer franzöſiſchen Mulattin, die er mit einem Theile ſeiner Räubereien bereichert hat.

So ſteht es, in der Kürze, um die Gerichts-Verfaſſung bey dieſer Kolonie, und um die Verdienſte der Handlungen hieſiger Juſtiz.

Was die Polizey anlangt, die in dieſem Lande gehandhabt wird, ſo iſt es wahrhaftig ein Jammer, und das gemeine Beſte leidet darunter auf mehr als eine Weiſe. Die hohe Kabilde, (ſo betitelt ſie ſich ſelbſt,) worin der General-Statthalter oder deſſen bürgerlicher Lieutenant den Vorſitz führt, iſt eine Art von Municipal-Kollegium oder ein Stadt-Rath, der aus zwölf Gliedern beſteht, die man Regidoren oder Vorſteher nennt, die ſich wöchentlich einmal verſammeln, und höchſtens drey Stunden lang eine Sitzung halten.

Zu den Geſchäften dieſes Kolleginms ſcheint alles zu gehören, wobey die gute Ordnung und die innere Ruhe

der Kolonie intereſſiret ſeyn kann; folglich ſollte denn all-
was vor das Fach der allgemeinen und beſondern Poliz-
gehört, Gegenſtand ſeiner Wachſamkeit und Fürſorge ſey-
Aber eigentlich zu reden, iſt dieſe Verſammlung, der-
hohe Glieder weiter nichts ſind, als bloße gemeine Pfahl-
bürger, die mit ein Paar hundert Piaſtern die Ehre erkau-
fet haben, in der Kabilde neben dem Herrn Statthalt-
zu ſitzen, ohne alle weitere Abſichten, und ohne ſonſt irgen-
eine andere Prätenſion, die über ihre Fähigkeiten gienge —
dieſe ſo zuſammengeſetzte Verſammlung, ſag' ich, iſt bloß
eine Sache zum Staat, ein wahres Schattenbild von dem,
was ſeyn ſollte und nicht iſt, ein Körper ohne Seele, der
weiter keinen Antrieb zur Thätigkeit bekömmt, als der ihm
vom Statthalter gegeben wird, und, kurz zu reden, ein
fünftes Rad am Wagen. Dieſem Antriebe zu Folge er-
nennt dieſes Kollegium zu Ende jedes Jahres für das fol-
gende Jahr einen Syndikus (Procureur-Syndic) und
zwey Alkaiden, die wechſelsweis aus der Bürgerſchaft
der Stadt oder aus den Bewohnern der umliegenden Ge-
genden genommen werden, Spanier und Franzoſen. Dem
Syndikus liegt ob, der Kabilde ſeine Bemerkungen und
Vorſchläge in Betreff des öffentlichen Beſten mitzuthei-
len; eine Funktion, deren er ſich gewöhnlicher Weiſe mit
eben ſo vieler Würde und Einſicht entledigt, als man bil-
liger Weiſe von einem Manne erwarten kann, der ſich
beſſer ſchickt, eine Elle zu handhaben, oder das Facit eines
Partikular-Intereſſe von zwanzig pro Centen zu berech-
nen, als das allgemeine Intereſſe eines Landes zu erör-
tern. Und die beiden Alkaiden ſind angewieſen, die Po-
lizey der Stadt zu handhaben und bevollmächtigt, die

Rechtshändel und andere Streitigkeiten, die vor ihrem Richterſtuhl anhängig werden, abzuurtheilen; und zwar nach dem ſchriftlich verfaßten Gutachten eines Rechtsgelehrten, deren jedesmal ein Spanier iſt und Gerichts-Beiſitzer genannt wird. Nach dieſem Gutachten iſt der Herr Pfahlbürger Alkaide, als ein Richter von ganz neuer Art, verbunden, ſich gänzlich und blindlings zu richten, — und dies bey ſeiner perſöhlichen Verantwortung, und auf die Gefahr hin, als Gegen-Partey angeſehen zu werden, wenn er davon abgehen, und nach ſeinem Kopfe verfahren will. Es fällt alſo in die Augen, daß die Herren jährlichen Alkaiden, die man aus ihren Kramläden oder Niederlagen holt und mit alle dem Prunk der Macht, mit dem ſie bekleidet werden, an die Spitze ihrer Mitbürger ſtellt, weiter nichts ſeyn können, und wirklich auch weiter nichts ſind, als Puppen, die zur Schau vor den Augen des Volkes aufgeſtellt werden; daß aber die wahren und wirklichen Richter über alle Sachen, welche vor ihr Tribunal kommen, die ſpaniſchen Beiſitzer oder Juſtiz-Räthe ſind, deren bloßes Gutachten bey ihnen für ein Urthel gilt, und die, hinter dem Vorhange verſteckt, jene ehrwürdigen Karten-Puppen in Bewegung ſetzen und agiren laſſen. Am Ende gemahnen ſie mich ſo gut, als die mehreſten ihrer würdigen Kollegen und neufabricirten Magiſtrats-Perſonen, in ihrem erborgten Stande, mit ihrem ſchwarzen Rock und ihrem Degen an der Seite, ungefähr ſo, wie der berühmte Statthalter auf der Inſel Barataria *); ſie ſind eben ſo unwiſſende Richter, wie dieſer, aber nicht

*) Sancho Panſa im Don Quixotte.

einmal ſo geſcheid, und inſonderheit nicht ſo beſcheiden, wie er. Doch in alle dem herrſcht von Seiten der ſpaniſchen Regierung eine geheime Politik, die den Augen mancher Beobachter nicht entgehen kann, und die für alle Uebrigen ins Dunkel gehüllt bleibt; eine wahre Spiegelfechterey und weiter nichts.

Eine zwingende Gewalt, die eigentlich Werkzeug und Stütze der Polizey ſeyn muß, giebt es hier nicht, wenigſtens nicht eine ſpecielle. Man hat da noch keine militäriſche, zu Erhaltung guter Ordnung und öffentlicher Sicherheit ausſchließlich beſtimmte militäriſche Mannſchaft eingeführt. Bloß einige Soldaten und Bürger-Patrouillen in der Stadt, und dergleichen von Einwohnern auf dem platten Lande ſind bisher zu dieſer wichtigen Abſicht gebrauchet worden, die ſich aber beide, die einen ſo gut wie die andern, nur gar ſaumſelig, und nur dann und wann ruckweiſe damit abgeben, als Leute, die nicht verpflichtet und von Berufswegen dazu verbunden ſind. Daher werden denn auch in einem ſolchen Lande, wie dieſes iſt, bey deſſen geringer Bevölkerung die Mißbräuche, die immer anderwärts Folgen von einer zahlreichen Bevölkerung ſind, gar nicht vorkommen ſollten, und wo jeder Proprietär das Recht hat, in ſeinem Haushalt und über die ihm unterworfenen Weſen bis zu gewiſſer Gränze eine eigene, zu dem Zwecke, ſie in Ordnung zu halten, dienliche Privat-Polizey zu handhaben, zuweilen abſcheuliche Verbrechen begangen, die aus einer Menge von Unordnungen entſtehen, welche lediglich dem Mangel an allgemeinen Polizey-Anſtalten ankleben.

An den Ecken beinahe aller Kreuzwege in der Stadt und Vorſtadt ſieht man nichts, als immer offen ſtehende Wirthshäuſer, wohin weißes und ſchwarzes, freies und leibeigenes Lumpengeſindel, ohne Unterſchied mit einander vermengt, die Frucht ſeiner Spitzbübereien bringt, und ſich mit berauſchenden Getränken überladet; und nicht weit davon elende Winkeltanz-Häuſer, ſchmutzige Tabagien, wo auf einer Seite der Vater, und auf der andern der Sohn, ohne ſich Zwang anzuthun und eine Heimlichkeit daraus zu machen, ſo wie ohne ſich zu ſchämen, hingehen, der Neigung zum Spiele nachhängen, und ihre mäßigen Mittel mehr oder weniger entkräften, oder ſich auch erniedrigen, und ohne alle Ordnung, ganze Nächte durch, mit einem Schwarme von ſafrangelben oder ganz ſchwarzen Manns- und Weibsleuten, mögen ſie frey oder Sklaven ſeyn, herumtanzen. Es iſt da ziemlich mitten in der Stadt das berufne Haus Coquet, in dem alle dergleichen Gelage ſeit mehreren Jahren ohne Schcu und ſo öffentlich gehalten werden, daß die dreyfarbigen Bälle, die da gegeben werden, (ohne des Spieles zu gedenken, welches bloß ein wenig mehr unter der Hand vorgeht,) gar keine Heimlichkeit ſind, ja daß ich ſogar mehrmals gedruckte Ankündigungen davon, mit ausdrücklicher Bewilligung des oben bereits geprieſenen bürgerlichen Herrn Statthalters Don Maria Niklas Vidal, an den Straßenecken angeſchlagen gefunden habe.

Die Bäcker und andere monopoliſtiſche Krämer, welche ſich unſtreitig mit den Herren verſtehen, die zu Handhabung der Polizey geſetzt ſind, treiben die Aufkäuferey

mit Mehle von allerley Güte, das im Frühjahre auf dem Strom aus Kentuky und den benachbarten Kantonen herab kömmt, das ſie im Ganzen mit vier bis höchſtens ſechs Piaſtern die Tonne bezahlen, und das ſie ein paar Monate hernach im Kleinen doppelt ſo theuer wieder verkaufen. Noch weiter treiben die Bäcker beſonders ihre Unverſchämtheit, ſie verkaufen freventlicher Weiſe Brod, das aus jenen unter einander gemengten, guten und ſchlechten Mehl-Arten zuſammen geknetet iſt, und das höchſtens nur zwey Drittel von dem im Orts-Tarif beſtimmten, und ſogar im öffentlichen Blatt eingerückten Gewicht hält. Daher denn, zum Beiſpiele, gegenwärtig, wo in gedachtem Tarif das Brod für einen Eſcalin (oder zwölf und einen halben franz. Sous) zu ſechs und vierzig Unzen (ungefähr 3 Pfund) feſt geſetzt iſt, ein ſolches Brod, wie es der Bäcker ans Publikum verkauft, wirklich nur etwa acht und zwanzig Unzen (1¾ Pfund) wiegt. Folglich iſt es kein Wunder, daß dieſe Leute hier in der Geſchwindigkeit auf Koſten dieſer und jener zu Vermögen kommen. Eben ſo machen's die Fleiſchhauer, die Wirthsleute, u. d. gl. die auch von den Polizey-Bedienten, denen dieſe privilegirten Diebe, (wohl zu verſtehen,) die Hände zu ſchmieren bedacht ſind, geradehin öffentlich unterſtützet werden.

Auf dem Lande kommen ſolche grobe Mißbräuche, wie in der Stadt, nicht vor, oder ſind da wenigſtens bey weitem nicht ſo alltäglich; und einige Kneipſchenken oder ſchlechte Billard-Stuben abgerechnet, die weit von einander längs der beiden Strom-Ufer hin, und in den vom Strom entfernteren Kantonen liegen, wo einige Pflanzer

und Handwerksleute an Feſttagen zuſammen kommen, eines Theils, um da zu ſpielen, und andern Theils, ſich ein Räuſchchen zu trinken, finden ſich da keine ſolchen Gelegenheiten, ſich in Schulden zu ſtürzen, wie in der Stadt. Jedoch fällt von Zeit zu Zeit eine Dieberey, ja ſogar ein Mäuchelmord vor, beſonders in den abgelegenen Pflanzſtätten, wohin ſich viele ſchlechte Kerle flüchten, weil ſie da nicht ſo ſcharf beobachtet werden, wie anderwärts.

Zwanzigſtes Kapitel.

Sitten und Gebräuche. Bemerkungen über die urſprünglichen im Lande lebenden Einwohner.

Es giebt hier zu Lande viererley Menſchen-Arten, oder vielmehr viererley Varietäten des menſchlichen Geſchlechtes, und dieſe beſtehen aus Weißen, aus Mulatten oder Meſtizen, aus Negern, und aus urſprünglichen Landes-Eingebornen. Die drey erſteren ſind Unterthanen der ſpaniſchen Regierung, und aus ihnen beſteht die Maſſe der Koloniſten; die letztere lebt unabhängig von dieſer Regierung, und erkennt Niemanden über ſich, als ihre eigenen Häuptlinge.

Wir wollen unſere Beſchreibung mit den Natur-Menſchen anfangen, die der Herkunft nach die erſten und älteſten im Lande ſind, die hier urſprünglich zu Hauſe gehö-

ren, und die auch übrigens einen iſolirten Gegenſtand aus-machen, den wir vor allen Dingen kennen lernen müſſen, ehe wir zu denen kommen, die mit einander zuſammen-hängen, und die auch mit meinen ganzen übrigen Bericht in unmittelbarer Beziehung ſtehen.

Die mancherley wilden Nationen, oder eigentlicher zu reden, die Völkerſchaften, die in dieſem Lande und in den nächſt anliegenden Orten leben, die hauptſächlichſten, oder wenigſtens diejenigen, die wegen der Nachbarſchaft ihrer Wohnſitze, und wegen ſonſt jedes andern Verhält-niſſes das meiſte Verkehr mit der Kolonie haben, ſind die Schis, die Oſagen, die Arkanſas, die Tonikas, die Tuanaſchas; nach dem obern Theile des Stromes hin die Umas, die Bayagulas, die Putukſis, und inſonderheit die Tſchaktas; unterhalb der erſteren und in den weitläufigen Kantonen, die mit dem Nieder-Theile der Kolonie benachbart ſind, die Alimabons, die Mo-bilier und die Talapuſſen in verſchiedenen Strichen von West-Florida und nach den Küſten des mexikaniſchen Meerbuſens zu. Das Benehmen dieſer Menſchen gegen einander, und die Geſellſchafts-Bande, in denen eine Völ-kerſchaft mit der andern ſteht, (denn genau zu reden, ſind ſie Barbaren in dem uneigentlichen Sinne, den man mit dieſem Worte zu verbinden pflegt, und nicht Wilde,) laſſen ſich mit keiner ſonſt bekannten Regierungsform vergleichen. Und giebt es ja noch eine, von der ihre Staatsverwaltung eine Art von Nachbilde darbieten kann, ſo iſt es die bey den alten Deutſchen, ehe die Römer ſie unterjochet und civiliſiret hatten. Die Alten und die anſehnlichſten Fami-

[Famili]en-Väter ſind nicht ſo wohl ihre Oberhäupter, als vielmehr bloß ihre Lehrer und Rathgeber, von denen ſie ſich bey weitem weniger auf dem Wege der Autorität, als durch Ueberredung leiten und lenken laſſen. In Kriegsfällen folgen ſie freiwillig einem militäriſchen Anführer, dem ſie, ſo lange der Feldzug währt, bis zu einem gewiſſen Punkt untergeordnet ſind, nicht aus blindem und bloß leidendem Gehorſam, ſondern von freyen Stücken und durch gemeinſchaftliche Einwilligung; und ſelbſt dieſe Einwilligung iſt bloß Folge von dem Zutrauen, welches ſie in ſeine Einſicht und Geſchicklichkeit ſetzen, und von der Nothwendigkeit, in der ſie ſich alsdann befinden, beiſammen zu bleiben und einmüthig zu handeln, um in ihren Unternehmungen nicht zu ſcheitern. Uebrigens macht das Recht der Wiedervergeltung die Fundamental-Baſis des politiſchen, bürgerlichen und peinlichen Geſetzbuchs dieſer mancherley Völkerſchaften aus; und dieſes vollſtrecken ſie auch nach der Strenge unter einander, eine Nation gegen die andere, eine Familie gegen die andere, und ein einzelner Mann gegen den andern.

Ihre hauptſächlichſten Wohnſitze ſind eine Art von kleinen Dörfern oder eigentliche Weiler, d. i. ohne Ordnung zerſtreut liegende Häuſchen von Hütten, die nicht nur ohne alle Kunſt, ſondern auch ohne große Mühe aufgeführt ſind. Darinnen lebt und wohnt ein Theil von ihnen; andere errichten ihre Behauſung an einigen Ecken bey den Ländereien, die ſie obenhin bauen; und noch andere endlich ſtreifen in den Wäldern herum, und beſchäftigen ſich mit der Jagd, welche überhaupt die Lieblings-Nei-

gung dieſer Völkerſchaften iſt. Aber ihre Vereinigun Punkte, wo ſie alle zuſammen kommen, ſind doch imm die gedachten Dörfchen.

Die Mobilier-Sprache iſt die Mutterſpra des Landes, aus der alle die mancherley Mund-Arten h ſtammen, deren ſich dieſe verſchiedenen Völkerſchaften b dienen, und mit deren Hülfe ſie alle einander verſteh und ſich mit einander beſprechen können. Es ſind zw die meiſten Wörter, aus denen dieſe Mund-Arten beſt hen, mit Selbſtlautern untermiſcht, und haben keine übe flüſſig verdoppelten Mitlauter, ſind auch daher nicht ha und rauh zu hören, ſcheinen es aber doch in dem Mund der Wilden durch ihre dumpſige, unártikulirte, aus de Kehle kommende Sprech-Art zu werden. Was daher di Wörterbücher oder Sammlungen von einzelnen Wörter aus dieſen Mund-Arten anlangt, die bis heutigen Tag i Frankreich, in England, in Spanien, oder anderwärt herausgekommen ſind; ſo iſt alles, was ich davon mit der gröſsten Gewiſsheit ſagen kann, daſs man ihnen faſt gar keinen Glauben beymeſſen, und ihnen auf keine Weiſe trauen darf, weil die Art und Weiſe, wie dergleichen Wörter ausgeſprochen, und folglich in jeder europäiſchen Sprache geſchrieben werden, von einander verſchieden iſt, und mehr oder weniger von der wahren Ausſprache abweicht, und weil, die Sache beim rechten Namen zu nennen, ein ſolches Regiſter von ungewiſſen und einzelnen Wörtern bloſs Nahrung einer eiteln Neubegierde, aber ganz und gar keine Sache von reellem Nutzen iſt.

Während des Winters ſieht man in der Kolonie un-
ſchiedliche Rotten ſolcher urſprünglichen Landes-Ein-
ohner herum ſtreifen, wo ſie haufenweis in der Stadt
d den umliegenden Gegenden zuſammentreffen, ob ſie
ich nach den Völkerſchaften, denen ſie angehören, ver-
ieden, und ſonſt von einander abgeſondert ſind. Zu
eſer Jahreszeit finden ſich die mancherley Horden von
ilden in dem Hauptorte der Kolonie ein, um daſelbſt
n der ſpaniſchen Regierung die Geſchenke zu empfangen,
e ſie ihnen jährlich zum Zeichen der Eintracht und des
ten Vernehmens macht, und die, wie wir oben bereits
ſagt haben, in einigen nicht viel koſtenden Effekten, be-
nders in wollenen Decken, in Jagdflinten, Pulver und
ley, in Zinnober und anderen geringfügigen Sachen be-
hen. Jede Rotte hat außerhalb der Stadt auf dem Lande
r Quartier, welches in kleinen Feldhütten beſteht, die
it einigen Bären- und Rehhäuten, oder mit Blättern
vom ſogenannten Latanien-Baume, (den ſie ohne große
Mühe ziehen,) zugedeckt, und ſo nachläßig aufgeſchlagen
ſind, daß dieſe plumpen Weſen, dieſe rohen Kinder der
Natur dadurch nur zum Theile von der ungeſtümmen Wit-
terung geſchützt werden. Den ganzen Tag über laufen
ſie, einer wie der andere, in der Stadt und in den Plan-
tagen herum; und des Abends kommen Männer, Weiber
und Kinder wieder zu ihrem Feldlager. Ihre gewöhnliche
Beſchäftigung, oder vielmehr das Geſchäfte der Weiber
beſteht zu ſelbiger Zeit darin, daß ſie allerley kleine
Arbeiten von Binſen, Schilf oder Latanien-Blättern ma-
chen, die zu häuslichen Bedürfniſſen zu brauchen ſind, als
Hebekörbe, Handkörbchen, Futterſchwingen, Siebe, u.

d. gl. welche ſie an die Koloniſten verhandeln. Die Männer ſchieſſen einige kleine Stücke Wild, trinken Taf[…] nach dem ſie überaus begierig ſind, oder bleiben da, th[…] nichts, und kauern ſich, wenn es kalt iſt, bey einem kl[…]nen Bratroſt, oder an der Sonne, und wenn die Witterung mild iſt, im Schatten nieder.

Die gewöhnliche Kleidung beſteht bey Männern und Weibern in einer wollenen Decke, die ſie ſich über die Schultern werfen und um den Leib ſchlagen, und in einem Stücke groben Zeuches, mit denen ſich die Männer bloß oben die Hüften decken, und aus denen ſich die Weiber eine Art von kurzem Unterrocke machen, der ihnen bis an die Knie geht. Die Vornehmſten unter ihnen tragen einige Zierrathen, die ihnen eigen ſind, als mit Muſchelſchaalen beſetzte Gürtel, wollene oder Leder-Hoſen, die ihnen von der halben Hüfte herunter bis ans halbe Bein reichen, und die ſie Mitaſſen nennen, Bleche, Halskragen, Fingerreiſe, oder Meſſing-Drat, womit ſie ſich Hals, Bruſt, Ohren, Naſenſpitze, und ſogar die Lippen beſetzen, eine Art von Sturmhauben, die mit groſſen Federn beſetzet iſt; und um ſich ſchön oder furchtbar zu machen, malen ſie ſich das Geſicht mit Strichen von allen Farben auf Zinnober Grunde. Dieſes giebt ihnen denn, verbunden mit den bläulichen Queer- und ſchneckenförmigen oder andern ihrer Haut eingedrückten Streifen, bey ihrem übrigen Aufzug, eine Maſkeraden-Miene, die zu der Karnevals-Periode, als der Zeit, wo ſie hier am häufigſten anzutreffen ſind, ziemlich paſſend iſt.

Die Männer ſind Leute von mittlerer Größe bey [ein]igen Völkerſchaften, und bey anderen über Mittel-Größe. [D]ie Weiber ſind ziemlich durchgehends mehr von ſtärkerm, [ku]rzem und unterſetztem Glieder-Bau. Ueber die Maaßen [di]ck und fett ſind dieſe Menſchen nicht, aber auch nicht dürr [un]d mager; ſie haben Knochen von gehöriger Stärke, [un]d ihr Körper-Bau iſt ziemlich feſt. Sie haben faſt alle-[ſa]mmt muſkulöſe und kräftige Beine. Ihre Geſichtszüge [ſi]nd ungemein ſprechend, beſonders bey den Männern; [u]nd dabey haben ſie gleichwohl gemeiniglich eine Miene [vo]n Aehnlichkeit unter einander, oder doch wenigſtens einen charakteriſtiſchen und auffallenden Zug, den man deutlich wahrnimmt, und der ſich nicht wohl genau beſchreiben läßt. Sie laſſen ſich zwar keine Sorge, keinen Kummer zu Herzen gehen, indem der Umkreis ihrer Gedanken äußerſt beſchränkt iſt oder zu ſeyn ſcheint; aber man glaubt doch in dem Ganzen ihrer Phyſiognomie, wenigſtens wenn ſie nicht vom Getränk erhitzet ſind, ein tiefdenkendes, und zugleich ein ſchwermüthiges Weſen wahrzunehmen. Die Farbe ihrer Haut kömmt der Farbe der Mulatten nah, und iſt nach Maasgabe des Alters, des Geſchlechts und der Nation kupfergelb oder minder farbig; wie denn bey Weibern und Kindern die Farbe nicht ſo dunkel iſt, wie bey den Männern, und gewiſſe Völkerſchaften durchgehends minder dunkle Geſichter haben, als andere. Ihre Haare, die ſie zum Theile verſchneiden, ſind bey manchen, wie ſchwarzer Agatſtein, hart, ſteif und dick; bey anderen ſind ſie das alles weniger, und bleichen ſich nur ſelten und ſpät im höchſten Alter. Ihre Zähne ſind ſtark und ſtehen in feſten Kinnladen. Die Männer haben von Natur nicht

viel Bart, (ſind aber nicht ſchlechterdings unbärtig,) und reißen ſich die wenigen Barthaare, die ſie haben, ſelbſt aus. Daher hält es hier ſchwerer, wenigſtens für uns, einen alten Mann unter ihnen nach den drey Merkmaalen, des Bartes, der Haare und der Zähne zu kennen und zu unterſcheiden, als bey den Weißen oder bey den Negern; und von hohem Alter findet man an ihnen weiter keine in die Sinne fallenden Kennzeichen, als die Krümmung des Leibes und das Wanken der Kniekehlen.

Dieſe beinahe nackenden Geſchöpfe, welche mitten in einer zuweilen ſtrengen Witterung, wo ſie eine kalte und regenvolle Nacht hindurch in kleinen Hütten voller Rauch, die mitten auf dem freien Feld aufgeſchlagen ſind, und in die von allen Seiten her nicht nur der eiskalte Nordwind, ſondern auch oftmals der Regen eindringt, Mangel an allem leiden, indem ſie, eigentlich zu reden, wie die Thiere, in den Tag hinein von dem leben, was ſie ſo eben finden können, (wie ſie denn auf ihren Vagabunden-Streifereien nicht den geringſten Reſerve-Vorrath bey ſich haben,) können uns nicht anders vorkommen, als wie höchſt unglückliche Weſen, welches ſie auch in unſern Augen wirklich zu ſeyn ſcheinen; und doch ſind ſie es in ihren eignen Augen nicht, wenigſtens nicht ſo ſehr, als wir es uns vorſtellen.

Hieran hat bey ihnen entweder gänzlicher Mangel an aller Bekanntſchaft mit den Freuden, die mit dem Leben in einer bürgerlichen Verfaſſung verbunden ſind, oder vielmehr der ihnen angeborne Widerwille gegen dieſen Zuſtand

Schuld, indem ſie ſich vor den Verbindlichkeiten und dem Zwange ſcheuen, die eine ſolche Verfaſſung den Menſchen auflegt; und ihr natürlicher Hang zu dem herumſchweiſenden und unzuverläſſigen Leben, das ſie führen, und an das ſie überdies von Kindesbeinen gewöhnt werden, erſtickt allem Anſcheine nach bey ihnen das Gefühl der Leiden, die einer ſolchen Lebens-Art ankleben, oder entſchädigt ſie auch wohl durch manchen Genuß, der zwar über unſere Begriffe geht, der aber darum für ihre Sinne nicht minder reell iſt. Und im Grunde dürfte doch wohl am Ende das Reſultat herauskommen, daß auf beiden Seiten, im Stande der Wilden ſo gut, wie in der geſellſchaftlichen Verfaſſung, alles gegen einander aufgeht, (ſo weit es dabey auf individuelle Glückſeligkeit ankömmt, verſteht ſich, und nicht in allen übrigen Folgerungen, die ſich aus beiderley, einander ſo ganz entgegen geſetzten Zuſtänden herleiten laſſen,) denn wir ſehen ja, daß mitten unter uns der Wilde eben ſo wenig geneigt iſt, ſich zu unſeren Sitten und Gewohnheiten zu bequemen, als der policirte Menſch, in der Hütte eines ſolchen Wilden, eine Neigung fühlt, die Lebens-Art deſſelben zu ergreifen, und ſich deſſen gänzliche Sorgloſigkeit eigen zu machen. Noch abzurechnen den Unterſchied, daß wir ſogar Ausnahmen von dieſer General-Regel in dem Uebertritt einiger Einzelnen aus der civiliſirten Verfaſſung ins Leben der Wilden, aber noch keine Ausnahme im umgekehrten Gange, keine Vertauſchung des letztgedachten Zuſtandes gegen erſtern erlebt haben. Auch nicht zu vergeſſen, daß der Selbſtmord, dieſe gewaltſame und verzweiflungsvolle That, die der Ueberdruß des Lebens und die drückende Laſt des Unglücks erzeu-

gen, bey den geſitteten Völkern ziemlich gemein iſt, hingegen die Wilden, ſo zu ſagen, nichts das mindeſte davon wiſſen.

Zudem ſind dieſe Menſchen ſo frey und unabhängig, als es zu ſeyn jemals möglich iſt; und dies iſt doch gewiß ein Gut, welches ſchon großen Uebeln die Waage hält. Allein dieſe Freiheit, dieſe Unabhängigkeit, auf die ſie einen ſo mächtigen Werth zu ſetzen ſcheinen, ſpornt ſie ſo wenig zur Arbeit, daß ſie ſie eher noch mehr davon abwendig zu machen ſcheint. Jagd iſt, wie gedacht, ihre liebſte Beſchäftigung, in wie fern ſie ihrer Trägheit und ihrer Neigung zum Herumſchweifen zuſagt; und Ackerbau dagegen iſt für ſie ein Gegenſtand des größten Widerwillens. Sie überlaſſen ihren Weibern, die freiwillig oder gezwungener Weiſe viel arbeitſamer ſind, als ſie ſelbſt, die Sorge für die wenig bedeutenden Pflanzungen von türkiſchem Weizen und andern Lebensmitteln, welche ſie bey wieder eintretendem Frühling auf dem Territorium ihrer Völkerſchaften anſtellen. So ſind die Weiber auch genöthigt, den Männern auf ihrer Karawanen-Reiſe ihr Reiſe-Geräthe, Säcke, Körbe, u. ſ. w. zu tragen, und dabey zugleich ihre Kinder, die dieſe unglücklichen Geſchöpfe noch an der Bruſt haben, auf den Rücken zu buckeln, wobey denn manche, unter das Gewicht ihrer Laſt gebeugt, noch obendrein allerley Beſchwerlichkeit von zwey bis drey größeren Kindern haben, die ſie bey ſich her laufen laſſen; da indeß die Männer gravitätiſch vor ihnen her mit leeren Händen und flinkem Rücken wandern, oder höchſtens eine elende Flinte und ein Säckchen voll Pulver und

Bley, nebſt einigen Blaſeröhre tragen, indem ihr Geſicht herrlich mit Zinnober angeſtrichen, und der Kopf mit poſſierlich zuſammen geordneten Federn bekränzet iſt. Nach der Art wie dieſe Männer gegen ihre Gattinnen verfahren, ließe ſich, wie es ſcheint, bey den Wilden noch leichter, als bey den geſitteten Völkern, in Anſehung des Verhaltens der Männer gegen die Weiber das Axiom anwenden: Das Geſetz haben die Stärkeren gemacht.

Sey dem, wie ihm wolle, ſo ſind dieſe Männer, ſo ſehr ſie auch Müſſiggänger im höchſten Grade, ſo rauh und hart ſie in der Behandlung ihrer Weiber, ſo rachgierig ſie gegen Jedermann, ſo ſehr ſie Bettler bis zur Ueberlaſt, ſo begierig ſie nach hitzigen Getränken, und folglich Trunkenbolde, ſo wenig ſie von allen Seiten betrachtet, fähig ſind, zum Stande der Civiliſirung zu gelangen, theils wegen des natürlichen Triebes, der ſie dieſem Stand abgeneigt macht, theils wegen ihres wenigen Verſtandes; ſo ſind ſie doch gleichwohl, überhaupt zu reden, bey allen ihren Laſtern und Mängeln keineswegs ſchadenfrohe und von Grund aus bösartige Weſen, eine einzige Völkerſchaft auszunehmen, die ihren Wohnſitz in der Nachbarſchaft der St. Bernhards-Bay nach den Gränzen von Louiſiana und Neu-Meriko zu hat; die, wie man ſagt, ausnehmend grimmig iſt, und ſogar aus Menſchenfreſſern beſteht, mit der aber die hieſige Kolonie nicht das mindeſte zu thun hat. Ich rede hier bloß von denen, die mit der ſpaniſchen Regierung in Verbindung ſtehen, und die man gewöhnlicher Weiſe in der Kolonie zu ſehen bekömmt, von der ſie einige innere, und rings um die von den Koloniſten ange-

bauten Ländereien her benachbarte Gegenden bewohnen, beſonders von den Tſchaktas. Bey dieſen iſt ein mit Gold oder Waaren beladener, mitten in ihren Dörfern, (ſo lange ſie nicht etwa von der Trunkenheit zu einer Unthat hingeriſſen werden,) viel ſicherer, als er es mit ſolchen Effekten in vielen Marktflecken und Gaſthöfen unſerer policirteſten Gegenden in Europa ſeyn würde. Er wird da freundlich, ohne den mindeſten Eigennutz von irgend einer Art, und ſogar mit einem gewiſſen Dienſteifer in den Weilern aufgenommen, von denen die am nächſten mit Neu-Orleans benachbarten der Nation oder Völkerſchaft der Tſchaktas gehören, welche ihre vornehmſten Wohnplätze einige und vierzig franz. Meilen weit von der Stadt jenſeits des Pontchartrain-Sees im Innern von Weſt-Florida hat.

Die Plage der Kinderblattern, und der Genuß hitzi-ger Getränke, von denen ihnen die eine ihrer äußerſten Unvorſichtigkeit und Nachläßigkeit zur wahren Peſt gereicht, und die andern des Uebermaaßes, mit dem ſie ſolche genießen, ein eigentliches Gift iſt, kurz, der Zutritt der policirten Völker und das Verkehr mit ihnen haben das Ihrige reichlich beigetragen, die Zahl dieſer urſprünglichen Einwohner des Landes ungemein zu verringern. Dieſe Entvölkerung iſt ſo groß, daß es ganze Völkerſchaften giebt, die, (wie, zum Beyſpiele, die Uaſchas-Nation, welche vor dieſem an dem Ufern des Sees dieſes Namens ſeßhaft war,) ſchon völlig verſchwunden ſind, indem ſie theils durch Krankheiten, durch Völlerey, und überhaupt durch die Folgen von ihrem Verkehr mit den

Europäern zu Grunde gerichtet und vertilget, theils auch wohl noch unter andere Völkerſchaften zerſtreuet ſind. Uebrigens iſt unter andern die Nation des Tſchaktas, die zahlreichſte von allen denen, die noch in dem Umkreiſe der Kolonie leben, nicht um den vierten Theil mehr ſo ſtark, wie ſie vor etwa hundert Jahren, als der Epoche der Stiftung hieſiger Kolonie war, und wird vielleicht in gleichem Zeit-Verlaufe gar nicht mehr vorhanden ſeyn. Man ſchätzt die jetzige Bevölkerung höchſtens noch auf funfzehn bis achtzehn tauſend Seelen.

Wenn ich ſage, der Eintritt der policirten Völker und das Verkehr mit denſelben haben auf allerley Weiſe die Entvölkerung hieſiger Länder verurſachet, und die Zahl der urſprünglichen Einwohner der Neuen Welt, (die wir, mit einem Mißbrauche des Ausdrucks, Wilde nennen, und die das in der That nicht ſind,) ungemein geſchwächt, ſo iſt dieſes eine ſo bekannte Wahrheit, daß man gar nicht weiter nöthig hat, dieſelbe durch neue Beobachtungen zu ihrer Begründung, oder durch Thatſachen zum Beweiſe zu demonſtriren. Und ich glaube ſogar mit gutem Grund hinzuſetzen zu dürfen, daß außer alle dem, was übrigens mit der allgemeinen Urſache, die ich hier angegeben habe, zuſammen hängt, ſchon der bloße Einfluß der neugeſchaffenen Bedürfniſſe, zu denen der policirte Menſch den Wilden gewöhnt, allein hingereicht haben würde, mit der Zeit eine ſolche Entvölkerung herbeyzuführen, wenn ſie nicht überdies noch durch das Zuſammentreffen ſo mancher anderer beſonderer Urſachen beſchleuniget worden wäre.

Dieſe mancherley Völkerſchaften zu civiliſiren, wä wie mich dünkt, und wie ich auch ſchon oben geſagt hab ein Unternehmen, das überaus ſchwierig wäre, überau langwierige Mühe erfodern, und doch vermuthlich unaus führbar gefunden werden würde; und die einzigen Han dels-Verhältniſſe, worin die Kolonie mit ihnen ſteh belaufen ſich bloß auf etwas Pelzwerk und andere nich viel bedeutende Dinge, die ſie ihr liefern.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Bemerkungen über die weißen Kreolen.

Von den drey Menſchen-Klaſſen, die in der Koloni wohnen, und die unter der ſpaniſchen Regierung, dere Unterthanen ſie ſind, eigentlich das Land geltend machen, ſind die Weißen, aus denen die Herren-Klaſſe beſteht, di vornehmſte.

Die Weißen, die in hieſiger Kolonie ſeßhaft ſind, be ſtehen größtentheils aus Kreolen oder ſolchen, die im Land gebohren ſind; und die Uebrigen, in geringerer Zahl, ſind, wie oben ſchon bemerket worden, ein Gemiſche von Fran zoſen, Spaniern, Teutſchen, Amerikanern, und einigen andern Ausländern.

Die Kreolen in Louiſiana, Männer und Weiber, ſind

durchgehends von Mittel-Größe und ziemlich gut geſtalteter, jedoch mehr ſtämmiger, als ſchlanker Bildung; zwar wenig farbig, aber doch nicht bleich (teint plombé). Sie ſind eher blond, als braun, (ausgenommen eine kleine Anzahl Kreolen in der Stadt, die von ſpaniſchen Vätern abſtammen,) und ihre, in der Kindheit durchgängig blonden Haare bleiben auch hernach blond, oder werden kaſtanienbraun.

Die Weiber in dieſem Lande, die man zu der Zahl derer rechnen kann, welche von der Natur vorzüglich begünſtiget ſind, haben eine Haut, die zwar nicht blendend weiß, aber doch ſchön genug iſt, um ihnen einen Reiz mehr zu geben; Geſichtszüge, die zwar nicht ganz regelmäßig ſind, aber doch ein angenehmes Ganze bilden; einen ziemlich artigen Hals; einen Wuchs, der Kräfte und Geſundheit ankündigt; und, was ihnen vorzüglich eigen iſt, und wodurch ſie ſich vortheilhaft auszeichnen, lebhafte und ſprechende Augen, wie auch prächtige Haare.

So ſteht es ungefähr mit dem Aeußerlichen der hübſchen Weiber dieſes Landes, das ihrer eben nicht überflüſſig viele liefert, und in dem übrigens die Schönen ſehr ſelten ſind. Was den gemeinen Haufen vom weiblichen Geſchlechte betrifft, ſo kann man der Mühe, ihrer beſonders zu gedenken, überhoben ſeyn; es ſind Weiber, und das iſt alles. Unter einer Geſellſchaft von zwanzig jungen Weibern oder Mädchen kann man die mehreſten Male ihrer zehn antreffen, die weder hübſch, noch häßlich ſind, fünf Häßliche, vier Artige, und kaum eine Schöne. Uebri-

gens findet man hier zu Lande bey den Weibern insgemein nicht viel guten Anſtand, nicht viel Annehmlichkeiten, nicht viel von dem gewiſſen ich=weiß=nicht=was, das ſich zwar ſehr gut empfinden, aber nicht beſchreiben läßt. Nächſtdem haben die hieſigen Weiber meiſtens eine kreiſchende gellende Stimme, die dem ſchönen Geſchlecht übel anſteht, und für ein Ohr, das ihrer nicht gewohnt iſt, nichts weniger als einnehmend klingt. Hierbey iſt noch zu bemerken, daß die Phyſiognomie, dieſer Spiegel der Seele, bey beiden Geſchlechtern mehr ehrliche Einfalt, als Herzens-Güte, mehr Dünkel, als Hochmuth, mehr Schlauigkeit als durchdringenden Verſtand ankündigt, und insgemein weder geiſtreich, noch ſonſt auszeichnend iſt. Im Uebrigen ſieht man bey hieſiger Kolonie wenig Kreolen vom männlichen und weiblichen Geſchlechte, die mit Leibes-Gebrechen behaftet, lahm, bucklich, u. ſ. w. wären. Aber beide Geſchlechter verlieren, wie wir ſchon oben, wo die Rede vom Klima war, angemerkt haben, leicht bey guter Zeit die Zähne; und manche unter ihnen werden mit Haut-Krankheiten, als Flechten, Krätze, und ſogar mit dem Ausſatze befallen, lauter Anſtöße, die man, wie die Leute ſagen, vor dem Aufenthalte der Spanier im Lande gar nicht gekannt hat.

So viel vom Phyſiſchen. Was das Moraliſche anlangt, ſo iſt davon noch viel mehr zu ſagen. Einige vorläufige Bemerkungen, die dahin gehören, werden uns näher zur Unterſuchung und Entwickelung dieſes Gegenſtandes führen.

Louiſiana iſt vom erſten Anfange her bis auf heu-

gen Tag beſtändig ein mehr oder weniger armes Land
weſen, und dies wird es auch, im Ganzen betrachtet, mmer bleiben — und dies theils wegen der wenigen ittel, die der ſumpfige Boden deſſelben darbietet, in- m es, da nur mäßige, einzeln hier und da zerſtreut, er in enge Gränzen eingeſchloſſene Striche Landes iebt, welche bewohnet und angebauet werden können, heils auch wegen ſeiner, dem Handel nach dem Aus- lande nichts weniger als günſtigen Lage, in der tiefſten Abgelegenheit des mexikaniſchen Meerbuſens, jenſeits icht recht ſicherer Striche der See hin, dabey auch von inem gefährlichen Zugange, wo es überdies nur eine einzige Handels-Niederlage, fünf und dreißig franz. Meilen weit von der faſt verſtopften Mündung eines Stromes giebt, dennoch der einzige Weg, mit Schif- fen zu den Pflanzſtätten der Kolonie zu gelangen, und auf dem man obendrein nur mit Mühe und langſam herauf kommen kann *).

Dieſes an und für ſich elende Land hat zu ſeinen erſten Koloniſten nur Leute ohne Vermögen gehabt, Fran-

*) Nur eine thätige Völkerſchaft, wie vor mehreren Jahrhunderten die Belgier und Batavier waren, hingepflanzt; ſo kann und wird und muß Luoiſiana ganz ſo bewohnbar und fruchtbar wie Batavien jetzt iſt, werden, und wird mit dem nahen Meere vermuthlich bey weitem nicht ſo viel zu kämpfen haben, wie Batavien. Nur zum bloßen Zwiſchenhandel zwiſchen anderen Völkern iſt Hollands Lage vortheilhafter. Immer wäre Louiſiana für England, Preußen u. ſ. w. zur Diebs-Colonie beſſer, als Botany-Bay und Sibirien. A. d. Ueb.

zoſen oder Teutſche, die arm hier angekommen, und auch geblieben, oder doch wenigſtens zu einem Le... von überaus enge beſchränkter Mittelmäßigkeit gezwu... gen ſind — mit bloßer Ausnahme einiger Regierung... Beamten und etlicher monopoliſirenden Handelsleute. ... hat es um die Lage dieſer Kolonie ſchon unter franz... ſcher Regierung geſtanden; eine Lage, die ſich nur ... in den neueſten Zeiten, ſeitdem die Kolonie ſpaniſch ... worden iſt, in etwas gebeſſert hat; und dies theils du... den Schleichhandel, den die Engländer auf dem Stro... an dem ſie einige Pflanzſtätte beſaßen, trieben, the... noch ganz neuerlich durch die Folgen des Krieges, d... ſo eben ein Ende genommen hat, der wegen der Be... ſitzungen, welche die Vereinigten Staaten oben am Strom... haben, die amerikaniſche Flagge und den Handel dieſe... Nation, ungehinderter als anderwärts, hierher gelo... und gezogen, und die Kulturen, die durch jenen Krieg... zuſtand in ſo vielen andern Gegenden vernichtet und ge... lähmt wurden, nicht nur unterſtützet, ſondern ſogar ver... mehret hat. Vor obgedachten neueſten Zeiten befand ſich demnach die hieſige Kolonie in einem kränklichen und kümmerlichen Zuſtand, indem ſie von dem ganzen übrigen Erdboden ſo ganz gleichſam abgeſchieden geblieben war, daß es in Frankreich eine Zeit gab, wo man, nur das Ende der Welt ſprichwörtlich auszudrücken, den Miſſiſſipi nannte *). Seitdem die ſpaniſche Regierung das Land beſitzt, hat ſich die Kolonie zwar von jenem ſchwa-

*) Ich dächte wohl, das berufne Lawſche Syſtem, die Miſſiſipi-Actien, und deren Vernichtung durch einen — wenigſtens un-

en und kränklichen Zuſtande mit Hülfe der anſehnli- en Summen, welche dieſe Regierung ins Land verwen- et hat, unter Begünſtigung des Handels der Ausländ- er, und durch glückliche Umſtände allerdings erholet; ber aller dieſer vortheilhaften Zufälle, aller dieſer ver- inigten Mittel ungeachtet haben ſich doch niemals das emächliche Auskommen, und noch weniger die Wohlha- benheit, (welche ſich hier bloß bey einer kleinen Anzahl von Beamten der Regierung, bey Negocianten und Plan- tagen-Beſitzern findet,) über das Land verbreitet; und die Koloniſten darin ſind bis auf heutigen Tag über- haupt arme Leute.

Aus dem, was ich hier geſagt habe, ergiebt ſich, daß die Kreolen im Lande, da ſie beinahe ſammt und ſonders von Aeltern von niedriger Herkunft abſtammen, welche in dieſen Winkel der Welt gekommen waren, ihr Glück zu ſuchen, und es nicht gefunden hatten, und da ſie folglich in Nöthen, in der Unwiſſenheit und Unge- ſchliffenheit aufgewachſen und groß gezogen ſind, noth- wendiger Weiſe das Gepräge davon behalten haben müſ- ſen; mit Ausnahme der Wenigen unter ihnen, die ihre Aeltern, weil ſie ſelbſt mehr Erziehung genoſſen hatten, oder durch einige Wohlhabenheit zu etwas beſſerer Denk- und Lebens-Art gelanget waren, haben in Europa er-

überlegten Schritt des damaligen Regenten, wären ein natür- lich näherer Anlaß zu der hier erwähnten Redensart geworden. Was im J. 1719 geſchehen war, ſcheint der Vf. hier vergeſſen zu haben. A. d. Ueb.

ziehen laſſen können. Daher haben denn auch, dieſe Ausnahme abgerechnet, welche hier zu Lande ſehr ſtark in die Augen fällt, die meiſten Kreolen in Louiſiana die Laſter und Mängel an ſich, die mit der Art, wie ſie gemeiniglich erzogen worden ſind, zuſammen zu hängen pflegen. Sie ſind ungeſchliffen, neidiſch, eigennützig, geitzig, anmaßlich, höhniſch, unempfindlich, verſtellt, tadelſüchtig, praleriſch, und mehr, als dies alles, völlige Ignoranten, (viele unter ihnen können ſogar nicht leſen und ſchreiben,) und gefallen ſich in ihrer Unwiſſenheit ſo herzlich wohl, daß ſie bey weitem lieber mit einer Jagdflinte, als mit einer Schreibfeder umgehen, lieber eine Piroge rudern, als einem Schreibtiſche zu nahe kommen mögen. Einer von den Leuten, die ich hier ſchildere, ſagte eines Tages in meinem Beyſeyn offenherzig, das ſicherſte Mittel, das man hätte, bald einzuſchlafen, wäre nach ſeinen Gedanken, daß man ein Buch aufſchlüge. Ein Anderer hegte eine ſolche Antipathie gegen alles, was von der Buchdruckerkunſt herkömmt, daß man ihm nur ein gedrucktes fliegendes Blatt, eine bloße Zeitung zum Leſen anbieten durfte, um ihn auf der Stelle loszuwerden, und zu machen, daß er mit großen Schritten davon lief. Ein dritter hingegen, der ein großer Liebhaber vom Leſen, und dieſer Beſchäftigung vielleicht gar zu eifrig ergeben iſt, wurde neulich vor meinen Augen und Ohren für eine Art von Narren, für einen verrückten Kopf erkläret. Mit einem Wort, eine Bibliothek iſt hier zu Lande, dünkt mich, eben ſo ſelten, als der Vogel Phönix; und man trifft ſo wohl in der Stadt, als auf dem Lande weiter keine Samm-

lung von ausgewählten Büchern, als bey einer kleinen Anzahl Franzoſen, die in der Kolonie anſäßig ſind.

Zu Beſtätigung deſſen, was ich ſage, will ich ein Factum anführen, das zwar an ſich nicht von Wichtigkeit, aber doch charakteriſtiſch iſt. Ein General-Statthalter von franzöſiſcher Herkunft, Herr von Carondelet, fand vor einigen Jahren für dienlich, zu Neu-Orleans Erlaubniß zu Anlegung einer Buchdruckerey, und zur Herausgabe einer Zeitung zu geben, die den Titel le Moniteur de la Louisiane führte, und in der allerley Nachrichten im Betreff des Handels, der Kultur, und anderer gemeinnützigen Sachen eingerückt, dabey auch den politiſchen Neuigkeiten ein Platz eingeräumt werden ſollte. Unſere Kreolen ſind durchgehends überaus neugierig, und ſehnen ſich beſonders nach ausländiſchen Neuigkeiten. Zudem iſt auch dieſes Blatt ziemlich gut geſchrieben. Zu Folge des allen war denn zu vermuthen, daß ſich ſogleich Abonnenten in Menge zu dieſem Kolonial-Blatte melden würden. Aber was geſchah? Von dem Herausgeber ſelbſt habe ich die Verſicherung bekommen, daß er es vom erſten Anfange der Herausgabe ſeines Blattes bis auf heutigen Tag nie höher, als auf achtzig Abonnenten zugleich, hat bringen können, von denen die mehreſten obendrein Europäer oder Ausländer ſind. Knickerey auf einer, Widerwille gegen alles Leſen auf der andern Seite, das iſt es, was unſere Kreolen davon abſchröckt; und nach dieſem einzigen Zuge kann man ſich alles Uebrige vorſtellen. Uebrigens muß man wohl glauben, daß die ſpaniſche Regierung, da ſie den

Geſchmack an der Literatur im Lande nicht einge[illegible] gefunden hat, denſelben wenigſtens nicht in Aufnah[illegible] gebracht habe. Wer demnach von der Neigung zu Stu[illegible] dien und ſchönen Wiſſenſchaften belebt iſt, meide ja de[illegible] Aufenthalt in Louiſiana. Für die Muſen iſt die Lu[illegible] dieſes Landes tödtlich.

Die Kreolen leben iſolirt in ihren Plantagen, halte[illegible] wenig Umgang, haben wenig Verkehr mit einander, nic[illegible] einmal mit denen, die durch die Bande der Blutsverwand[illegible] ſchaft mit ihnen verbunden ſind, und beſuchen einande[illegible] ſo zu ſagen, nur wenn's ihnen von ungefähr einma[illegible] einfällt. Wenn eine ſo iſolirte Lebensart nicht außer[illegible] dem durch die Reize der Literatur, durch die Vergnü[illegible] gungen, die mit einer anmuthigen ländlichen Lage, mi[illegible] maleriſchen und anziehenden Gegenden und Ausſichten, mit ländlichen Luſtbarkeiten zuſammen hängen, aufge[illegible] heitert wird; kann ſie wohl in allen Rückſichten nich[illegible] anders als verdrüßlich ſeyn; und des ungeachtet ſin[illegible] die Kreolen in Louiſiana, (verſteht ſich, die darunter, die in ihrem Leben nicht aus ihrem Winkel gekomme[illegible] ſind,) unbeſchreiblich für ihr trauriges und einförmige[illegible] Land eingenommen, oder thun doch wenigſtens, al[illegible] wären ſie es, und legen ihm ganz ausnehmende An[illegible] nehmlichkeiten bey. Doch darüber darf man ſich nich[illegible] wundern. Halten doch der unempfindliche Lappländer und der plumpe Hottentotte ihr elendes Vaterland eben[illegible] falls für das ſchönſte Land in der Welt, und ziehen e[illegible] jedem andern Aufenthalte vor!

Nächſtdem werfen ſich unſere Kreolen mächtig in di[illegible]

Brust, wenn die Rede von ihrer ausgebreiteten Verwandtſchaft, und von einem ganzen Haufen von Blutsfreunden iſt, die ſie gleichwohl in ganzen Jahren nicht zu ſehen bekommen, ob ſie gleich nur ein Paar franz. Meilen weit aus einander wohnen. Und wenn ſich dann ein Sterbefall in einer ſolchen weit verbreiteten Familie ereignet; ſo iſt es unverbrüchliche Regel und Obſervanz, daß ſich die ganze Freundſchaft, bis zum ſiebenten Grad, in Trauer kleidet, welche ſie mehr oder weniger lange, als ein in die Augen fallendes Zeichen ihres Leidweſens um das Abſterben einer Perſon trägt, die bey Lebzeiten von den mehreſten ihrer zahlreichen Anverwandten kaum gekannt ward, und für die gewiß damals kein einziger unter ihnen ſich auf eine Art, die ihr hätte zum Vortheile gereichen können, zu verwenden Luſt gehabt haben würde.

Unbekümmert um alles, was nicht gerade ſie ſelbſt betrifft, und im höchſten Grad egoiſtiſch, betrachten ſie alles bloß in Beziehung auf ihre eigene werthe Perſon, und nichts in Beziehung auf andere. Dabey ſind ſie gegen ihres gleichen tadelſüchtig und ungehobelt zutraulich, erwarten und fordern von Geringern große Ehrfurcht, behandeln ihre Sklaven mit Härte, und bezeigen ſich gegen Fremde unfreundlich und nichts weniger, als gaſtfrey; kurz, ihr ganzes Benehmen und alle ihre Verhältniſſe gegen einander beruhen lediglich auf ihren Grundſätzen, und richten ſich darnach. Dieſe mancherley Grundſätze aber haben ihre Quelle in ihrer Eigenliebe und ihrem perſönlichen Intereſſe, den mächtigſten Triebfedern faſt zu alle dem, was ſie thun und laſſen, auch ſogar zu dem,

was Andern höchſt gleichgültig zu ſeyn ſcheint, was man aber, wenn man es genau unterſucht, für ſie nicht mehr gleichgültig findet.

Was noch beſonders an ihnen zu bemerken iſt, iſt die ſeltſame und wahrhaftig originelle Art, wie ſie ſich gegen jeden, der das erſte mal in ihr Land kömmt, benehmen. Da ſie, wie ſchon gedacht, außerordentliche Liebhaber von Neuigkeiten ſind; ſo laufen ſie denſelben mit einer gewiſſen Hitze nach, die immer nur ihrem Eigennutz untergeordnet bleibt. Ein neu angekommener Fremdling ſcheint für ſie auf einmal ein außerordentliches Weſen, eine Art von neu erworbenem Eigenthume zu ſeyn, welches ſie nach ihrer Weiſe genießen. Sie beſchauen ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, bekomplimentiren ihn, erweiſen ihm die größte Höflichkeit, und wär' er auch der ärgſte Dummkopf, ein wahrer Midas mit Eſels-Ohren; ſo wird er doch von den albernen Tröpfen am Miſſiſſipi in den erſten Zeiten ſeines Aufenthaltes, und ſo lange er für ſie den Zauberreiz der Neuheit hat, darum nicht minder mit der äußerſten Achtung angeſehen. Aber bald hernach wird eben dieſer Fremdling, der nur für dieſe Leute nicht mehr fremd iſt, wäre er auch ein Mann von noch ſo ſeltnen und überwiegenden Verdienſten, in ihren Augen weiter nichts ſeyn, als ein Weſen ohne Werth, ein gemeiner unbedeutender Menſch — es wäre denn, daß er große Figur macht, und ein Vermögen auskramte, welches zwar ihren Neid rege macht, aber doch nichts deſto weniger ihre Achtung auf ſich zieht. Außerdem verfällt ein Fremder, der nicht mit dieſem kräftigen Mittel zu

htungsbezeugungen verſehen, und von dem Reize der euheit entblößet iſt, in ihren Augen, ich kann nicht agen, ins Nichts, ſondern in eine Ungnade, welche wegen der ärgerlichen Folgen, die für ihn daraus entſtehen, nd die am ſtärkſten beweiſen, wie weit hier die rohe Uneundlichkeit getrieben wird, noch ſchlimmer iſt, als nichts. lsdann läßt ſich auf ihn einiger Maaßen die Fabel vom rbenden Löwen anwenden, der jedem Stücke Vieh zur elſcheibe dient, und der endlich noch von dem Eſelshufe n Gnadenſtoß empfängt. Dann giebt es keinen noch ſo chtswürdigen Schuft, der ein Kreole von dieſer ungezonen Kolonie iſt, der Zeit ſeines Lebens weiter nichts als e Ufer des Miſſiſſipi geſehen, nie ander Waſſer, als aus eſem Strome, getrunken hat, der nicht nach dem Beipiele der Angeſehenſten unter ihnen, und dem Eſel in der abel gleich ein Recht zu haben dächte, einen unglücklichen remdling, ſogar einen Franzoſen, einen Koloniſten, wie r iſt, der ſich aus dem Umſturz und den Metzeleien in St. Domingo gerettet, und ſeine Zuflucht mit einigen wenigen Trümmern von ſeinem Vermögen nach hieſigem Lande genommen hat, zu mißhandeln; und dies bloß, weil der Schuft in ſeinem Vaterlande, der Fremde aber außer dem ſeinigen lebt; weil ſich jener darin von andern Schuften umgeben und unterſtützet fühlt, dieſer hingegen darin iſolirt iſt, und von den Verwaltern der Staats-Gewalt nicht ſo wohl geſchützt, als vielmehr gehudelt wird. Ich will hier die Anekdote von einem Vorfall erzählen, der ſich, ſo zu ſagen, vor meinen Augen zugetragen hat.

Eine Negerin in Dienſten einer ausländiſchen Fami-

lie, welche ein Paar franz. Meilen weit von der Stadt ein Landhaus zur Miethe hatte, meldete ſich mit einem ſchriftlichen Erlaubnißſcheine von ihrem Herrn bey dem Eigenthümer einer benachbarten Plantage, einem Kreolen des Landes, legte ihm ihren Schein vor, und bat ihn um Erlaubniß, daß ſie zu ſeinen Sklaven in die Hütte gehen, und einige zum Gebrauche der Negern dienliche Kleinigkeiten an ſie verhandeln dürfte; eine Erlaubniß die hier abzuſchlagen, gar nicht Sitte iſt, und die ſie auch wirklich, freilich aber bloß mündlich, erhielt. Sie gieng alſo ein paar Male hin; aber da ſie das dritte Mal kam, wurde ſie um ſieben Uhr des Abends von dem Verwalter der Plantage angehalten, einem groben Diener des kleinen Deſpoten, dem die Plantage gehörte — beides ein Paar Teutſche, der eine von Geburt, und der andere von Her kunft, und alle beide, wie Teutſche, (verſteht ſich, unge zogene Teutſche) Erz-Grobiane. Die arme Negerin be rief ſich umſonſt auf die zweyfache Erlaubniß, die ſie nicht allein von ihrem Herrn, ſondern auch von dem Herrn der Plantage ſelbſt, wo man ſie jetzt anhielt, bekommen hatte; aber ihre Entſchuldigung war vergeblich, und es half ihr nichts, ſich ſo bündig zu rechtfertigen. Der teutſche Herr Verwalter ließ ſie mit dem Bauch auf die Erde ſtrecken, ihr den Unterrock bis auf über die Lenden heraufſchürze[n] und fünf und zwanzig Hiebe mit der Peitſche auf den bloß[en] Hintern zuzählen. Jedoch war der Neger-Kommandeu[r] dem er dieſe Exekution anbefohlen hatte, menſchlich[er] als der weiße Schinderknecht; er nutzte die Dunkelh[eit] der Nacht, die ſich ſo eben zu verbreiten begonnte, u[nd] hatte die Geſchicklichkeit, faſt alle Peitſchenhiebe auf d

Erde treffen zu laſſen — ungefähr wie Sancho, da er zur Entzauberung der Dulcinea ſchritt; und darauf wurde ſie entlaſſen.

Da der Herr der Regerin von ihr den Bericht von dieſer niederträchtigen Gewaltthätigkeit vernahm, ſchickte er gleich des folgenden Tages in aller Frühe ſeinen Sohn hin, wider den Verwalter bey dem Pflanzer zu klagen, der aber über dieſe Klage ein pöbelhaftes Hohngelächter aufſchlug, und mit der Miene völliger Zufriedenheit zur Antwort gab, der Verwalter hätte das auf ſeinen Befehl gethan, und hätte es ganz recht gemacht. Und da ihm der junge Menſch mit Hitze ins Geſicht ſagte, ein ſolches Verfahren gegen einen Nachbar, und beſonders gegen einen Fremden, der ihm nichts zu Leide gethan habe, womit er es hätte verſchulden können, ſchickte ſich nicht für einen rechtlichen Mann, und wäre von allen Seiten betrachtet ſtrafbar; ſo antwortete jener, wo nicht ganz den Worten nach, wenigſtens doch in Worten, die gleichviel ſagten, mit auffahriſchem Tone: „Mag doch meinethalben Ihr Vater ſeine Klage anhängig machen, wo er will! Ei! zum Henker, was wird denn draus werden? Ich habe dreißig Jahre in der Kolonie gelebt, und Er iſt erſt zwey Jahre hier.“ Und freilich konnte er wohl mit Recht ſagen, er hätte dreißig Jahre in der Kolonie gelebt; denn der Limmel war darin geboren, und in ſeinem Leben nicht heraus gekommen. Und nach einem ſolchen abſcheulichen Verfahren konnte er ſein Werk nicht beſſer krönen, als mit den angeführten Worten, welche die Lage der Dinge in dieſem Lande, und die Achtung, die gegen

darin wohnhafte Fremde bezeuget wird, nach dem Leben schildern: ich habe dreißig Jahre in der Kolonie gelebt, und Er iſt erſt zwey Jahre hier. In der That, eine treffliche Manier, ehrliche Leute zu bereden, daß ſie aus ihrem Vaterlande gehen, mit ihren Mitteln oder Talenten die Meere durchſchiffen, um ſich hier in einen Froſchpfuhl einzuſperren, und ſich mitten unter einem Schwarme von Gewürmen und giftigen Inſekten von allerley Art und Geſtalt, wo noch dazu die ſchöne und ehrwürdige Gaſtfreiheit ſo ſchmählig mit Füßen getreten wird, lebendig zu begraben!

Ich will den Louiſianer Kreolen nicht eben Feigherzigkeit Schuld geben; aber es hat ſich doch, mit einem Worte, während des unlängſt glücklicher Weiſe geendigten Krieges, und unter den armen, zahlreichen und müßigen jungen Leuten, die in der Kolonie wohnen, (ſieben bis acht Kreolen abgerechnet,) Niemand gefunden, der ſich hätte einfallen laſſen, ſie aus ihrem ewigen Müſſiggang entweder auf dem Wege des Handels, oder wenigſtens dadurch heraus zu reißen, daß er mit einigen bewaffneten Fahrzeugen die kleinen Korſaren, welche alle Augenblicke ihre Küſten anfielen, vertriebe, wie die Kreolen auf den Inſeln unter dem Wind, und namentlich die in Martinique jedes Mal, ſo bald ſie nur unter ihrer National-Flagge ſchiffen und fechten konnten, gethan haben. In dieſer Rückſicht kann man alſo die Louiſianer Kreolen zum wenigſten der Sorgloſigkeit beſchuldigen, und glauben, daß es ihnen eben ſo ſehr an Kraft, als an reellem Pa-

triotismus fehle, da ſie doch Unterthanen einer Regierung ſind, die nun ſeit ſechs Jahren her die innigſte Bundesgenoſſin Frankreichs iſt, und mit Frankreich gemeine Sache macht; ob ſie ſich gleich laut rühmen, daß ſie im Herzen gut franzöſiſch geſinnt wären, und bis heutigen Tag mit Leib und Seele Theil an Frankreichs Kriegsglück, und an dem Siege der franzöſiſchen Revolution genommen hätten.

In der That hab' ich Urſache, zu glauben, es ſey eine Folge von der Regierungsart, unter der dieſe Kolonie ſo wohl zur Zeit der Franzoſen, als ſeitdem die Spanier darin herrſchen, geſtanden hat, wenn die hieſigen Kreolen größten Theils keine moraliſche Kraft haben, und überhaupt weiter keines tiefen Gefühles fähig zu ſeyn ſcheinen, als desjenigen, welches mit ihrem perſönlichen Eigennutze zuſammenhängt, dem einzigen, welches im Stande iſt, ſie zu beleben und wohl gar über ſich ſelbſt zu erheben. Dem zu Folge kann ſich das Maaß ihres angeblichen Patriotismus, und der Anhänglichkeit, die ſie gegen ihr altes Vaterland Frankreich zu hegen vorgeben, unmöglich weit her ſeyn.

Hat man doch geſehen, daß ſie nach einer Aufwallung der Gemüther, die nichts Geringeres als verzweifelte Maaßregeln zu verkündigen, und einen gewaltſamen Ausbruch zu prophezeien ſchien, ſo gleich dem Joche, welches ihnen der grimmige Orelly brachte, (den ſie, laut ihres eignen Geſtändniſſes, ohne große Mühe ſamt ſeinen Trabanten hätten aus dem Lande jagen können,) von freyen

Stücken entgegen gekommen ſind, und ſchändlicher Weiſe, unter dem tiefen Schweigen des Schreckens, vor ihren Augen und in ihren eigenen Wohnungen unglückliche Landsleute haben aufopfern laſſen, die zum Theil Opfer des blinden Zutrauens waren, welches ſie in ihre kleinmüthigen Mitbürger geſetzt hatten. So hat man auch nur vor ein Paar Jahren noch geſehen, nachdem ſie ſich maſchinenmäßig geregt, ſich zu verſchiedenen Verſammlungen verbunden, und einander endlich gar Traktamente gegeben hatten, bey denen die albernen Tröpfe im Beiſeyn ihrer Sklaven, aus vollem Halſe, mit unbegreiflicher Unbeſonnenheit die franzöſiſchen Hymnen ſangen, in denen die Rechte des Menſchen geprieſen wurden, nach ſolcher eiteln Pralerey und ſolchem tobenden Geräuſche, ſag' ich, hat man doch geſehen, daß ſie mit einmal wieder in ihre Schneckenhäuſer krochen, und ſich unter die Zuchtruthe der ſpaniſchen Regierung, wie eine Heerde Schaafe unter den Stock des Hirten beugten, ſo bald ſie aus einigen ſtillen Bewegungen, einigen partiellen Unruhen in ihren Werkſtätten zu errathen begonnten, daß die Neuerungen, auf die ſie ſich ſo viel zu Gute thaten, auch wohl auf die Gemüther der Menſchenklaſſe, die ihrer Gewalt unterthänig war, einigen Eindruck machen, und dem Sklaven ſo gut, wie dem Herrn, den Kopf warm machen könnten.

Ja ſelbſt im gegenwärtigem Zeitpunkte, in einer Epoche, die ſo intereſſant und merkwürdig iſt, als es jemals eine gegeben hat, kurz, in der Epoche des allgemeinen Friedens in der alten und neuen Welt, nachdem ſie neun Jahre hinter einander durch einen erbitterten

Krieg gequält und zerfleiſchet worden ſind, hat die Nachricht davon, die ſeit zwey Monaten in die hieſige Kolonie gelanget iſt, nichts weniger als einen lebhaften und tiefen Eindruck gemacht; eine Nachricht von einer ſolchen Begebenheit, die doch ganz eigentlich dazu gemacht war, alle fühlende Herzen, und inſonderheit alle gute und ächte Franzoſen in die Freude des Entzückens und Vergnügens zu verſetzen. Hier iſt die Wirkung, welche dieſe Nachricht bis jetzt thut, keine andere, als eine unbeſtimmte Aengſtlichkeit, eine Ebbe und Fluth von Vorſtellungen, die alleſammt mit dem perſönlichen Eigennutze der weißen Kreolen zuſammen hängen, kurz, eine Art von Erſtarrung, welche die Gedanken im Zügel hält, und gemacht hat, daß jene Nachricht, welche Frankreich und deſſen Kolonien mit Empfindungen und Bezeugungen der größten Freudigkeit aufgenommen haben, hier ſo zu ſagen mit ſaueren Geſichtern aufgenommen worden iſt. Das kann man hier dermalen bey den Louiſianer Koloniſten ohne Mühe wahrnehmen. Alles iſt hier trübſinnig, froſtig, in ſich ſelbſt gekehrt, ſo wohl in der Stadt, als auf dem Lande, ſo wohl bey den Handelsleuten, als bey den Plantagen-Beſitzern. Da ſieht man keine Freude und keinen Frohſinn, weder öffentliche noch Privat-Luſtbarkeit, welche der Feyer dieſer beglückten Begebenheit gewidmet wäre, ungeachtet wir gerade in der Zeit der Bälle und der Schauſpiele (im Karneval) leben, ſonſt der einzigen Zeit, wo man ſich hier zu Lande etwas luſtig zu machen pflegt, wo man ordentlicher Weiſe aus dem alltäglichen Gleiſe des unempfundenen und einförmig langweiligen Lebens heraustritt, welches zu jeder andern Jahreszeit hier geführt wird, und

die überdies eben in dieſem Jahre länger, als in den vorherigen, und mithin den Luſtbarkeiten deſto günſtiger geweſen iſt. Augenſcheinlich hat dieſe Nachricht hier eine ſo unwillkommene Senſation gemacht, daß darüber ſogar einige Privat-Traktamente, die man im voraus und ſchon lange vorher während des Karnevals zu geben willens geweſen war, ſo ganz rückgängig geworden ſind, daß namentlich auf dem Lande, wo doch ſonſt kein Winter hingeht, in dem ihrer nicht mehrere gegeben werden, keine einzige Statt gehabt hat.

Die Handelsleute, die faſt alleſammt Engländer, Amerikaner, oder Franzoſen, (Agenten der einen, wie der andern) ſind, erblicken in der bevorſtehenden Zukunft nichts beſſeres, als eine Veränderung, die ihrem Intereſſe zuwider iſt; und die Plantagen-Beſitzer, die mit dieſer Nachricht in Gedanken die Gerüchte verbinden, welche hier herum gehen, daß Spanien die hieſige Kolonie an Frankreich abgetreten habe, und die nicht gern anders wieder Franzoſen werden wollen, als unter vortheilhaften Bedingungen, (wenn ſie nämlich beim Tauſche gewinnen, und, wie man zu ſagen pflegt, gute Sache machen können,) ſind dermalen von alle dem, was in den franzöſiſchen Kolonien geſchehen, und eine eben ſo unvermeidliche als klägliche Folge von den neuen Grundſätzen iſt, die das Mutterland angenommen hat, umſtändlich benachrichtiget. Eben die Nachrichten hiervon haben ihnen einen Floh ins Ohr geſetzt; und nun ſtehen ſie, wegen der bevorſtehenden innern Verwaltung der Kolonie, und wegen der gedachten Grundſätze und der Folgen derſelben, die zu

dem Geiſte des Egoismus und perſönlichen Eigennutzes, der das Weſen ihrer Denkungsart ausmacht, durchaus nicht paſſen, in der entſetzlichſten Furcht, daß dieſer Regierungs-Wechſel auch eine Aenderung im Kolonial-Syſtem mit ſich bringen werde, falls Frankreich nicht, ehe der Wechſel noch eintritt, völlig von dieſen Grundſätzen abgeht. Dies iſt in dieſer Rückſicht gegenwärtig die herrſchende Art und Weiſe, zu ſehen und zu denken, bey den Pflanzern, von denen ihrer wenigſtens drey Viertel Kreolen ſind; und ich kann dieſes füglich ſagen, da ich an Ort und Stelle lebe, und ſelbſt Augenzeuge von dem bin, was ich von dieſer Sache mit der ſtrengſten Unparteilichkeit berichte.

„Aber eben dieſe Pflanzer," wird man vielleicht einwenden, „haben doch ſchon mehr als ein mal darum angeſucht, daß ſie wieder unter ihre ehemaligen Regierung „vereiniget, wieder franzöſiſch werden möchten. Ja was „noch mehr ſagen will, es iſt ſeit der Epoche der Revolu„tion ſogar in ihrer aller Namen, und gerade zu dieſem „Zweck öffentlich eine Bittſchrift erſchienen, die von einem „Mitgliede der Geſellſchaft der Freunde der Konſtitution, „von Des-Odoarts-Fantin, *) als Agenten der Ko„lonie, abgefaßt und unterſchrieben war." Das hat ſeine Richtigkeit, allein man darf nur in Gedanken das verſchiedentliche Datum dieſes mehrmaligen Anſuchens, und be-

*) Von dieſer Bittſchrift iſt, meines Wiſſens, dem teutſchen Publikum nichts bekannt geworden.

A. d. Ueb.

ſonders das Datum der erwähnten Bittſchrift, die im J. 1790 erſchien, wieder nachſehen, und überdies noch de[n] hauptſächlichſten Zweck, das weſentlichſte Stück aller ſo[l]cher Bitten in Betrachtung ziehen; ſo kann man ſo wo[hl] aus dem Datum ſelbſt, als beſonders aus genauer Prü[-]fung des Inhaltes deutlich erſehen, daß die Schritte, d[ie] von den Louiſianer Koloniſten damals gethan wurden, un[d] die Grundſätze, von denen ſie jetzt geleitet werden, völli[g] konſequent ſind und ſich recht gut mit einander vertrage[n]. Man kann ſehen, daß das Mutterland damals noch kein[e] Neuerung in der innern Verfaſſung ſeiner Kolonien ge[-]macht hatte. Ferner kann man auch ſehen, daß ſich d[ie] Louiſianer nicht ſo wohl von der reinen Begierde, wied[er] franzöſiſch zu werden, als vielmehr von der Furcht beher[r]ſchen ließen, in der ſie damals ſtanden, daß bey ihnen da[s] gewöhnliche Handels-Einſchränkungs-Weſen der ſpan[i]ſchen Kolonien eingeführt werden würde. Denn es ſtan[d] ihnen nichts Geringeres bevor, als daß ſie bey dem hera[n]nahenden Ablauf einer Bewilligung der Handels-Freihei[t] mit den franzöſiſchen Häfen, die ihnen von der ſpaniſche[n] Regierung nur auf zehn Jahre zugeſtanden worden wa[r], und die mit dem J. 1791, (dies heißt, mit dem Jahre, welches auf das Datum ihres Anſuchens folgte,) wieder wegfallen ſollte, wieder mit jenem Einſchränkungs-Weſen beläſtiget werden würden. Die gedachte Bewilligung war zu ihrem Beſten durch ihren General-Statthalter Herrn de Galvez bey Hofe geſucht, und den Louiſianern zuge[-]ſtanden worden, und zwar zu Folge des förmlichen Ver[-]ſprechens, welches ſich die Koloniſten mit aller Vorſicht vom Statthalter authentiſch zu der Zeit geben zu laſſen

Sorge getragen hatten, da er während des Krieges vom J. 1778 der Land-Miliz der Kolonie bedurfte, damit ſie ihm die Poſten, welche die Engländer an den Küſten des mexikaniſchen Meerbuſens und längs des Miſſiſſipi, (bey der Einfahrt der Kolonie und im Innern derſelben,) inne hatten, wegnehmen hälfe — alſo den ſchlauen Koloniſten gleichſam zum Erſatze für die Vernichtung des Schleichhandels, den ſie bisher mit den Engländern mittelſt dieſer Poſten getrieben hatten, durch deren Wegnahme nunmehr allen dergleichen betrüglichen, für die Gerechtſame der Regierung ſchädlichen, für die Koloniſten aber vortheilhaften Verhältniſſen ein Ende gemacht werden ſollte. Dies iſt ſo wahr, daß ich ſelbſt alte Koloniſten mit verdrüßlichem Tone habe ſagen hören, der Herr von Galvez hätte ſie zum Theile betrogen; er hätte ihnen unbegränzte Bewilligung des Handels mit Frankreich und den franzöſiſchen Kolonien verſprochen, und doch wäre die ganze Bewilligung auf eine Zeit von nicht mehr als zehn Jahren eingeſchränkt worden. Wäre nun dieſe Friſt abgelaufen geweſen; ſo würde die Kolonie hernach völlig in die Feſſeln des verwünſchten Handels-Einſchränkungs-Weſens gerathen ſeyn, wenn nicht der, für ſie ſo glückliche Umſtand der allgemeinen Erſchütterung zu der die franzöſiſche Revolution den Anlaß gegeben habe, und darauf der Krieg gekommen wäre, der nach jener Erſchütterung eingetreten, und durch den die verlornen Vortheile vom franzöſiſchen Handel durch Einführung des Engliſchen und Amerikaniſchen, noch dazu mit größerem Vortheil erſetzet, und durch alle dieſe Umſtände der Genuß der Bewilligung des freyen Handels mit den Ausländern verlängert worden ſey. Kurz,

wenn man die ganze Sache recht unterſucht, wird man ſehen, daß die Baſis und die unmittelbaren Bewegungsgründe der Forderungen der Louiſianer, in dieſer Hinſicht, von je her eigentlich nichts weniger, als die ihnen angeboren ſeyn ſollende Anhänglichkeit an Frankreich, ſondern vielmehr einzig und allein ihre Furcht vor dem Handels-Einſchränkungs-Weſen der ſpaniſchen Kolonien geweſen ſey, wozu ſich noch der Wunſch und die Hoffnung geſellten, eines freyen Verkehrs mit Frankreich, oder überhaupt mit jeder andern handelnden Nation zu genießen.

Seit etlichen und dreißig Jahren, während welcher ſie der Krone Spanien unterthan ſind, haben ſie immer die Kunſt beſeſſen, dem Joche des gedachten Handels-Beſchränkungs-Weſens auf dieſe oder jene Art auszuweichen; und ich wollte wohl kühnlich wetten, wenn ihnen die ſpaniſche Regierung unter gegenwärtigen Umſtänden kund und zu wiſſen thäte, daß die Kolonie ferner unter ſpaniſchen Geſetzen verbleiben ſolle, und ihnen dabey zugleich fürs Künftige völlige Handels-Freiheit mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, ſo wie ſolche ſeit einigen Jahren beſteht, zuſicherte; ſie würden weiter nichts begehren, und würden dieſer Regierung eben ſo herzlich zugethan bleiben, als ſie unter anderen Umſtänden, bey denen ihr perſönliches Intereſſe gefährdet zu werden ſchien, offenbar nie geweſen ſind.

Das Verhalten der Louiſianer, wird man vielleicht ſagen, das ſie bis heutigen Tag immer beobachtet, und der Plan, den ſie ſo treulich befolget haben, die Vortheile

der ſpaniſchen Regierung zu benutzen, ohne die Beſchwerlichkeiten derſelben zu tragen, die Roſe zu pflücken, und die Dornen davan wegzuwerfen, verrathe doch auf Seiten der Luiſianer einen gewiſſen Vorrath von Begriffen und Kombinationen, die zu den wenigen Kenntniſſen und Einſichten, welche ich ihnen oben beygemeſſen habe, nicht wohl zu paſſen ſcheinen. Darauf kann ich aber antworten: erſtlich befindet ſich hier eine gewiſſe Anzahl aufgeklärter Leute, Europäer und in Europa erzogener Kreolen, die in dieſem wichtigen Stücke von je her die öffentliche Meinung gelenkt und geleitet haben; und zweytens iſt es übrigens Thatſache, daß der Menſch in dem, was ſein eignes, perſönliches Intereſſe angeht, niemals, und der heißhungrige Louiſianer beſonders noch weniger dumm iſt, als irgend ein Andrer.

Außerdem darf man von den Louiſianer Kreolen, (und hier iſt die Rede immer von denen, die im Lande ſelbſt aufgewachſen ſind, und aus denen der größte Theil beſteht,) nicht die mindeſte Gefälligkeit erwarten, ſo fern ſie nicht einen mittelbaren oder unmittelbaren Vortheil daraus zu ziehen hoffen. Was man Mildthätigkeit oder gar Großmuth nennt, iſt bey ihnen eine ganz ungewöhnliche Sache; ja, man hat ſogar noch von Glücke zu ſagen, wenn ſie einem nicht geradezu, oder unter der Hand, üble Dienſte thun.

Ich will in dieſer Hinſicht hier einen Vorfall anführen, der zum Beweiſe dienen kann, wie wenig dieſe Leute geneigt ſind, einander wechſelſeitig, ſogar zwiſchen Nach-

baren und Blutsverwandten, einen Gefallen zu thun. Ein Pflanzer, der mit einer zahlreichen Familie beladen war, und nicht viel im Vermögen, aber viele wohlhabende Anverwandten hatte, wurde von einem Handelsmann in der Stadt wegen der mäßigen Summe von achtzig Piaſtern, die er dem Manne ſchuldig geworden war, heftig vor Gerichte verfolget. Da er nun, wie natürlich, zur Bezahlung dieſer Summe verurtheilet, und ihm zugeſetzt ward, die Schuld abzuthun, ohne daß er die Mittel dazu hatte; ſo klopfte er an unterſchiedliche Thüren, wendete ſich an dieſen und an jenen, an Freunde und an Verwandte, ohne etwas auszurichten. Ein angeblicher Freund jedoch griff ſich ſo weit an, daß er ſich mit aller Artigkeit erbot, ihm die verlangte Summe zu geben, wenn er ihm dafür ein Paar prächtige Reitpferde, die zum wenigſten doppelt ſo viel werth waren, in rechtlicher Form käuflich ablaſſen wollte; — von ſeiner Seite, wie man ſieht, ein ſonderbares Werk der Großmuth, welches jedoch nicht angenommen ward. Und dieſer gute Freund war, (im Vorbeygehen zu ſagen,) ein Quartiers-Kommandant, folglich ein Mann, der dazu gemacht ſchien, einige Regung von Ehrliebe und Edelmuth zu empfinden, oder doch wenigſtens die Miene davon anzunehmen.

Endlich kömmt der Termin, an dem die fahrende Habe des Schuldners, laut des wider ihn ergangenen Urthels, in Beſchlag genommen werden ſoll. Ein anderer Kommandant, unter dem das Kirchſpiel ſtand, worin der Schuldner wohnte, und dem die Vollſtreckung des Urthels zur Beſchlagnahme anbefohlen war, macht ſich zu

dem Ende auf den Weg; (denn nach der, hier zu Lande durch das ſpaniſche Geſetz, hergebrachten Sitte ſcheint dieſe ſtrenge Verrichtung, die an andern Orten ſchimpflich iſt und untergeordneten Werkzeugen überlaſſen wird, hier, veredelt zu ſeyn, und wird oftmals den Kirchſpiels-Kommandanten, als gehorſamen Vollſtreckern gerichtlicher Urthelsſprüche, aufgetragen.) Unter Weges kehrt dieſer Beamte, der Ueberbringer des Decrets, um zu Mittage zu ſpeiſen, in einer Plantage ein, die nicht weit von derjenigen ablag, nach der ſein Weg gieng. Während der Mahlzeit erzählt er der Geſellſchaft, was für eine Verrichtung ihn hierher brächte, und bezeigt dabey einiger Maaßen ſein Leidweſen darüber, daß er von Amtes wegen genöthigt wäre, zu den ſtrengen Rechtsmitteln, die ihm anbefohlen wären, zu ſchreiten.

Ein Fremder, nicht eben dem Orte nach, ſondern von dem ganzen Lande, der vor wenigen Tagen erſt hier angekommen war, ein junger Menſch, der nicht viel Mittel hatte, (indem er längs der Küſten hin das Krämer-Gewerbe mit ein Paar Laſtthieren, die er ſelbſt führte, trieb,) der aber dagegen Erziehung gehabt und Grundſätze hatte, war im nämlichen Hauſe mit zu Tiſche. Weil er nun hört, wie mäßig die Schuld-Summe ſey, fragt er treuherzig, ob denn der Schuldner (denn dieſen kannte er gar nicht,) ganz und gar keinen Anverwandten, keinen guten Freund, keinen bloßen Bekannten, mit einem Worte keinen Menſchen hätte, der geneigt wäre, ihm zu helfen und ihn aus der Verlegenheit zu reißen. Man ſieht ihn mit großen Augen, mit einer ganz beſondern Miene

des hohen Waſſers im Strom einen Pflanzer, der eine Mühle hat, bey hellem Tage beſchäftigt geſehen, die Leichname von drey weißen Amerikanern, die durch einen unglücklichen Zufall ertrunken waren, und die der Strom in den Mühlgraben des Pflanzers geſchwemmt hatte, durch ſeine Negern aus dem Mühlgraben losmachen, und ſie mit langen Stangen wieder in das Bette des Stromes ſchaffen und ſtoßen zu laſſen — ſtatt daß er ſie eilig hätte aus dem Waſſer ziehen, und ihnen alle mögliche Hülfe und Pflege die doch hin und wieder, ſelbſt dann nicht vergeblich iſt, wenn ſie gleich keinen Nutzen ſchaffen zu wollen ſcheint, angedeihen laſſen, oder zum allerwenigſten, wenn auch alle angewandte Bemühungen umſonſt geweſen wären, dieſen traurigen Ueberreſten ein anſtändiges Begräbniß geben laſſen ſollen; und dieſer barbariſche Mann war ein Louiſianer! Gute und gefühlvolle Leſer werden bey dieſem Berichte vor Entſetzen ſchaudern und vor Unwillen darüber zittern; aber aus dieſem einzigen Zuge kann man auf alles Uebrige ſchließen.

Was mich in dieſer Hinſicht am meiſten verdrießt, und was darin das kränkendſte iſt, ſo iſt dieſe fühlloſe Unbekümmertheit, dieſe Herzens-Härte des Louiſianer Kreolen nicht etwa bloß der niedrigſten Klaſſe der Geſellſchaft, ſondern dem ganzen Geſchlechte durchgängig eigen; und ſonach ſcheint dieſes moraliſche Gebrechen hier zu Lande endemiſch zu ſeyn.

Dies iſt jedoch noch nicht alles; und ich kann mich bey dieſer Materie nicht entbrechen, zu erinnern, daß der

Kolonie von Louiſiana bey verſchiedenen Gelegenheiten von Seiten der franzöſiſchen Kolonien, und inſonderheit von der in St. Domingo ſehr liebreiche Beweiſe von dem eifrigen Antheile gegeben worden ſind, den ſie von jeher an allen den unglücklichen Zufällen, welche ihr vorzüglich begegneten, genommen haben, ſowohl vor als nach der Beſitznehmung dieſes Landes von den Spaniern, wo ſie den hieſigen Koloniſten eine vortheilhafte Freiſtätte in ihrer Mitte anboten, und ohne Unterſchied einem jeden von ihnen aufnahmen, der ſich dahin begab, und von denen ihrer mehrere da ſogar ehrenvolle oder einträgliche Stellen bekommen haben; beſonders nach dem ſchröcklichen Brande von 1788, der die Hälfte von Neu-Orleans in die Aſche legte, und Trauer und Mangel daſelbſt verbreitete, wie eifrig ſich die franzöſiſchen Kolonien damals angelegen ſeyn ließen, der Louiſianer Kolonie allerley Beiſtand, mit ferneren Anerbietungen ihrer willigen Dienſte zuzuſenden.

Solch' ein großmüthiges und unintereſſirtes Betragen hätte Louiſiana nach allen jenen wiederholten Handlungen der Mildthätigkeit und Gaſtfreiheit, die es von ihnen erfahren und genoſſen hatte, billig mit gegenſeitigen guten Dienſten und guter Aufnahme von ihrer Seite, in Anſehung einiger unglücklichen Coloniſten von St. Domingo erwiedern ſollen, die dem Umſturz ihres Landes entgangen, in dieſes Land gekommen ſind, hier eine friedliche Freiſtätte bey Franzoſen, wie ſie ſelbſt ſind, und zwar bey Franzoſen zu ſuchen, die ihnen außer dem Mitleiden, welches ihren Leiden gebührte, noch Geſinnungen ewiger

Dankbarkeit für die ehemaligen Dienſte, die dieſe erſte Kolonie der andern geleiſtet hatte, ſchuldig waren. Und was iſt geſchehen? Kaum wage ich, es zu berichten.

Ehe wir das ſcheusliche Gemälde des wunderlichen Verfahrens der Louiſianer Koloniſten gegen die von St. Domingo entwerfen, wollen wir zuvörderſt das edle und großmüthige Verhalten verſchiedener Provinzen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, und namentlich das Verhalten der Provinz Maryland gegen eben dieſe Koloniſten von St. Domingo ſchildern, die nach den entſetzlichſten Unglücksfällen im Norder-Theile dieſer Kolonie, nach dem Brand auf dem Kap, und der Niedermetzelung einer Menge von daſigen Einwohnern ſchaarenweiſe nach dieſem Lande flüchteten. Ich will hier bloß von dem reden, was unter dieſen Umſtänden in Maryland geſchehen iſt, da ich an Ort und Stelle ſelbſt gewohnt, und mich mit eignen Augen und Ohren von der Wahrheit des Vorgefallenen überzeuget habe.

Die unglücklichen Koloniſten von St. Domingo, die über die Flammen hin, und mitten unter den Abſcheulichkeiten, welche ihr Vaterland zu einer Art von Hölle machten, entkommen waren, und ſich über die Meere nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika retteten, wurden mit offenen Armen von den Einwohnern dieſes Landes empfangen, welche ſich haufenweis an den Landungs-Plätzen einfanden, und da mit einander um das Vergnügen ſtritten, die zahlreichſten Familien zu ſich zu

nehmen, und ihnen mit jedem Beiſtande der Menſchen-liebe aufs reichlichſte, mit der theilnehmendſten, mitleidigſten und interessirter Abſichten in allen Betrachtungen am wenigſten verdächtigen Art unter die Arme zu greifen. Alle dieſe jammervollen Flüchtlinge, Männer, Weiber, Kinder, von jedem Stande, und von jeder Farbe ſahen ſich gleich in den erſten Tagen der wichtigſten Bedürfniſſe der menſchlichen Natur, der Herberge, der Kleidung und der Nahrung wegen völlig geſichert. Inſonderheit hat ſich Baltimore bey dieſem merkwürdigen Ereigniß in den Augen der Welt überhaupt, und Frankreichs vornehmlich, durch die Art von Enthuſiasmus verewiget, womit dieſe großmüthige Stadt die leidende Menſchheit in ihren Schoos aufgenommen, unbemittelten Fremden eine gaſtfreye Zuflucht gewähret hat, und einem ſolchen Haufen von Unglücklichen zu Hülfe gekommen iſt. Die Regierung von Maryland, unter welcher dieſe Stadt ſteht, trug in alle dem, was ſie ſelbſt angieng, aufs edelſte das Ihrige zu dieſem Werke des Mitleidens und der Großmuth bey, ſicherte noch überdies dieſen Unglücklichen für die erſten ſechs Monate nach ihrer Ankunft baare Unterſtützung mit Gelde, wie auch denen unter ihnen, die für ſich zu ſeyn wünſchten, Quartiere und Rationen in Natura zu.

Bey dieſen erſten Handlungen der Wohlthätigkeit blieb es noch nicht. Man hat in dieſem Staate ein Grund-Geſetz, worin ausdrücklich verboten iſt, ſchwarze und andere ausländiſche Sklaven ins Land kommen zu laſſen — und dies darum, weil man nach und nach, und ohne irgend ein gewaltſames Mittel anzuwenden, die Bevölke-

wenn man die ganze Sache recht unterſucht, wird man ſehen, daß die Baſis und die unmittelbaren Bewegungsgründe der Forderungen der Louiſianer, in dieſer Hinſicht von je her eigentlich nichts weniger, als die ihnen angeboren ſeyn ſollende Anhänglichkeit an Frankreich, ſondern vielmehr einzig und allein ihre Furcht vor dem Handels-Einſchränkungs-Weſen der ſpaniſchen Kolonien geweſen ſey, wozu ſich noch der Wunſch und die Hoffnung geſellten, eines freyen Verkehrs mit Frankreich, oder überhaupt mit jeder andern handelnden Nation zu genießen.

Seit etlichen und dreißig Jahren, während welcher ſie der Krone Spanien unterthan ſind, haben ſie immer die Kunſt beſeſſen, dem Joche des gedachten Handels-Beſchränkungs-Weſens auf dieſe oder jene Art auszuweichen; und ich wollte wohl kühnlich wetten, wenn ihnen die ſpaniſche Regierung unter gegenwärtigen Umſtänden kund und zu wiſſen thäte, daß die Kolonie ferner unter ſpaniſchen Geſetzen verbleiben ſolle, und ihnen dabey zugleich fürs Künftige völlige Handels-Freiheit mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, ſo wie ſolche ſeit einigen Jahren beſteht, zuſicherte; ſie würden weiter nichts begehren, und würden dieſer Regierung eben ſo herzlich zugethan bleiben, als ſie unter anderen Umſtänden, bey denen ihr perſönliches Intereſſe gefährdet zu werden ſchien, offenbar nie geweſen ſind.

Das Verhalten der Louiſianer, wird man vielleicht ſagen, das ſie bis heutigen Tag immer beobachtet, und der Plan, den ſie ſo treulich befolget haben, die Vortheile

der ſpaniſchen Regierung zu benutzen, ohne die Beſchwerlichkeiten derſelben zu tragen, die Roſe zu pflücken, und die Dornen davon wegzuwerfen, verrathe doch auf Seiten der Luiſianer einen gewiſſen Vorrath von Begriffen und Kombinationen, die zu den wenigen Kenntniſſen und Einſichten, welche ich ihnen oben beygemeſſen habe, nicht wohl zu paſſen ſcheinen. Darauf kann ich aber antworten: erſtlich befindet ſich hier eine gewiſſe Anzahl aufgeklärter Leute, Europäer und in Europa erzogener Kreolen, die in dieſem wichtigen Stücke von je her die öffentliche Meinung gelenkt und geleitet haben; und zweytens iſt es übrigens Thatſache, daß der Menſch in dem, was ſein eignes, perſönliches Intereſſe angeht, niemals, und der heißhungrige Louiſianer beſonders noch weniger dumm iſt, als irgend ein Andrer.

Außerdem darf man von den Louiſianer Kreolen, (und hier iſt die Rede immer von denen, die im Lande ſelbſt aufgewachſen ſind, und aus denen der größte Theil beſteht,) nicht die mindeſte Gefälligkeit erwarten, ſo fern ſie nicht einen mittelbaren oder unmittelbaren Vortheil daraus zu ziehen hoffen. Was man Mildthätigkeit oder gar Großmuth nennt, iſt bey ihnen eine ganz ungewöhnliche Sache; ja, man hat ſogar noch von Glücke zu ſagen, wenn ſie einem nicht geradezu, oder unter der Hand, üble Dienſte thun.

Ich will in dieſer Hinſicht hier einen Vorfall anführen, der zum Beweiſe dienen kann, wie wenig dieſe Leute geneigt ſind, einander wechſelſeitig, ſogar zwiſchen Nach-

daren und Blutsverwandten, einen Gefallen zu thun. Ein Pflanzer, der mit einer zahlreichen Familie beladen war, und nicht viel im Vermögen, aber viele wohlhabende Anverwandten hatte, wurde von einem Handelsmann in der Stadt wegen der mäßigen Summe von achtzig Piaſtern, die er dem Manne ſchuldig geworden war, heftig vor Gerichte verfolget. Da er nun, wie natürlich, zur Bezahlung dieſer Summe verurtheilet, und ihm zugeſetzt ward, die Schuld abzuthun, ohne daß er die Mittel dazu hatte; ſo klopfte er an unterſchiedliche Thüren, wendete ſich an dieſen und an jenen, an Freunde und an Verwandte, ohne etwas auszurichten. Ein angeblicher Freund jedoch griff ſich ſo weit an, daß er ſich mit aller Artigkeit erbot, ihm die verlangte Summe zu geben, wenn er ihm dafür ein Paar prächtige Reitpferde, die zum wenigſten doppelt ſo viel werth waren, in rechtlicher Form käuflich ablaſſen wollte; — von ſeiner Seite, wie man ſieht, ein ſonderbares Werk der Großmuth, welches jedoch nicht angenommen ward. Und dieſer gute Freund war, (im Vorbeygehen zu ſagen,) ein Quartiers-Kommandant, folglich ein Mann, der dazu gemacht ſchien, einige Regung von Ehrliebe und Edelmuth zu empfinden, oder doch wenigſtens die Miene davon anzunehmen.

Endlich kömmt der Termin, an dem die fahrende Habe des Schuldners, laut des wider ihn ergangenen Urthels, in Beſchlag genommen werden ſoll. Ein anderer Kommandant, unter dem das Kirchſpiel ſtand, worin der Schuldner wohnte, und dem die Vollſtreckung des Urthels zur Beſchlagnahme anbefohlen war, macht ſich zu

dem Ende auf den Weg; (denn nach der, hier zu Lande durch das ſpaniſche Geſetz, hergebrachten Sitte ſcheint dieſe ſtrenge Verrichtung, die an andern Orten ſchimpflich iſt und untergeordneten Werkzeugen überlaſſen wird, hier, veredelt zu ſeyn, und wird oftmals den Kirchſpiels-Kommandanten, als gehorſamen Vollſtreckern gerichtlicher Urthelsſprüchs, aufgetragen.) Unter Weges kehrt dieſer Beamte, der Ueberbringer des Decrets, um zu Mittage zu ſpeiſen, in einer Plantage ein, die nicht weit von derjenigen ablag, nach der ſein Weg gieng. Während der Mahlzeit erzählt er der Geſellſchaft, was für eine Verrichtung ihn hierher brächte, und bezeigt dabey einiger Maaßen ſein Leidweſen darüber, daß er von Amtes wegen genöthigt wäre, zu den ſtrengen Rechtsmitteln, die ihm anbefohlen wären, zu ſchreiten.

Ein Fremder, nicht eben dem Orte nach, ſondern von dem ganzen Lande, der vor wenigen Tagen erſt hier angekommen war, ein junger Menſch, der nicht viel Mittel hatte, (indem er längs der Küſten hin das Krämer-Gewerbe mit ein Paar Laſtthieren, die er ſelbſt führte, trieb,) der aber dagegen Erziehung gehabt und Grundſätze hatte, war im nämlichen Hauſe mit zu Tiſche. Weil er nun hört, wie mäßig die Schuld-Summe ſey, fragt er treuherzig, ob denn der Schuldner (denn dieſen kannte er gar nicht,) ganz und gar keinen Anverwandten, keinen guten Freund, keinen bloßen Bekannten, mit einem Worte keinen Menſchen hätte, der geneigt wäre, ihm zu helfen und ihn aus der Verlegenheit zu reißen. Man ſieht ihn mit großen Augen, mit einer ganz beſondern Miene

von Verwunderung an, nicht anders als hätte er die un[...]
hörteſte Frage gethan, und antwortet ihm weiter nicht[s]
als, der Schuldner wäre ein ſehr wackerer Mann, d[er]
von Jedermann gern geſehen würde, und hätte auch ei[ne]
ſtarke Verwandtſchaft; aber es wäre da die Rede we[der]
von Freunden, noch von Verwandten, ſondern von Gelde,
und da einem jeden das Seinige zukäme; ſo geſchähe ih[m]
keinesweges zu nahe.

Das Geſpräch kam hernach auf eine andere Materie.
Unſer junger Menſch erſtaunte über einen ſolchen durchgän-
gigen Egoismus und eine ſo tiefe Fühlloſigkeit, war in-
niglich gerührt über die Lage, in der ſich ein Hausvater
in der Stunde befinden mußte, wo ſeinem Hauſe ohne
Barmherzigkeit die Hülfe gethan werden ſollte, ſprach
weiter kein Wort, aß, um bald fertig zu werden, ſtand
mit ungezwungener Art vom Tiſch auf, verließ die noch
bey Tafel ſitzenden Gäſte, gieng zu ſeinem Mantelſacke,
nahm die etlichen und achtzig Piaſter zu ſich, die den Ge-
genſtand der bevorſtehenden Beſchlagnahme ausmachten,
verfügte ſich ſo fort mit ſtarken Schritten nach der Plan-
tage des Schuldners, und verlangte denſelben zu ſprechen.
Nun ſieht er einen Mann von freundlicher Phyſiognomie,
der ſieben oder acht Kinder um ſich hat, zieht ihn auf die
Seite, kündigt ihm mit ein Paar Worten den Arreſt an,
der ſo eben auf ſein Mobiliar-Vermögen gelegt werden
ſollte, und bittet ihn, daß er ſo gütig ſeyn, und die
mäßige Summe annehmen möge, die er brauchte, den
Ausbruch der Exekution und die Wirkungen davon zu ver-
hüten. Der Pflanzer erſtaunte über ein ſolches Verhal-

...n, welches bloß die natürliche Regung eines gefühlvol-
...n Herzens und einer ehrlichen Seele war, ſo ungemein,
...ß er darüber bis zum Weinen gerührt wurde, und
...ahm, nach einigemal von dem Jünglinge wiederholten
Bitten, ſein Anerbieten unter Bezeugung ſeiner lebhafteſten
Dankbegierde an, indem er ihm dabey mit offner Her-
zens-Ergießung mehrmals die Worte vorſagte, die ſo
ſchön den Kontraſt ſchildern, der ſich zwiſchen einem guten,
durch ſorgfältige Erziehung geſtärkten Herzen, und einem
plumpen, durch Mangel an aller moraliſchen Bildung
noch mehr verhärteten Inſtinkt, oder mit andern, das
Nämliche ſagenden Worten, zwiſchen dem Europäer von
guter Herkunft und Erziehung, und dem rohen und dum-
men Louiſianer findet: „ach! mein Herr, Sie ſind fremd,
„ſind ſelbſt nicht reich, und doch machen Sie mich Ihnen
„ſo verbindlich; und meine ſeyn wollenden Freunde, meine
„Anverwandten, ſind wohlhabende Leute, und doch laſſen
„ſie mich ohne Hülfe."

Ich könnte viele Streiche von dieſer Art erzählen, wo-
durch ſich die Unempfindlichkeit des Louiſianer Kreolen
auszeichnet; aber es würde mich zu weit führen, und
doch nicht mehr beweiſen, als was wirklich iſt. Indeſſen
kann ich mich doch nicht enthalten, ein einziges Faktum
zu berichten, das völlig erwieſen iſt, und daß nicht etwa
bloß einen Mangel an Empfindung, ſondern die wilde Un-
menſchlichkeit einer Menge von Menſchen, die in dieſem
wüſten Lande geboren und gezogen ſind, und die undurch-
dringliche, fühlloſe Härte ſchildert, mit der ihre Herzen
umgeben ſind. Im verwichenen Junius hat man während

des hohen Waſſers im Strom einen Pflanzer, der ei Mühle hat, bey hellem Tage beſchäftigt geſehen, die Lei name von drey weiſſen Amerikanern, die durch einen u glücklichen Zufall ertrunken waren, und die der Strom den Mühlgraben des Pflanzers geſchwemmt hatte, du ſeine Negern aus dem Mühlgraben losmachen, und ſie m langen Stangen wieder in das Bette des Stromes ſch ſen und ſtoßen zu laſſen — ſtatt daß er ſie eilig hätte a dem Waſſer ziehen, und ihnen alle mögliche Hülfe u Pflege die doch hin und wieder, ſelbſt dann nicht vergel lich iſt, wenn ſie gleich keinen Nutzen ſchaffen zu woll ſcheint, angedeihen laſſen, oder zum allerwenigſten, wen auch alle angewandte Bemühungen umſonſt geweſen wär dieſen traurigen Ueberreſten ein anſtändiges Begräbni geben laſſen ſollen; und dieſer barbariſche Mann war e Louiſianer! Gute und gefühlvolle Leſer werden bey dieſe Berichte vor Entſetzen ſchaudern und vor Unwillen darüb zittern; aber aus dieſem einzigen Zuge kann man auf all Uebrige ſchließen.

Was mich in dieſer Hinſicht am meiſten verdrieß und was darin das kränkendſte iſt, ſo iſt dieſe fühllo Unbekümmertheit, dieſe Herzens-Härte des Louiſian Kreolen nicht etwa bloß der niedrigſten Klaſſe der Geſe ſchaft, ſondern dem ganzen Geſchlechte durchgängig eige und ſonach ſcheint dieſes moraliſche Gebrechen hier Lande endemiſch zu ſeyn.

Dies iſt jedoch noch nicht alles; und ich kann mi bey dieſer Materie nicht entbrechen, zu erinnern, daß d

Kolonie von Louiſiana bey verſchiedenen Gelegenheiten von Seiten der franzöſiſchen Kolonien, und inſonderheit von der in St. Domingo ſehr liebreiche Beweiſe von dem eifrigen Antheile gegeben worden ſind, den ſie von jeher an allen den unglücklichen Zufällen, welche ihr vorzüglich begegneten, genommen haben, ſowohl vor als nach der Beſitznehmung dieſes Landes von den Spaniern, wo ſie den hieſigen Koloniſten eine vortheilhafte Freiſtätte in ihrer Mitte anboten, und ohne Unterſchied einem jeden von ihnen aufnahmen, der ſich dahin begab, und von denen ihrer mehrere da ſogar ehrenvolle oder einträgliche Stellen bekommen haben; beſonders nach dem ſchröcklichen Brande von 1788, der die Hälfte von Neu-Orleans in die Aſche legte, und Trauer und Mangel daſelbſt verbreitete, wie eifrig ſich die franzöſiſchen Kolonien damals angelegen ſeyn ließen, der Louiſianer Kolonie allerley Beiſtand, mit ferneren Anerbietungen ihrer willigen Dienſte zuzuſenden.

Solch' ein großmüthiges und unintereſſirtes Betragen hätte Louiſiana nach allen jenen wiederholten Handlungen der Mildthätigkeit und Gaſtfreiheit, die es von ihnen erfahren und genoſſen hatte, billig mit gegenſeitigen guten Dienſten und guter Aufnahme von ihrer Seite, in Anſehung einiger unglücklichen Coloniſten von St. Domingo erwiedern ſollen, die dem Umſturz ihres Landes entgangen, in dieſes Land gekommen ſind, hier eine friedliche Freiſtätte bey Franzoſen, wie ſie ſelbſt ſind, und zwar bey Franzoſen zu ſuchen, die ihnen außer dem Mitleiden, welches ihren Leiden gebührte, noch Geſinnungen ewiger

Dankbarkeit für die ehemaligen Dienſte, die dieſe erſte Kolonie der andern geleiſtet hatte, ſchuldig waren. Und was iſt geſchehen? Kaum wage ich, es zu berichten.

Ehe wir das ſcheusliche Gemälde des wunderlichen Verfahrens der Louiſianer Koloniſten gegen die von St. Domingo entwerfen, wollen wir zuvörderſt das edle und großmüthige Verhalten verſchiedener Provinzen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, und namentlich das Verhalten der Provinz Maryland gegen eben dieſe Koloniſten von St. Domingo ſchildern, die nach den entſetzlichſten Unglücksfällen im Norder-Theile dieſer Kolonie, nach dem Brand auf dem Kap, und der Niedermetzelung einer Menge von daſigen Einwohnern ſchaarenweiſe nach dieſem Lande flüchteten. Ich will hier bloß von dem reden, was unter dieſen Umſtänden in Maryland geſchehen iſt, da ich an Ort und Stelle ſelbſt gewohnt, und mich mit eignen Augen und Ohren von der Wahrheit des Vorgefallenen überzeuget habe.

Die unglücklichen Koloniſten von St. Domingo, die über die Flammen hin, und mitten unter den Abſcheulichkeiten, welche ihr Vaterland zu einer Art von Hölle machten, entkommen waren, und ſich über die Meere nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika retteten, wurden mit offenen Armen von den Einwohnern dieſes Landes empfangen, welche ſich haufenweis an den Landungs-Plätzen einfanden, und da mit einander um das Vergnügen ſtritten, die zahlreichſten Familien zu ſich zu

nehmen, und ihnen mit jedem Beiſtande der Menſchenliebe aufs reichlichſte, mit der theilnehmendſten, mitleidigſten und intereſſirter Abſichten in allen Betrachtungen am wenigſten verdächtigen Art unter die Arme zu greifen. Alle dieſe jammervollen Flüchtlinge, Männer, Weiber, Kinder, von jedem Stande, und von jeder Farbe ſahen ſich gleich in den erſten Tagen der wichtigſten Bedürfniſſe der menſchlichen Natur, der Herberge, der Kleidung und der Nahrung wegen völlig geſichert. Inſonderheit hat ſich Baltimore bey dieſem merkwürdigen Ereigniß in den Augen der Welt überhaupt, und Frankreichs vornehmlich, durch die Art von Enthuſiasmus verewiget, womit dieſe großmüthige Stadt die leidende Menſchheit in ihren Schoos aufgenommen, unbemittelten Fremden eine gaſtfreye Zuflucht gewähret hat, und einem ſolchen Haufen von Unglücklichen zu Hülfe gekommen iſt. Die Regierung von Maryland, unter welcher dieſe Stadt ſteht, trug in alle dem, was ſie ſelbſt angieng, aufs edelſte das Ihrige zu dieſem Werke des Mitleidens und der Großmuth bey, ſicherte noch überdies dieſen Unglücklichen für die erſten ſechs Monate nach ihrer Ankunft baare Unterſtützung mit Gelde, wie auch denen unter ihnen, die für ſich zu ſeyn wünſchten, Quartiere und Rationen in Natura zu.

Bey dieſen erſten Handlungen der Wohlthätigkeit blieb es noch nicht. Man hat in dieſem Staate ein Grund-Geſetz, worin ausdrücklich verboten iſt, ſchwarze und andere ausländiſche Sklaven ins Land kommen zu laſſen — und dies darum, weil man nach und nach, und ohne irgend ein gewaltſames Mittel anzuwenden, die Bevölke-

rung der Weißen im Lande, welche die Kraft und Beſis deſſelben ausmachen ſoll, dadurch vermehren will, daß man darin, ſo viel möglich, die Anzahl der Schwarzen und die Menge der Sklaven vermindert. Ohne Rückſicht auf dieſes Grundgeſetz, oder, beſſer zu ſagen, aus ehrerbietiger und heiliger Rückſicht auf ein unbedingtes Geſetz aller Geſetze, die vor dieſem ſich beugen müſſen, auf ein Geſetz, das bey allen policirten Völkern angenommen iſt, und das die alten Römer ſo richtig mit der ſchönen Benennung Caritas humani generis (Liebe der Menſchheit) bezeichneten, gab die maryländiſche Regierung, die ihren Sitz zu Annapolis hat, die mit dieſen erhabnen und ehrwürdigen Grundſätzen genährt, und überdies von den ganz beſondern Umſtänden, welche ihr jenes allgemeine Geſetz noch heiliger machten, aufs lebhafteſte gerührt war, einmüthig ein Dekret, daß die Sklaven, die im Dienſte der Koloniſten von St. Domingo ſtänden und ihren Herrſchaften hierher gefolgt wären, ſo gut, als die Herrſchaften ſelbſt, aufgenommen, mit der ihrem Stande gemäßen Hülfe unterſtützet werden, und ihren Herrſchaften, wie gewöhnlich, ferner dienen ſollten, mit der einzigen Verbindlichkeit auf Seiten der Herrſchaften, ihre Anzeige darüber bey den Municipal-Gerichten der Orte, wo ſie ſich befänden, einzugeben. Gleichwohl waren die Koloniſten von St. Domingo für dieſe großmüthigen Amerikaner ſo wohl der Regierung, als der Sprache und den Gebräuchen nach Fremdlinge, und ſtanden mit ihnen ſchlechterdings in keiner weitern Verbindung, als durch das gemeinſame Band der Menſchheit, durch den bloßen Namen Menſch. Und da dieſe Provinz noch obendrein ſtark mit

Sklaven bevölkert iſt; ſo hätte man zur Behauptung des gedachten Geſetzes, keine ſchwarzen und auswärtigen Sklaven ins Land zu laſſen, gar füglich vorwenden können, die Zulaſſung der Schwarzen von St. Domingo, die mit ihren Herrſchaften hierher gekommen wären, könnte vielleicht Anlaß zu einer Gährung unter den Sklaven im eignen Lande geben, und durch das wechſelſeitige Verkehr zwiſchen beiden, Unruhen ſtiften, und es müſſe daher über das gedachte Verbot gegen ſie ernſtlicher, als jemals, gehalten werden. Allein die Vernünftigen, die hier die öffentliche Meinung leiten, dachten mit Recht, eine kleine Anzahl von Sklaven, die alles, ſelbſt das lockende Anerbieten der Freiheit verlaſſen hatten, um ihren Herrſchaften zu folgen und denſelben fernerhin, auch in fremden Landen, zu dienen, könne weder durch ihre Grundſätze und Geſinnungen, noch durch ihre Menge gefährlich werden. Auch hat der Erfolg in allen Stücken ihre Denkungs-Art hierin gerechtfertigt, und vollkommen bewieſen, daß ein verſtändiges und menſchenfreundliches Verfahren ſchlechterdings keine ſchädlichen Folgen nach ſich ziehen könne. Ja es ſcheint ſogar, daß vielmehr im Gegentheil eben dieſer, in den Augen der Menſchheit intereſſante Zeitpunkt gerade die Epoche des baldigen Anwachſes von Baltimore, und mithin der ſchnellen Zunahme des Handels, der Kultur, der Manufakturen, u. ſ. w. in der ganzen Provinz geweſen ſey, deren vornehmſte Niederlage und Geſchäfts-Centrum dieſe Stadt iſt. So wahr iſt es, daß weiſe Politik ſich recht gut mit vernünftiger Wohlthätigkeit vertragen kann; daß ein gütiges und edelmüthiges Verfahren nie ganz verloren iſt, und daß es,

alles wohl überlegt; in allen Fällen und unter allen Umſtänden nicht nur rühmlich, ſondern auch ſehr oft ſogar nützlich iſt, gütig, mitleidig und theilnehmend zu ſeyn.

Dieſer ſchwachen, aber getreuen Skitze des offnen und großherzigen Betragens der Amerikaner gegen die Koloniſten von St. Domingo gegenüber mag nun hier das Bild des unmenſchlichen Verfahrens der Louiſianer gegen eben dieſe Koloniſten ſtehn; eines Verfahrens, welches in allen Stücken gerade ſo roh und wild ausſieht, wie das Land, wo es herkömmt. — Kaum erhalten die Louiſianer die erſten Nachrichten von den unglücklichen Vorfällen, die ſich auf den Antillen ereignen, und die eine unmittelbare nnd augenblickliche Folge von der franzöſiſchen Revolution ſind, ſo laſſen ſie ſich aufs eifrigſte angelegen ſeyn, durch die Kabilde oder den Municipal-Rath ihrer Kolonie ein Regulativ entwerfen zu laſſen, worin ausdrücklich verboten wird, Negern, die von dort her, und namentlich von den franzöſiſchen Inſeln kommen, ins Land zu bringen, und dies bey Vermeidung einer Geldbuße von vier hundert Piaſtern von jedem Neger-Kopfe, die der Herr des Negers zum Vortheile der Kolonie zu erlegen ſchuldig ſeyn ſolle, augenblicklicher Verhaftung beſagter Neger, und ungeſäumter Fortſchaffung derſelben aus dem Lande. Bey dem General-Statthalter ſuchen ſie um die Publikation dieſes Inhibitions-Regulativs an allen Zugangs-Orten an, welche ſie auch erhalten. Mit dieſer Maaßregel noch nicht zufrieden, laſſen ſie bey dem Hofe von Spanien um Konfirmation derſelben anhalten, die auch im Januar 1793 wirklich ertheilet wird. Mit Hülfe ihrer

Kabilde haben ſie hernach auf das ſtrengſte über Vollziehung dieſes Regulativs gehalten, ohne die mindeſte Ausnahme zum Beſten der franzöſiſchen Koloniſten, die ſich im Norden von Amerika häuften, (in einem Lande, deſſen Sprache ſie nicht verſtanden, und deſſen Klima ihnen nicht zuſagte,) und die, ohne ein ſolches ſtrenges Verbot, in großer Anzahl hierher gekommen ſeyn, ſich hier niedergelaſſen, und nicht nur die Trümmern von ihrem Vermögen, ſondern auch ihre Talente mitgebracht haben würden, wenn ſie einige treue Domeſtiken, die ihnen nie von der Seite gekommen waren, hätten mitbringen dürfen.

Einige von dieſen Koloniſten, die von dieſem einheimiſchen Regulativ entweder keine Kenntniß hatten, oder auch wohl in den Gedanken ſtanden, daß daſſelbe nach Verlauf einiger Jahre in Abgang gekommen oder wieder aufgehoben wäre, kamen in den letzten Jahren zu Lande aus dem Norden von Amerika, noch dazu mit Päſſen verſehen, welche ihnen der königlich ſpaniſche Geſandte bey den Vereinigten Staaten ertheilet hatte, in die Provinz, um ſich hier mit ihren Familien und Bedienten niederzulaſſen. Sie waren auch von der ſpaniſchen Landes-Regierung, die an ihrem Elende liebreichern Antheil nahm, als die ehemaligen Landsleute der Ankömmlinge, in der Stille zugelaſſen worden; aber es währte nicht lange, ſo wurden ſie von dem Louiſianiſchen Lumpengeſindel angegeben, verfolget, und mußten ſich ihre Bedienten, (Weiber und Kinder,) wegnehmen ſehen, die man in die Gefängniſſe ſchleppte, worin die armen Geſchöpfe mehr oder minder lange auf Koſten ihrer Herrſchaften ſitzen blie-

unglücklichen Koloniſten von St. Domingo vertreten hätte, die hierher entflohen waren, und hier dieſes Ueberreſtes von ihrem groſſen Eigenthum, einer kleinen Anzahl von Domeſtiken, beraubet wurden; kurz, nicht ein einziger, von dem man erlebet hätte, daß er ſich ihrer mit Ernſt und Nachdruck annehmen wollte, um dieſen Bedrückungen, die für das Land ſelbſt, worin ſie ausgeübt wurden, ſo entehrend waren, wenigſtens zum Theil ein Ende zu machen; und eben ſo iſt es Thatſache, daß dieſe kleine Anzahl unglücklicher Fremden einzig und allein Spaniern einige Verbeſſerung ihres Zuſtandes, einige Milderung ihrer Leiden zu verdanken hat.

Man ſage ja nicht, daß hier eine nahe bevorſtehende Gefahr dabey geweſen wäre, Familien von St. Domingo mit ihren Domeſtiken herein zu laſſen, da aus Thatſachen ſchon Beweiſe zur Genüge vorhanden waren, daß in den amerikaniſchen Staaten, in denen man mehr als ſechs mal hundert tauſend Sklaven zählt, namentlich in Georgien, Süd- und Nord-Carolina, Virginien und Maryland, eine ſolche Gefahr eben ſo wenig vermuthet worden war, als dergleichen wirklich exiſtiret hatte. Und was hätte man auch wohl von einer ſo unbedeutenden Anzahl von Domeſtiken zu befürchten gehabt, die überdies dadurch ſchon eine Probe von ihrer Treue und Ergebenheit gegen ihre Herren gegeben hatten, daß ſie St. Domingo, ihren Geburtsort oder ihr angenommenes Vaterland, in dem alle Umſtände zum Dableiben lockten, verlaſſen hatten, und dieſen Weiſſen, ihren Herren, in fremde Länder, welche ſie nicht kannten, gefolgt waren; zumal da die Herren ſich für die

Aufführung ihrer Domeſtiken verantwortlich machten? Man ſieht aber leicht ein, daß bey dieſen Inhibitions-Maaßregeln ſo wenig, als bey der Art und Weiſe, wie dieſelben hier in Vollzug geſetzt worden ſind, irgend eine Abſicht auf das gemeine Beſte des Landes, irgend eine in dieſer Hinſicht gegründete Beſorgniß zum Grunde lag, ſondern vielmehr eine engherzige und grillenhafte Geiſtesſtimmung, eine natürliche Hartherzigkeit, ein niederträchtiger Neid, der ſich über den vergangenen Wohlſtand der Koloniſten von St. Domingo zu ärgern, über ihr nunmehriges Elend ein ſchadenfrohes Vergnügen zu haben, und ſich am Ende noch eine Luſt daraus zu machen ſchien, ihnen bey ihrem Schiffbruch auch nur ein Bret zu nehmen, und ihnen die Trümmer davon aus den Händen zu reißen; und zuletzt, ein eingewurzelter Egoismus und eine Unwirthbarkeit, von der man anderwärts ſelten ein Beiſpiel findet. So ſtand und ſo ſteht es um die Geſinnungen der Louiſianer gegen ihre alten Landsleute in St. Domingo; und dieſe Geſinnungen haben ſie durch ihr auffallendes Benehmen gegen dieſelben vollkommen zu Tage gelegt. Deswegen haben denn auch nur ſehr Wenige von dieſen unglücklichen Koloniſten eine Zuflucht in dieſem wilden und unwirthbaren Lande geſucht; und die kleine Anzahl derer, die ihr trauriges Schickſal dahin ſtieß, hat alle mögliche Urſache gefunden, ſich's reuen zu laſſen, daß ſie hierher gegangen waren — bloß mit Ausnahme einiger Zuckerſieder und Arbeitsleute, deren man zu Errichtung der Zucker-Fabriken nöthig hatte, und die denn auch hier wegen des Nutzens, den ſie zu dieſer Abſicht ſchaffen konnten, willkommen ge-

weſen und wohl aufgenommen worden ſind. Faſt alle Koloniſten von jener unglücklichen Inſel, die aus ihrem Lande, fern von ihrem Eigenthume herum irrten, die aber erfahren hatten, was für Widerwärtigkeiten ſie hier erwarten mußten, haben ihr Leben und ihre Leiden lieber zu den Amerikanern, den Dänen, den Holländern, den Spaniern, ja ſogar lieber zu den Engländern, die mit ihrem Vaterland im Kriege begriffen waren, und von denen allen ſie, in größerer oder geringerer Anzahl, aufgenommen worden ſind, mitnehmen, als ſich zu der hieſigen Kolonie begeben wollen, die vor dieſem franzöſiſch war, und die dieſes auch, der Herkunft der mehreſten Koloniſten, den äußerlichen Gewohnheiten und der Sprache nach noch jetzt, dem Charakter nach aber ganz und gar nicht mehr iſt, welcher hier mit der Offenherzigkeit und dem Hange zur Gaſtfreiheit, die den ächten Franzoſen auf ganz eigne Art auszeichnen, nicht die geringſte Aehnlichkeit hat. Seit den etlichen und dreißig Jahren, da dieſes Land unter eine andere Regierung gerathen iſt, ſcheint der National-Charakter in demſelben ganz aus der Art geſchlagen zu ſeyn, wenn er anders wirklich jemals da recht einheimiſch geweſen iſt.

Uebrigens kann man ſich nach dem, was bisher berichtet worden, leicht vorſtellen, daß die oft gedachten Koloniſten von St. Domingo, denen man hier lieber die Freiheit, die Luft des Landes einzuathmen, und bey ihren wenigen Mitteln in Ruhe zu leben, verweigert hätte, nicht den mindeſten Beiſtand, weder von der Regierung, noch von Privatleuten, und von dieſen am wenigſten,

erhalten haben müſſen. Und ſo iſt es auch. Nicht geſchützt, ſondern in allen Stücken gehudelt; nicht bedauret, ſondern verhöhnet; verlaſſen von Jedermann, und ganz iſolirt in einem Lande, das bey ſeiner erſten Anlage ein Verbannungsort war, und das in vielen Rückſichten noch jetzt einer ſeyn könnte, haben dieſe Unglücklichen, deren zu gutem Glücke nur eine kleine Anzahl war, und die eine louiſianiſche Frau, da ſie von ihnen ſprach und über ſie ſcherzte, ſpöttiſch die Entlaufenen aus St. Domingo nannte, gar bald den Staub von ihren Füßen geſchüttelt, und ſind aus dieſem noch wilden Lande wieder geflohen, ſo bald es ihnen die Umſtände verſtatten wollten. Einige von ihnen haben ſogar geeilt, dieſes zu thun, ehe noch die Feindſeligkeiten aufgehört hatten, und auf die Gefahr hin, von feindlichen Korſaren gefangen zu werden, die doch menſchlicher, als die Louiſianer, den Unglücklichen nicht immer geplündert, und vielmehr im Gegentheil ihm zuweilen beigeſtanden haben.

Ich breche die Schilderung der moraliſchen, den Louiſianern gemeinſchaftlichen Gebrechen ab, will aber doch nicht die Ungerechtigkeit begehen, einige gute Eigenſchaften zu verſchweigen, die ihnen nicht abzuſprechen ſind, und die ſich bekannter Maaßen mit Laſtern und Mängeln, welche ihnen gerade entgegen geſetzt zu ſeyn ſcheinen, in dem Herzen des Menſchen, dieſem undurchdringlichen Abgrunde von Widerſprüchen, in dem hin und wieder die Extreme beiſammen und mit einander vermiſcht ſind, gar wohl vertragen können. Die Louiſianer halten ihre eingegangenen Verpflichtungen treulich; ſie ſind gute Ehe-

männer, liebreiche Väter und gehorſame Söhne. Dabey ſind ſie arbeitſam, ſogar fleißig, ſchicken ſich ſehr gut zu mechaniſchen Künſten, ſind Künſtler aus Inſtinkt, und machen leicht alles nach, wobey es auf richtigen Blick und gewandte Finger ankömmt. Sie führen keinen ungebundenen Lebenswandel, und ſo überaus unwiſſend ſie auch ſind, ſo haben ſie doch in der Jugend einen gewiſſen natürlichen Scharfſinn und eine beſondere Begierde, das Wenige, was man ſie lehrt, zu lernen. Leider! iſt dies nur ein Strohfeuer, das aus Mangel an Nahrung und Unterhalte bald verlöſcht. Vielleicht brauchte es weiter nichts, ihre Geiſteskräfte beſſer zu entfalten und ihren erſtarrten Seelen mehr Federkraft zu geben, als erfahrne Lehrer und guten Unterricht; und hieran hat es in dieſem Lande von jeher gefehlt, und fehlt noch daran. Vermuthlich werden aber auch dergleichen gute Unterrichts-Anſtalten, wie ich gar ſehr glaube, nimmer mehr im Lande ſelbſt Platz greifen, und es werden alſo die jungen Leute unter den Kreolen, (wenn etwas aus ihnen werden ſoll,) nothwendiger Weiſe außer Landes über See nach Europa, oder aufs allerwenigſte in einen der vornehmſten Staaten von Nord-Amerika geſchickt werden müſſen, wo ſeit einigen Jahren ziemlich gute Schulen geſtiftet ſind, deren Anzahl und Verdienſte mit der Zeit zunehmen werden.

Was das weibliche Geſchlecht der meiſten Kreolen betrifft, ſo iſt von dem Aeußerlichen deſſelben oben ſchon das Nöthige bemerket worden; hier alſo noch ein Paar Worte von dem Innern und Moraliſchen der Kreolen-Weiber. Wenn man ſie von dieſer Seite näher kennen lernt; ſo

findet man, daß ſie auch darin ſo wohl, wie im Phyſi- ſchen, vieles vor den Männern voraus haben. Sie beſitzen überhaupt mehr Faſſungskraft und Scharfſinn, und ſind auch nicht ſo ungeſchliffen, als die Männer. Sie haben zwar eben ſo wenig Erziehung und Unterricht, als dieſe; aber der Mangel daran iſt bey ihnen lange nicht ſo ſichtbar, und die Fehler, die davon herrühren, ſind auch bey dieſem Geſchlechte nicht ſo auffallend, als bey dem andern. Manche unter ihnen haben ſogar natürlichen Witz und einen Trieb zur Geſelligkeit, mit dem hier zu Lande nur wenig Männer in gleichem Grade begabet ſind. Kömmt ein Fremder von einigem äußerlichem Anſehen in eine Plantage, und verlangt da Herberge; ſo iſt es gewöhnlicher Weiſe die Frau, die ihn empfängt, ihn unterhält, und in allen Stücken für ſeine Bewirthung ſorgt, indeß der Mann nach einer kurzen Unterredung von einigen Minuten, zu der er ſelbſt wenig beiträgt, und bey der er wohl öfters wie auf Kohlen ſteht, ohne Umſtände an ſeine ländlichen Geſchäfte geht, und ſich eher nicht wieder ſehen läßt, als zur Speiſeſtunde, wo er nicht ſo wohl den Herrn im Hauſe, als vielmehr den untergeordneten Verwalter der Frau vom Hauſe vorſtellt. Da nun alſo die Louiſianerinnen mehr Kopf und Einſicht haben, als ihre kreoliſchen Männer, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie im Hauſe vor ihnen ein Anſehen behaupten, welches aus dem Uebergewicht an Geiſt, und aus dem Gepräge des Charakters entſteht; und es folgt auch daraus kein merklicher Mißbrauch, indem die Haushaltung einen deſto ruhigern und einförmigern Gang hält.

Sind hingegen ſolche Weiber mit Europäern verehlichet, ſo wendet ſich das Blatt. Dann iſt das vorzügliche Anſehen im Hauſe nicht mehr auf der Weiber Seite; oder wenn ſie ſich deſſen ja im Guten oder im Böſen bemeiſtern, und es nach der Weiſe derer von ihnen, die an Kreolen verheirathet ſind, genießen wollen, ſo iſt die Folge von dieſer Prätenſion, welche ihre Eheherren nicht anerkennen wollen, ein unaufhörlicher Streit und ein widerwärtiges Gezänk, woraus eben ſo ſchimpfliche als ärgerliche Auftritte entſtehen, die am Ende gemeiniglich auf nichts beſſeres hinauslaufen, als daß die Männer davon gehen und ihre Weiber ſitzen laſſen. Daher findet man hier zu Lande, beſonders in der Stadt, eine große Anzahl Frauenzimmer, die, eigentlich zu reden, weder Mädchen, noch Frauen, noch Wittwen ſind, und deren Männer, weil ſie es überdrüſſig wurden, ſich länger mit ihnen herum zu ſtreiten, und alle Hoffnung aufgaben, ſie nachgiebiger und geſchmeidiger zu machen, ohne daß ſie ihnen doch hätten die Herrſchaft einräumen, und ſich mit den kreoliſchen Männern auf gleichen Fuß ſetzen wollen, endlich den Entſchluß ergriffen haben, ihrer Wege zu gehen, die ſtarrköpfigen Honeſta's, wie einſt Belphegor, zu verlaſſen, und das Land, in dem ſie wohnen, zu meiden.

Im Uebrigen haben die Louiſianerinnen, und darunter vorzüglich die, die in den Plantagen geboren, gezogen, und da immer wohnhaft ſind, verſchiedene gute und löbliche Eigenſchaften. Sie ſind folgſame, achtungsvolle, liebreiche Eheweiber, und ſorgfältige Hauswirthinnen, verſtehen ſich gut auf alles, was zur häuslichen Oekono-

wie gehört, halten ſich ehrbar, mäßig, wohlanſtändig, und ſind, den Starrſinn abgerechnet, überhaupt recht wackere Weiber.

Vermuthlich iſt es indeſſen guten Theils eben der unbiegſamen, und ſogar trotzigen Gemüthsart der Louiſianerinnen, welche ſich nur zu ſichtbarlich zu Tage legt und gegenwärtig nur gar zu herrſchend iſt, ſo wie dem Luxus, der ſich ſeit zehn bis zwölf Jahren in dieſer Kolonie eingeſchlichen hat, zuzuſchreiben, daß jetzt ſo ſehr wenig Heurathen in dieſem Lande geſchehen, welches doch voll mannbarer, zum Heurathen reifer und überreifer Mädchen iſt, welche ihre Jahre ledig hin ſchmachten, in der Erwartung einer Heurath, die ſie immer nur in der Ferne vor ſich ſehen, und die für dieſe unbeglückten Veſtalinnen nur ein Tantalus-Becher zu ſeyn ſcheint. Ueberdies iſt auch noch zu bemerken, daß in dieſem Lande überhaupt die Anzahl der Töchter bey weitem ſtärker iſt, als die Anzahl der Söhne; ein übler Umſtand mehr, wodurch die Ausſichten der Töchter nur noch mißlicher werden. Deswegen haben auch die Aeltern, wenn ein Sohn zur Welt kömmt, eine viel größere Freude, als über die Geburt einer Tochter, die nur dient, eine ſchon zu lange Liſte noch mehr zu verlängern, und das ohnehin ſchon große Mißverhältniß zwiſchen den Perſonen beider Geſchlechter noch mehr zu vergrößern, indem eine Tochter immer ein Gewicht mehr in die Waagſchale wirft, die des Gewichtes vorher ſchon zu viel hatte.

Im Uebrigen iſt es, dünkt mich, ganz unnöthig, zu

erinnern, daß alles, was bisher vom Phyſiſchen und Moraliſchen der Kreolen in Louiſiana an Männern und Weibern geſagt worden, bloß aus einem allgemeinen Geſichtspunkte gefaßt iſt, der in allen Rückſichten eine Menge Einſchränkungen leidet. Giebt es unter den hieſigen Kreolen viele unwiſſende, hartherzige, eigennützige, falſche, läſterſüchtige, prahlhafte, ruhmredige, großſprecheriſche Männer, ſo finden ſich doch dagegen auch andere, die aufgeklärt, menſchenliebend, edelmüthig, aufrichtig, gefällig, beſcheiden und wahrheitliebend ſind, zu deren Anzahl inſonderheit diejenigen gehören, die in Europa erzogen und gebildet worden. Nur Schade, daß die Anzahl dieſer letztern gar zu klein iſt. Giebt es desgleichen auf der andern Seite hier viel trotzige und unverträgliche Weiber; ſo finden ſich doch auch andere von biegſamerer und verträglicherer Sinnesart. Und finden ſich eine Menge von Mädchen, die ihres ledigen Standes müde und ſatt ſind; ſo ſieht man doch auch hin und wieder andere, die ſich nicht darum kümmern, oder auch ihre Verlaſſenheit muthig und in Geduld ertragen, und aus der Noth eine Tugend machen. Wie es im Sprüchwort heißt, keine Regel ohne Ausnahme.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Bemerkungen über die weißen Ausländer.

An allen Ausländern, die man hier trifft, und die den kleinſten Theil der Koloniſten ausmachen, kann man das Gepräge von ihrem National-Charakter immer noch, obwohl freilich verfälſcht und verdorben, erkennen.

Die Franzoſen, die in Louiſiana wohnen, ſind, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl von wackern und angeſehenen Männern, entweder Leute von ganz gemeiner Herkunft, und der Vortheile einer ſorgfältigen Erziehung beraubt, Handwerksleute, Kleinkrämer und Landwirthe, oder auch Abentheurer, die aus dem Mutterland oder aus den franzöſiſchen Kolonien, aus denen ſie wegen geſpielter Bankerotte, wegen der Entführung von Mädchen oder Weibern, wegen Verſcherzung des genoſſenen Vertrauens, wegen verſchiedener entdeckter Räubereien, und anderer dergleichen Schwänke, für die ſie, wenn ſie länger zu Hauſe verweilet hätten, von ihren Mitbürgern eine exemplariſche Züchtigung zum Lohne bekommen haben würden, lieber nach hieſigem Lande, als anderswohin, geflüchtet ſind — zuförderſt, weil ſie hier ohne die mindeſte Schwierigkeit eingelaſſen wurden, und nächſtdem, weil ſie hier außer dem Vortheile, vor einer auswärtigen Regierung geſichert zu ſeyn, zugleich auch das Gute fanden, daß ſie weder eine andere Sprache lernen, noch ſich zu andern

Sitten zu gewöhnen brauchten, als ihnen ſchon eigen waren. Und unter beiderley Klaſſen giebt es ihrer, theils von der erſtern, die ihr Glück hier gemacht, und ſich herausgepuzt haben, theils von der letztern, die hier ebenfalls reich, und, was noch mehr ſagen will, rechtliche Leute geworden ſind, oder doch die Maske davon angenommen haben — welches, in den Augen vieler Menſchen, auf eins hinausläuft.

Die Spanier ſind, entweder Männer, die es in den mancherley Geſchäften der Juriſterey mit der Feder, oder mit dem Degen zu thun haben, und die mit einander um die Wette auf Koſten des Königs, ihres Allergnädigſten Herrn, und des Publikums, ihres ganz unterthänigen Dieners, ihre Pfeife ſchneiden, (mit Ausnahme einiger von ihnen, die, mit einer kleinen Anzahl von Franzoſen, Engländern und Amerikanern zuſammen gerechnet, überhaupt dasjenige ausmachen, was unter allen den Ausländern von mancherley Nationen, welche man hier zu ſehen bekömmt, noch die einzige redliche und geſittete Geſellſchaft ausmachen,) oder Katalonier, gemeine Leute, faſt alleſammt Schenkwirthe und Kleinkrämer, die ſich unter einander helfen und beyſtehen, wie die Spitzbuben auf dem Jahrmarkt, und die auf alle erdenkliche Weiſe, oft der Ehre und Redlichkeit zum Poſſen, nach dem Glücke rennen und reich zu werden ſuchen.

Die Engländer oder Irländer, und die Amerikaner ſind faſt durchgängig Handelsleute in der Stadt. Unter ihnen befinden ſich Männer von guter Erziehung und großer

Rechtſchaffenheit, ſo wie es desgleichen auch wieder andere giebt, die eben ſo ungeſittet, als ungewiſſenhaft ſind; und das kann man denn Mang-Waare nennen, wie der Fall gemeiniglich bey Leuten von allerley Klaſſen, die der Handel zuſammen führt, ſeyn muß. Außerdem giebt es hier noch eine gewiſſe Anzahl Amerikaner, die ſich als Landleute, oder als Handwerksleute, in den abgelegenen Poſten niedergelaſſen haben, Hefen und Wegwurf ihres Vaterlandes; wie auch gewiſſe Franzoſen, deren ich bereits gedacht habe, die aber das Glück nicht ſo, wie einige der letztern, herausgepuzt oder geſäubert hat, und die folglich, weil ſie nicht eben ſo gut, wie jene Günſtlinge der Fortuna, die Rolle angeſehener, oder wenigſtens doch rechtlicher Leute, methodiſch ſpielen können, in statu quo und ſo geblieben ſind, wie ſie gleich anfangs waren, dies heißt, arme Schlucker oder ausgemachte Schurken.

Die Akadier oder Neuſchottländer ſind Ueberreſte oder Nachkommen von jenen franzöſiſchen Koloniſten, die ehedem aus dem tiefen Nord-Amerika, ihrem Vaterlande, oder von Europa aus, gerades Weges hierher verſetzet wurden. Man hat ihnen Ländereien eingegeben, Ackergeräthe unter ſie ausgetheilt, und ſie in den erſten Zeiten ihrer Verſetzung in dieſes Land und ihres Wohnens darinnen genähret und gekleidet. Uebrigens iſt es aber der ſpaniſchen Regierung nicht möglich geweſen, die faule Sinnesart dieſer Leute zu ändern, ſie aus ihrer tiefen Unempfindlichkeit zu wecken, und ihnen, mit einem Wort, eine Thätigkeit einzuflößen, deren Keime freilich bey der Regierung ſelbſt nicht lebendig genug waren. Es ſind ungehobelte

Menſchen, (jedoch übrigens ehrliche Leute,) langſam, ohne Feuer zur Arbeit, kurzſichtig, unbemittelt, leben elendiglich in ihren armſeligen Plantagen, und ſchränken ihre ganze Mühe und Arbeit auf weiter nichts ein, als daß ſie türkiſches Korn bauen, Ferkel, (wie ſie ſagen,) oder Schweine ziehen, und Kinder zeugen. Daher ſieht man auch rings um ihre armſeligen, bäuriſchen Wohnungen her überall nichts, als zerlumpte, bettelhafte Kinder und Schweine, alles unter einander, und die einen ſo unſauber, wie die andern, und vor den Thüren ihrer Hütten große Strunzen von Mädchen, ſo ſteif, wie Hebebäume, und große Bengel von Bauerjungen, eben ſo wild, wie ſie, die mehreſte Zeit ganz müßig, und die Vorbeygehenden Leute dumm angaffend, beide Geſchlechter in den groben baumwollenen Zeuch von einerley Grundfarbe mit bunten Streifen gekleidet, der bey ihnen, freilich langſam, wie alles andere, gemacht wird.

Die Teutſchen waren vor dieſem ziemlich zahlreich in dieſer Kolonie, in die man ſie verſetzet hatte, wie nachher auch mit den Akadiern geſchehen iſt. Von denen, die gerades Weges hierher gebracht worden ſind, iſt natürlich, da dieſe Verpflanzung ſchon vor ſo lange Zeit geſchehen iſt, keiner mehr am Leben; aber es ſind nach der Hand einige andere von dieſer Nation hergekommen, die noch leben, und die ſo gut, wie die mehreſten, hier zu Lande ziemlich zahlreichen Kreolen von teutſcher Herkunft, leicht zu kennen ſind, theils an ihrer Ausſprache, theils an ihrer hohen Röthe und blonden Farbe, theils endlich auch an ihrem Hange zur Völlerey, an ihrer Abneigung gegen

Gaſtfreiheit, an ihrer hartherzigen Denkungsart, die ihnen gleichſam angeboren iſt, und an der wilden Unbarmherzigkeit, die dem gemeinen Volke von dieſer Nation eigen zu ſeyn ſcheint; im Uebrigen ehrliche Leute, arbeitſame Landwirthe und gewandte Handwerker, ob ſie wohl eben ſo ſteif auf der Weiſe, wie ſie eine Sache einmal treiben gelernt haben, als auf ihrem Intereſſe beſtehen, (und das will nicht wenig ſagen,) und zu großen Ausſichten und Unternehmungen wenig, oder faſt gar nicht aufgelegt.

Unter der niedrigſten Klaſſe der Ausländer giebt es außerdem noch einige Italiäner, die ſich der Fiſcherey befleißigen; Kanarier, die ſich mit der Gärtnerey und einigen andern kleinen Gegenſtänden der Konſumtion beſchäftigen; und ſogar Zigeuner, die man hier ſeßhaft zu machen gewußt hat, und die faſt ſammt und ſonders Tänzer oder Spielleute ſind.

In dieſer Hinſicht darf ich wohl ſagen, es giebt wenig Orte in der Welt, wo man in einem Lokal von ähnlichem Umfange den Menſchen-Stamm ſo mannichfaltig in Nationen, in Geſchlechtern, und in Haut-Farben abgeändert beiſammen ſehen könnte, wie zu Neu-Orleans in den Monaten Januar, Februar und März, wo das Zuſammentreffen von ſo mancherley Menſchen-Arten beträchtlicher und bunter iſt, als zu jeder andern Zeit. Es iſt dies ein originelles Schauſpiel, welches dieſem Winkel der Welt allein vorbehalten zu ſeyn ſcheint.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Bemerkungen über die Freygelaſſenen und Negerſklaven.

Die Klaſſe der Freigelaſſenen beſteht aus Negern, und hauptſächlich aus Mulatten, beide von ſklaviſchen Herkunft, die ihre Freiheit entweder von ihrem Herren erkaufet oder geſchenkt bekommen, oder dieſelbe von ihren Aeltern, welche ſie auf gedachtem Wege erlanget hatten, ererbet haben. Ein Theil von dieſen Leuten, der auf dem Lande wohnt, baut da Lebensmittel, und vornehmlich Reiß, und einige kleine Baumwollenfelder. Eine große Menge von ihnen, Männer, Weiber und Kinder, leben haufenweiſe beiſammen in der Stadt; und von dieſen treiben die einen mechaniſche Künſte, zu denen ſie zwar viel natürliche Geſchicklichkeit, aber nur wenig Neigung haben, und einen oder den andern Kleinhandel, und die andern beſchäftigen ſich mit der Jagd, von der ſie den Ertrag mit nach Hauſe bringen und in der Stadt verkaufen.

Die Mulatten ſind insgemein Faulenzer, Schwelger, Trunkenbolde, Lügner, Windbeutel, Grobiane und feige Memmen. Sie haſſen von Herzensgrunde die Weißen, denen ſie doch ihr Daſeyn zu danken haben, und die ihre erſten und vornehmſten Wohlthäter ſind. Und da die Politik der ſpaniſchen Regierung erfordert, ihnen bis zu einer gewiſſen Gränze die Brücke zu treten; ſo giebt dieſer ſolchergeſtalt unterſtützte natürliche Widerwille dann und

wenn Anlaß zu ärgerlichen Auftritten zwiſchen ihnen und manchen Weißen. Weil dann aber doch in dieſem Lande wenigſtens ſechs Weiße gegen einen Freigelaſſenen ſind; ſo dient dieſer wichtige Umſtand, verbunden mit ihrer angebornen Zaghaftigkeit, ihrem Trotze noch zum Zaume.

Die Mulattinnen ſind zwar nicht ſo ganz mit allen Gebrechen der Mulatten behaftet; aber ſie ähneln ihnen doch in ihrem großen Hange zur Ungebundenheit, in ihrer Eitelkeit, welche die Schoosſünde beider Geſchlechter iſt, und (als eine Folge von eben dieſer Eitelkeit) in ihrem Haſſe gegen die Klaſſe der Weißen überhaupt, und gegen die weißen Weiber inſonderheit; einem Haſſe, der doch übrigens ihrem perſönlichen Intereſſe untergeordnet iſt, indem eine große Menge von ihnen mit eben dieſen Weißen im Konkubinate lebt, obwohl freilich mehr aus gieriger Habſucht, als aus aufrichtiger Zuneigung.

Beide ſind von geſunder und ſtarker Natur, und von mittlerem, wohlgeſtaltetem Wuchs; aber ſie haben grobe Lineamente und keine gefällige Geſichtsbildung; es ſcheint auch ihre Haut hier gröber und ſchwarzgelber zu ſeyn, als anderwärts.

Die übrigen freien Leute haben mit dieſen mehr oder weniger Aehnlichkeit, ohne jedoch einen gleich großen Hang zu trotziger Anmaßung und Eitelkeit zu haben.

Die Klaſſe der Neger-Sklaven und Sklavinnen, u. ſ. w. iſt unter den dreyen die zahlreichſte und am wenigſten

beglückte. Die Neger-Kreolen, die im Lande ſelbſt, oder in ſonſt einer europäiſchen Kolonie geboren, und hierher verſetzet ſind, ſind die gewandteſten, die geſcheuteſten, und den chroniſchen Krankheiten am wenigſten unterworfen; aber ſie ſind auch zugleich die größten Faulenzer, die ärgſten Schelme, und die ausſchweifendſten Menſchen. Diejenigen, die erſt neuerdings aus Guinea her kommen, ſchicken ſich am wenigſten zu den Dienſten im Hauſe und zu mechaniſchen Künſten; ſie begreifen nicht viel, und werden häufig Opfer hitziger oder ſchleichender Krankheiten, (beſonders in den erſten Jahren ihrer Verſetzung hierher,) ſind aber dagegen auch ſtammhafter, arbeitſamer, ſchicken ſich beſſer zu den Arbeiten des Feldbaues, und ſind auch nicht ſo abgefeimte Schurken und lüderliche Buben, als jene. Dies ſind die Merkmaale, woran ſich die einen von den anderen unterſcheiden laſſen; was das Uebrige anlangt, ſo ſind ſie einander im Phyſiſchen und im Moraliſchen ziemlich gleich.

Es iſt dies eine Art von Menſchen, welche die Natur durch die Geiſtes-Stimmung, durch ihre Geneigtheit, ſich lenken und leiten zu laſſen, durch ihre moraliſche Unfähigkeit, durch eine, ſo zu ſagen, ganz eigne Richtung, durch einen angebornen Hang, durch eine ihnen beiwohnende elaſtiſche Tendenz zu einem bloß leidenden Zuſtande, ganz eigentlich zur Sklaverey beſtimmt zu haben ſcheint. Hierinnen ſind die Neger ganz andere Menſchen, als die Wilden oder urſprünglichen Einwohner von Amerika, welche allem Zwange, aller Unterwürfigkeit in eben dem Grade feind, in dem die Neger dazu geneigt ſind; ſo wie wir

unter den Thieren gewiſſe Gattungen kennen, die ihr natürlicher Trieb zu dem Zuſtande der Hausgenoſſenſchaft antreibt, und andere dagegen, die ſich von dieſem Zuſtand entfernen, und die ſich auf keine Weiſe dazu bringen laſſen.

Was den hierin einander ſo ganz entgegengeſetzten Charakter dieſer beiden Menſchen-Arten betrifft, ſo iſt es ein philoſophiſches und lehrreiches Schauſpiel, das man in hieſiger Kolonie vor Augen hat, und aus dem ſich folgende Schlüſſe ziehen laſſen. Wenn die Natur den Negern eben den natürlichen Trieb zugetheilt hätte, den ſie den Wilden eingedrückt hat; ſo iſt nichts gewiſſer, als daß ſie, ſtatt ſich maſchinenmäßig und umſonſt den immer wiederkehrenden Arbeiten des Feldbaues, der ſtrengen Mannszucht einer Werkſtätte, den ſchweren Strafen, die ihnen in jedem Falle, wenn ſie dieſer Mannszucht entgegen handeln, angethan werden, zu unterwerfen, im erſten Anfall und von freyen Stücken aus den Plantagen, wo ſie ſo unaufhörlich und ohne Profit arbeiten, und wo ſie doch übrigens nicht gefeſſelt ſind, davon gehen, nach den benachbarten Holzungen laufen, ſich tief ins Innere des Landes begeben, und da, gleich den Wilden, um ſo mehr unabhängig leben würden, ſo ſehr ſie bey ihrer natürlichen Neigung zum Nichtsthun immer Urſache genug haben würden, eines ſolchen Entſchluſſes froh zu werden, und unverrückt dabey zu beharren *).

Sollte es etwa Ungewißheit eines zuverläßigen Unterhaltes bey ſolcher neuen Lebensart ſeyn, was die Neger

*) Thun dies nicht die Negern in Südamerika, u. ſ. w.? D. H.

bewöge, ihrem Joche ſo treulich unterworfen zu bleiben? Allein ihre Begriffe reichen, wie bekannt, nicht einmal ſo weit, daß ſie ſich, ſelbſt in dieſer Hinſicht, um die Zukunft bekümmerten; und zu dem würde auch das Beiſpiel der Wilden, die auf dieſe Art in verſchiedenen Völkerſchaften leben, hinreichend ſeyn, ſie hierüber unbeſorgt zu machen. — Sollte es die Furcht ſeyn, daß ſie von ihren Herren weit verfolget, mitten in jenen weitläufigen Gegenden von ihnen eingeholt, nach ihren Werkſtätten zurückegeſchleppt, und für ihr Entweichen nach der Strenge geſtraft werden würden? Wären ſie auch von noch ſo beſchränkter Einſicht, ſo darf man ſich doch nicht einbilden, daß ſie blödſinnig genug ſeyn könnten, eine ſo chimäriſche Furcht zu hegen — wegen der faſt unüberwindlichen Schwierigkeit, die eine Handvoll Weiße finden müßte, ihnen nachzuſetzen, ihnen mitten in jenen wilden Gegenden beyzukommen, und ſie zumal zurücke zu bringen; eine Schwierigkeit, die, von allen Seiten betrachtet, ſo groß iſt, daß ſie ſich bey mehrerer Anſicht in eine Unmöglichkeit verwandelt, von der die Negern ſogleich innerlich überzeuget ſeyn würden. — Sollte es auch wohl die Beſorgniß ſeyn, daß ſie von den Wilden angehalten, und an ihre Herren wieder ausgeliefert, oder doch wenigſtens von ihnen angefochten werden würden? Ein ſolcher Anlaß zum Schrecken wäre um nichts gegründeter, als die vorigen, da eher die Negern, wenn ſie einmal die Werkſtätte verließen, in Maſſe fortgiengen, und in ſo weitläufige Gegenden eindrängen, im Stande wären, die mäßigen Rotten von Wilden, die in jenen Wüſteneien, große Strecken weit aus einander, herum ſtreifen, in Furcht zu ſetzen,

als daß ſie ſelbſt Urſache finden könnten, ſich vor ihnen zu fürchten. Ueberdies würde es ihnen nicht am Platze fehlen, ſich gemächlich anzuſiedeln, ohne bey jenen kleinen Völkerſchaften den mindeſten Argwohn von einer für ſie daraus erwachſenden Gefahr zu erregen, ſo fern ſie ſich nur von den Gränzen der Kolonie entfernten und ſich an einſamen Orten niederlieſſen, wo die Natur noch ungeſtört Herr über ſich ſelbſt iſt, und ihnen einen ruhigen und ſichern Aufenthalt darböte. Uebrigens gebricht es einer ſolchen Furcht, von den urſprünglichen Einwohnern des Landes beunruhiget zu werden, ſo gänzlich an Realität, daß die kleine Anzahl von Negern, die von Zeit zu Zeit einmal wirklich zu ihnen geflüchtet iſt, faſt immer eine Freiſtatt bey ihnen gefunden, und man bey der Kolonie ſogar einige ſolche Negern nach Verlauf eines beträchtlichen Zeitraumes ihre Freiſtatt wieder hat verlaſſen, freiwillig zu ihren Herren zurückekommen, und wieder in ihre Werkſtätte gehen ſehen, ſo wie der Hund, der aus ſeinem Stall entwiſchet war, von ſelbſt, und aus natürlichem Triebe zur Knechtſchaft wieder zu demſelben zurückekehrt.

Sollten es endlich die Vergleichung, welche die Negern zwiſchen ihrem Zuſtand und dem Zuſtande der Wilden anſtellten, und der Vorzug ſeyn, den ſie, nach Erwägung aller Umſtände, am Ende doch noch dem ihrigen gäben? In der That läßt ſich vermuthen, daß eine ſolche Hinſicht aufs Final allerdings Einfluß auf ihr Verhalten und ihre Privat=Entſchlieſſungen haben könnte. Allein was offenbar das Uebergewicht über jede Art von iſolirtem Bewegungsgrund oder zufälliger Urſache hat, was die haupt-

beglückte. Die Neger-Kreolen, die im Lande ſelbſt, oder in ſonſt einer europäiſchen Kolonie geboren, und hierher verſetzet ſind, ſind die gewandteſten, die geſcheuteſten, und den chroniſchen Krankheiten am wenigſten unterworfen; aber ſie ſind auch zugleich die größten Faulenzer, die ärgſten Schelme, und die ausſchweifendſten Menſchen. Diejenigen, die erſt neuerdings aus Guinea her kommen, ſchicken ſich am wenigſten zu den Dienſten im Hauſe und zu mechaniſchen Künſten; ſie begreifen nicht viel, und werden häufig Opfer hitziger oder ſchleichender Krankheiten, (beſonders in den erſten Jahren ihrer Verſetzung hierher,) ſind aber dagegen auch ſtammhafter, arbeitſamer, ſchicken ſich beſſer zu den Arbeiten des Feldbaues, und ſind auch nicht ſo abgefeimte Schurken und lüderliche Buben, als jene. Dies ſind die Merkmaale, woran ſich die einen von den anderen unterſcheiden laſſen; was das Uebrige anlangt, ſo ſind ſie einander im Phyſiſchen und im Moraliſchen ziemlich gleich.

Es iſt dies eine Art von Menſchen, welche die Natur durch die Geiſtes-Stimmung, durch ihre Geneigtheit, ſich lenken und leiten zu laſſen, durch ihre moraliſche Unfähigkeit, durch eine, ſo zu ſagen, ganz eigne Richtung, durch einen angebornen Hang, durch eine ihnen beiwohnende elaſtiſche Tendenz zu einem bloß leidenden Zuſtande, ganz eigentlich zur Sklaverey beſtimmt zu haben ſcheint. Hierinnen ſind die Neger ganz andere Menſchen, als die Wilden oder urſprünglichen Einwohner von Amerika, welche allem Zwange, aller Unterwürfigkeit in eben dem Grade feind, in dem die Neger dazu geneigt ſind; ſo wie wir

hrung und Länge der Zeit erwieſene Unmöglichkeit, dieſe
enſchenart wirklich der Sklaverey unterwürfig zu ma-
en, als durch angebliche Maximen von Gerechtigkeit und
enſchenliebe, welche bey der innern Regierung ihrer Ko-
nien nie die Richtſchnur ihres Verfahrens, nie der Kom-
aß ihrer Verfügungen geweſen ſind, am Ende bewogen
nd genöthigt worden, die Freiheit eben der Menſchen
nzuerkennen, die man ſchlechterdings nie an das Joch
er Abhängigkeit hatte gewöhnen können, und die ſich im-
mer lieber ermorden laſſen, als Knechte ſeyn wollten? *)

Mit den Negern hat die Sache eine ganz andere Be-
wandniß, für ſie iſt Sklaverey, ſo wohl in den Ländern,
aus denen ſie gebürtig ſind, als überall anderwärts, ein
natürlicher Zuſtand, aus dem ſie nur gewaltſam treten,
und zu dem ſie dagegen willig zurückekehren, wie eine
Heerde Schaafe zum Stalle. Selbſt die großen Auftritte,
die ſich ſeit einigen Jahren in den franzöſiſchen Kolonien,
und namentlich auf der Inſel St. Domingo zugetragen
haben, dienen bloß zur Beſtätigung und Bekräftigung
meiner Gedanken über dieſe Sache, und kommen dem,
was ich bereits geſagt habe, zu Statten. Es iſt außer
Zweifel, daß die Negern in letztgedachter Kolonie, dieſem
Schauplatze ſo vieler traurigen Begebenheiten, bis heu-
tigen Tag noch keine Stunde aufgehört haben, wirkliche
Sklaven, wenn ſchon nicht immer dem Namen nach, zu

*) Dieſe Eigenheit iſt kein wirklicher Vorzug der amerikaniſchen
Wilden; der Grund davon liegt in zufälligen Urſachen, die
der Menſchenforſcher leicht auffinden wird. D. H.

ſeyn, mag man ihnen auch von dieſem oder jenem Hi[rn]geſpinnſte noch ſo viel vorgeſchwatzt, mögen ſie ſich au[ch] in was für einer Lage ſie wollen, befunden, und ande[re] ihnen dieſe oder jene Benennung beigelegt haben. V[or] der Revolution waren ſie Sklaven ihrer rechtmäßigen He[r]ren; in den erſten Jahren dieſer Revolution ſind ſie Skla[]ven der franzöſiſchen Kommiſſarien und der Mulatten ge[]weſen; und nunmehr ſind ſie Sklaven ihrer Anführer, (die ſo gut, wie ſie ſelbſt, Negern ſind,) und einiger Weißen und Mulatten, die auf die Seite jener Anführer getreten ſind. Man hat wohl das Wort (den Namen) vernichtet; aber die Sache iſt geblieben; denn das Wort iſt nichts, und die Sache iſt alles. Mein Mantel, zum Beiſpiele, läßt ſich allenfalls nicht mehr Mantel, ſondern anders, nennen, wird mir aber immer, wie es ſeine Beſtimmung mit ſich bringt, zur Bedeckung dienen. Eben ſo kann, kurz zu reden, der Neger-Sklave mit jedem andern Titel, den man für dienlich hält, bezeichnet werden; aber in den Kolonien wird er nie anders mit Nutzen zu gebrauchen ſeyn, als er ſchon vor dieſen Unruhen gebrauchet worden iſt, man müßte es denn dahin zu bringen wiſſen, daß man ſein Naturell ändern, den Inſtinkt, der ihn an die Knechtſchaft bindet, vernichten, und ihn zum Stande der Civiliſirung eben ſo tauglich und geneigt machen könnte, als es der Weiße iſt. Dies heißt mit andern Worten: man müßte die Kunſt verſtehen und das Glück haben, dem Wolfe die Fertigkeiten des Hundes, und dem Affen die Gewohnheiten des Schaafes beizubringen, mithin die Gränzen der Natur zu verrücken, und die von ihr ſelbſt eingeführte Ordnung ſammt ihren Geſetzen umzukehren. Sage

und argumentire man hierwider, ſo viel man wolle; es iſt einmal nicht anders. Alle Vernünftcleien unſerer revolutionsſüchtigen Sophiſten, dieſer Enthuſiaſten für allgemeine Freiheit, dieſer negrophiliſchen Marktſchreyer, ſcheitern gegen eine Reihe von Beobachtungen, die ſich auf die Erfahrung gründen und von ihr beſtätiget ſind. *)

Aber wieder zu unſerm Zwecke, von dem uns dieſe Abſchweifung über die Macht und den Einfluß des Naturells ein wenig abgebracht hat, zu kommen, wollen wir den Neger-Sklaven in Louiſiana etwas näher betrachten.

Er iſt überhaupt und durchgängig mit allen den Fehlern behaftet, die mit der Knechtſchaft verbunden zu ſeyn pflegen. **) Vor allen Dingen iſt er faul, ausgelaſſen und lügenhaft, aber doch von Grund aus nicht bösartig. Deſſen ungeachtet kann man nach dem unverſchämten Tone, der hier bey ſeines Gleichen ziemlich gemein iſt, nach dem gewöhnlichen Gerede dieſer Menſchen, und ſogar nach einem gewiſſen, durchgehends ungeſchmeidigern, rauhern und entſchiedenern Charakter zu urtheilen, als er ſich bey den Negern auf den Antilliſchen Inſeln findet, (welches man ſo wohl dem Klima, als der Regierungsform und

*) Der Herr Verfaſſer möchte wohl ſchwerlich triftige Gründe für ſeine Sophiſtereyen auffinden können. Alle denkende Leſer werden ohne unſre Beyhülfe die Richtigkeit ſeines Räſonnements einſehen. D. H.

**) Richtig! Aber man muß die Wirkung nicht mit der Urſache verwechſeln. D. H.

Polizey der verſchiedenen Länder zuſchreiben muß,) mit Recht vermuthen, daß eine politiſche Erſchütterung von der Art, wie ſie den franzöſiſchen Kolonien wiederfahren iſt, hier zu Lande um ſo kläglichere Folgen nach ſich ziehen würde, weil mir die hieſigen Negern, (wie ich ſo eben angedeutet habe,) bey weitem mehr zu einem allgemeinen Aufſtande geneigt zu ſeyn ſcheinen, als es die Negern in St. Domingo zur Zeit der Revolutions-Kriſis waren, und weil es wahrſcheinlicher Weiſe hier nicht an nichtswürdigen Buben von jeder Art und jeder Farbe fehlen möchte, die ſich in einer ſolchen allgemeinen Verwirrung an ihre Spitze ſtellen, und ſie zu ſchröcklichen und unüberſehbaren Exceſſen verleiten würden — vorausgeſetzt, daß die Umſtände alsdann hier eben ſo paſſend zu einem ſolchen moraliſchen Umſturze zuſammen träfen, wie der auf St. Domingo in jenen traurigen Zeiten war; welches zu gutem Glück in hieſigem Lande keinesweges vermuthet werden kann.

Die Negern ſind hier zwar immer zum Arbeiten hintereinander fort genöthigt, werden aber doch eben nicht mit übermäßiger Arbeit abgemattet, ausgenommen zur Zeit der Fabrikatur in den Zuckerſiedereien, in einem Zeitraume von zwey bis drey Monaten, wo die Maſſe der Arbeiten wirklich außer Proportion zu der Maſſe der Arbeiter iſt, die ſich dann, bey Tag und bey Nacht, nach Maaßgabe ihrer Anzahl damit überladen befinden. Man wird mir ohne Zweifel zugeben, daß eine Werkſtatt von vierzig Negern, die eine Fabrikatur von hundert und zwanzig tauſend Pfunden Zuckers, und 120 Tonnen Syrups in

der kurzen Zeit der zwey kalten, nebligen, regneriſchen Monate November und December, unter allen den Schwierigkeiten und mannichfaltigen Beſchwerlichkeiten, die aus der Strenge der Jahreszeit, der Kürze der Tage und der Länge der Nächte entſtehen, zu Stande bringen muß, durchaus nicht feyern oder ſchläfrig arbeiten dürfe, ſondern daß ſie ſich vielmehr dieſe Zeit über, wie es hier heißt, tüchtig tummeln muß. Wahr iſt indeß, daß die Sklaven zu der Zeit reichlicher genährt, und, nach dem Kolonial-Ausdruck, aus der Hand gefüttert werden. Zu jeder andern Zeit, und bey den übrigen Kultur-Geſchäften, wird es ihnen nicht ſo gut. Die Arbeiten ſind dann nicht ſo übermäßig; dafür iſt aber auch die Nahrung dabey nicht ſo reichlich.

In einem Lande, welches nicht die vielen Hülfsquellen, wie die Antillen, nicht jenen Ueberfluß an mancherley Lebensmitteln hat, die faſt immer friſch nachwachſen, dergleichen die Bananen, die Maniokwurzeln, die Patacen, die Yamswurzeln, der karaibiſche Kohl oder Malangas, der Palmen-Kohl, der Reiß, das türkiſche Korn, der Hirſe, die Erbſen, allerley Bohnen, u. ſ. w. ſind, und wo der Neger weiter gar keine ſichere Nahrung hat, als den Reiß, das türkiſche Korn, und eine Art von kleinen braunen Bohnen, beſteht die feſtgeſetzte Ration für jeden Neger monatlich bloß aus dem Werthe einer Tonne türkiſchen Korns in den Hülſen; wie denn das türkiſche Korn das einzige Lebensmittel iſt, wovon die Aerndten in dieſem Lande ſo ergiebig ſind, daß ſich daraus der unentbehrliche Unterhalt für die Sklaven der Kolonie ziehen

läßt. Der Reiß, die Bohnen und die Erdbirnen würden nicht zulangen, nur den vierten Theil dieſer Leute zu ernähren, man müßte denn die Pflanzungen dieſer Lebensmittel zum Nachtheile der Haupt-Kulturen verſtärken, wozu aber die Plantagen-Beſitzer wohl keine Luſt haben möchten. Indeſſen giebt es unter den hieſigen Plantagen-Beſitzern doch einige, die ihren Leuten außer der gedachten Ration türkiſchen Kornes noch ein wenig Salz dazu geben; und damit gut!

In den Stunden, die dem Neger für ſich zugelaſſen ſind, muß er beſchäftiget ſeyn, dieſes türkiſche Korn zu enthülſen, es auszukernen, zu ſtoßen, zu beuteln, oder auch, nach Maaßgabe der verſchiedenen Zurichtung, zu waſchen. Dann bleibt ihm noch übrig, es mit dem Holze, welches er ſich ſelbſt anſchaffen muß, zu kochen. Dennoch muß er mit Tages-Anbruch, im Winter wie im Sommer, auf den Feldern ſeyn bis zu Mittage. Dahin nimmt er denn, wenn er des Morgens geht, ſein Frühſtück mit, welches er zwiſchen acht und neun Uhr an dem Platze genießt, wo ihn ſeine Geſchäfte ſo eben zu ſeyn verpflichten. Vom Mittage bis um zwey Uhr nach Mittage bleibt die Arbeit für den Herrn ausgeſetzt; dann aber ſetzt ſie der Neger ununterbrochen bis zum Anbruche der Nacht unter der Aufſicht des Herrn oder des Verwalters, und unter der Geiſel eines Negern-Gebieters fort.

Während der paar Ruheſtunden, die ihm gegönnt ſind, bringt der gute Neger ſeine Zeit nicht müßig zu,

ſondern geht hin und arbeitet an einem Stückchen Landes, wo er Lebensmittel zu ſeinem Profit gepflanzt hat, da indeſſen ſeine Gattin, wenn er eine hat, beſchäftiget iſt, für ihn, und ihre Kinder ein Eſſen zuzurichten. Denn ich habe bemerket, daß in hieſiger Kolonie die Kinder der Sklaven nicht, wie auf den Antillen gebräuchlich iſt, beſonders ernähret werden, ſondern Väter und Mütter mit ihnen beladen bleiben, gegen eine halbe Ration türkiſchen Korns für jedes Kind, bloß zu rechnen von dem Tag an, wo das Kind entwöhnet wird, weil man die Milch der ſäugenden Mutter, die indeſſen immer an ihre gewöhnliche Arbeit gebunden bleibt, zur Nahrung des Kindes bis dahin für hinlänglich achtet; — ein Zuwachs von Laſt und Beſchwerlichkeit für dieſe unglücklichen Weſen.

Kommen ſie des Abends beide in ihre Hütten, ſo richten ſie ſich ein ſehr mäßiges Abendeſſen zu, genießen es, (welches ſie noch bis ziemlich ſpät in die Nacht wachend erhält,) und legen ſich dann ſchlafen — mit Ausnahme einiger Nachtſchwärmer, die, weil ſie in ihrer Heimath keine Weiber finden, (wie denn bey der hieſigen Kolonie die Anzahl der Negerinnen in einem beträchtlichen Mißverhältniſſe gegen die Anzahl der Negern ſteht, von denen wenigſtens drey Mannsleute gegen ein Weibsbild ſind,) anderwärts herum laufen, ein glückliches Abentheuer zu ſuchen, an deſſen Statt ihnen zuweilen ein unglückliches begegnet, wenn ſie von ungefähr auf eine Patrouille von benachbarten Pflanzern ſtoßen, welche ſie aufhebt, und des andern Morgens

wieder in ihre Werkſtätten laufen läßt, nachdem ſie ihm eine mehr oder minder derbe Züchtigung mit auf den Weg gegeben hat, deren Andenken deſſen ungeachtet, bey ihrer moraliſchen Stimmung, gar bald erlöſcht, weil das Bedürfniß der Natur bey ihnen noch viel ſtärker iſt, als die Dauer des Gefühls von der empfangenen Strafe.

Ihre gewöhnliche Nahrung iſt türkiſches Korn, oder ein wenig Reiß und Bohnen, in Waſſer gekocht, und faſt immer ohne Schmalz und ohne Salz, wozu ſie dann und wann ein kleines Stück Wildpret genießen, das ſie auf der Ebne oder im Gehölze zu tödten die Geſchicklichkeit haben, und über deſſen Auswahl ſie nicht ſchwierig ſind. Alles, was Fleiſch heißt, iſt ihnen gut genug. Sie eſſen gern Piſchu, (eine Mittelart von Wolf und großem Fuchſe,) Schawy, (ebenfalls eine Wildart, aber kleiner,) wilde Katzen und wilde Ratten, Eichhörner, und ſogar Krokodille; Reh und Kaninchen überlaſſen ſie den Weißen, und wenn ſie dergleichen getödtet haben, verkaufen ſie es an ſie.

Sie ziehen auch Federvieh und Schweine, eſſen aber nicht davon, oder thun, eigentlich zu reden, weiter nichts, als daß ſie es koſten. So was iſt für ſie ſchon zu leckerhaft; lieber machen ſie es zu Gelde. Eben dieſes thun ſie auch mit den Eiern, um ſich etwa ein Klei-

Das amerikaniſche, von uns ſogenannte Krokodill iſt der merklich anders gebildete Cayman. D. Ueb.

ungsſtück, oder ſonſt etwas, das mehr nach ihrer Konvenienz iſt, und inſonderheit ein kleines Mäßchen Tafia oder Zucker-Branntwein anzuſchaffen, nach dem ſie durchgehends ſo begierig ſind, daß man ihnen, wenn man ein Stück Arbeit, wozu Kraft-Anſtrengung erforderlich iſt, in der Geſchwindigkeit von ihnen geleiſtet haben, und doch zu dem Ende nicht gerade die Peitſche brauchen will, nur einen Schluck, das iſt, drey Queerfinger breit von dieſem, einem jeden willkommenen Liebingstrunke verſprechen darf. Damit kann man ſie bereden, daß ſie einem durchs Feuer laufen. Auch Tabak, geraucht oder gekaut, iſt ausnehmend nach dem Geſchmacke dieſer Leute.

Zu ihrer Kleidung wird ihnen, das ganze Jahr über, weiter nichts gegeben, als einzig und allein eine mäßige wollene Decke, die ein jeder von ihnen zu Winters-Anfange bekömmt, und aus der ſie ſich eine Art von Mantel oder Kappe machen, die ihnen in dieſer ſtrengen Jahreszeit vom Kopfe bis unter die Hüften zur Bedeckung dient. Uebrigens ſind ihre Herren, (welches man kaum glauben ſollte,) ſo knauſerig, ſo ausgelernt in der Sparkunſt, daß ſie ihnen vom Allerheiligenfeſt (1ſten November) an bis zu Oſtern, zum Erſatze für die Kürze der Tage in dieſer Jahreszeit, von ihren zwey Ruheſtunden noch eine halbe Stunde abkürzen, und auſſerdem auch ſogar den Werth der wollenen Decke, die ſie einem Jeden geben, im voraus abziehen und für ſich inne behalten, indem ſie ſie dafür entweder an den Sonntagen, (welche dieſen unglücklichen Menſchen, vermöge

der Kolonial-Verordnungen, zu eigner Diſpoſition ſi
gelaſſen werden ſollen,) ſo wie in ihren zwey Ruheſt
den zum Arbeiten zwingen, oder es ihnen an ſonſt ei
Artikel abbrechen, womit der Werth jenes wichti
Stüks erſetzet werden, und zur Wiedererſtattung ei
ſolchen Vorſchuſſes für die großmüthigen Louiſianer d
nen kann, zu deren Profit gleichwohl ihre armen Sk
ven vom Anfange bis zum Ende des Jahres ohne d
mindeſten Vortheil und den geringſten Nutzen für ſi
ſelbſt, arbeiten.

Ihre verrauchten Hütten beſtehen aus Pfähl
und Bretern von Cypreſſen, die neben einander aufg
ſetzt ſind, und durch die Wind und Regen eindringe
Hierbey fällt mir eine Anekdote ein, die zwar i
Grund an und für ſich nicht viel bedeutet, deren U
ſtände aber nicht anders als intereſſant für jedes fü
lende Herz ſeyn können, in ſofern ſie ein neues Be
ſpiel von der eingewurzelten Fühlloſigkeit der Louiſiane
Koloniſten gegen alles, was mit der Menſchenliebe z
ſammen hängt, enthalten. Ich will ſie erzählen, w
ſie ſich, vor weniger Zeit, vor meinen Augen zugetra
gen hat. Einige Perſonen, worunter ich ſelbſt gehört
machten ſich einen von den ſchönen Tagen, die dan
und wann den Winter in Louiſiana erheitern, zu Nutz
gegen Sonnen-Untergang in dem Innern einer Plan
tage ſpazieren zu gehen. Da man nun über das hin
gieng, was man hier zu Lande unſchicklicher Weiſe das

*) Quid non mortalia pectora cogis, Auri sacra fames!

ager nennt, (welches die Gegend iſt, wo die Negern-hütten, in einer kleinen Entfernung von einander ſtehen,) ſagte Jemand von der Geſellſchaft: „wir wollen doch einmal die hundertjährige beſuchen;“ und ſomit wanderten wir auf die Thüre einer kleinen Feldhütte zu, in der ich den Augenblick darauf eine alte Negerin aus Senegal zum Vorſcheine kommen ſah, ſo abgelebt, daß ſie wie zwiefach zuſammen gekrümmt da ſtand und ſich auf die Planken ihrer Hütte ſtützen mußte, um die vor ihrer Thüre zuſammen kommende Geſellſchaft zu empfangen, und zu dem beinahe taub, aber noch mit einem ziemlich hellen Auge verſehen. Sie lebte in der äußerſten Entblößung von allem, was der Menſch bedarf, wie alles, was bey ihr zu ſehen war, zur Genüge bezeugte, indem ſie kaum einige Lumpen zur Bedeckung, und ein Paar Brände zur Erwärmung — in einer Jahreszeit hatte, deren Strenge für hohes Alter, und zumal für die Schwarzen höchſt empfindlich iſt. Wir fanden ſie beſchäftigt, ſich zum Abendeſſen ein wenig Reiß in Waſſer zu kochen; denn von ihrer Herrſchaft bekam ſie gar keinen regelmäßigen Unterhalt, wie ihn doch ihre hohen Jahre und ihre vormaligen Dienſte eigentlich erfordert hätten. Uebrigens war ſie ſich ſelbſt überlaſſen, und lebte in dem Stande der Freiheit, den ihr ihre Herrſchaft, bey der in ihr erſchöpften Natur, zu laſſen, genöthigt worden war, und den ſie folglich mehr dieſer Natur, als ihrer Herrſchaft, zu verdanken hatte. Nun muß ich dem Leſer zu wiſſen thun, daß dieſe faſt hundert Jahre alte Frau, außer ihren langwierigen Dienſten, mit ihrer Milch zwey weiße Kinder aufgeſäugt hatte, die

hernach zu völligem Wachsthume gelanget, und vor bereits hinweg geſtorben waren; leibliche Brüder ihrem dermaligen Herrn, der damals eben zu unſ Geſellſchaft gehörte. Die Alte ward ihn bald gewa rief ihn beim Namen, indem ſie ihn (nach der We der Negern von Guinea,) mit der Miene der Treuh zigkeit und wahrhaftig beweglicher Einfalt duzte: „Nun, fragte ſie, „wenn wirſt du denn einmal die Decke „meiner Hütte ausbeſſern laſſen? Es regnet herein, w „d außen." Der Herr hob die Augen auf, und ſ nach dem Dache, welches mit der Hand zu erreich war. „Ich werde darauf denken," war ſeine Antwort. – „Du wirſt darauf denken? Das ſagſt du allemal, un „doch geſchieht nichts." — „Haſt du nicht deine Ki „der?" (ein Paar Negern in der Werkſtätte, welche En kel von ihr waren,) „Die könnten deine Hütte recht „gut wieder in Stande ſetzen. Biſt du nicht ihre Gro „mutter?" — „Aber du, biſt du nicht ihr Herr, un „biſt du ſelber nicht auch mein Sohn? :::: Hör' ein „mal," fuhr ſie fort, indem ſie ihn beim Arme faßte, und in die Hütte hinein führte, „komm nur her, und „ſiehe ſelber mit eignen Augen die Oeffnungen. Hab „doch Erbarmen, mein Sohn, mit der alten Jaruba, „und laß wenigſtens über ihrem Bette die Decke aus „beſſern. Das iſt alles, was ſie von dir verlangt; und „der liebe Gott wird dir's vergelten." Die letzten Worte wurden von ihr mit einem ſo vielſagenden und ſo rüh renden Tone geſagt, daß ich für meinen Theil darüber bis ins Innerſte bewegt war. Und was war es für ein Bette, von dem ſie redete, und wegen deſſen ſie ſo

dungsſtück, oder ſonſt etwas, das mehr nach ihrer Konvenienz iſt, und inſonderheit ein kleines Mäßchen Taſia oder Zucker-Branntwein anzuſchaffen, nach dem ſie durchgehends ſo begierig ſind, daß man ihnen, wenn man ein Stück Arbeit, wozu Kraft-Anſtrengung erforderlich iſt, in der Geſchwindigkeit von ihnen geleiſtet haben, und doch zu dem Ende nicht gerade die Peitſche brauchen will, nur einen Schluck, das iſt, drey Queerfinger breit von dieſem, einem jeden willkommenen Lieblingstrunke verſprechen darf. Damit kann man ſie bereden, daß ſie einem durchs Feuer laufen. Auch Tabak, geraucht oder gekaut, iſt ausnehmend nach dem Geſchmacke dieſer Leute.

Zu ihrer Kleidung wird ihnen, das ganze Jahr über, weiter nichts gegeben, als einzig und allein eine mäßige wollene Decke, die ein jeder von ihnen zu Winters-Anfange bekömmt, und aus der ſie ſich eine Art von Mantel oder Kappe machen, die ihnen in dieſer ſtrengen Jahreszeit vom Kopfe bis unter die Hüften zur Bedeckung dient. Uebrigens ſind ihre Herren, (welches man kaum glauben ſollte,) ſo knauſerig, ſo ausgelernt in der Sparkunſt, daß ſie ihnen vom Allerheiligenfeſt (1ſten November) an bis zu Oſtern, zum Erſatze für die Kürze der Tage in dieſer Jahreszeit, von ihren zwey Ruheſtunden noch eine halbe Stunde abkürzen, und auſſerdem auch ſogar den Werth der wollenen Decke, die ſie einem Jeden geben, im voraus abziehen und für ſich inne behalten, indem ſie ſie dafür entweder an den Sonntagen, (welche dieſen unglücklichen Menſchen, vermöge

geſſen. Das hab' ich mit angeſehen — und habe mi
für verbunden geachtet, es treulich zu berichten, a
einen Zug, der zur Schilderung hieſiger Lokal-Gewoh
heiten dient, und von dem die Beiſpiele hier zieml
alltäglich ſind.

Die Strafen, die in hieſiger Kolonie den Negern a
gethan zu werden pflegen, ſind, wie anderwärts, je nach
dem das Verbrechen mehr oder minder ſchwer iſt, di
Eiſen und die Peitſche; und was dieſen Punkt anlang
kann man eben nicht ſagen, daß ſie in vielen Fällen gra
ſam, oder nur mit zu vieler Strenge behandelt würde
Zum Beiſpiele, durch einen Diebſtahl, der in Europa de
Thäter auf die Galeeren, und nach der Wichtigkeit de
Verbrechens, oder nach den damit verknüpften Umſtä
den zuweilen wohl gar an den Galgen bringen würde, zie
ſich der Neger, der dergleichen begangen hat, bloß di
Züchtigung mit der Peitſche, und die äußerliche Beſchi
pfung mit einem eiſernen Halsbande zu. Lange Zeit üb
iſt in Europa ein Soldat, wenn er deſertiret war, a
Leben geſtraft worden; thut hier der Neger eben di
ſes; ſo iſt ſeine Strafe noch immer weiter nichts, als da
Eiſen und die Peitſche. Und was die Züchtigungen b
trifft, die den Negern in Hinſicht auf Ordnung bey den
Arbeiten und Aufrechthaltung der Mannszucht wiederfah-
ren, ſo frage ich, ſind nicht alle die Menſchen, die ihrem
Stande nach zu Betreibung einer Profeſſion, habe ſie Na-
men wie ſie wolle, angeworben und angeſtellt ſind, und
darunter namentlich die Soldaten und die Matroſen faſt
in allen europäiſchen Ländern, beſonders in England,

dieſem auf ſeine Landes=Verfaſſung und Freiheit ſo ſtolzen Lande,) hierinnen ebenfalls Strafen unterworfen, die faſt eben ſo ſtrenge, und ſo ziemlich von eben der Art ſind, wie diejenigen, die in gleichem Falle die Negern hier über ſich ergehen laſſen müſſen? Wiederfahren den einen nicht ſo gut Stockſchläge, Spitzruthen, Krummſchließen in Ketten und Banden, wie den andern? Wenn ja noch bey der Strenge der Mannszucht und bey der Härte der Strafen ein Unterſchied in der Ausdehnung derſelben Statt findet, gereicht derſelbe nicht ſehr oft zum Nachtheile der letztern? Und damit ich mit einem Worte rein heraus ſage, was ich denke, iſt denn nicht der verbindliche Eintritt des Weißen in faſt jeden Stand, und beinahe in jedem Lande, in vielen Rückſichten, der Knechtſchaft des Negers völlig gleichgeltend? Iſt nicht einer ſo gut, wie der andere, an die Abhängigkeit, und folglich auch an die mancherley Laſten, die daran kleben, gefeſſelt? Von dem Wilden, der von dieſer durchgängigen Abhängigkeit ganz frey iſt, in wiefern er, vermöge ſeiner Lebensart, weder arm, noch reich iſt, rede ich hier nicht; genießt er auf der einen Seite nichts von den Vortheilen, die mit dem civiliſirten Leben verknüpfet ſind, ſo hat er doch dagegen auf der andern auch nichts von den Laſten deſſelben zu tragen.

Eigentlich zu reden, ſind alſo Sklaverey und die unmittelbaren Folgen derſelben, nach meinen Gedanken, der Geſellſchafts=Ordnung nicht gerade zuwider, und beleidigen auch die Geſetze derſelben nicht, indem es, den Unterſchied in Worten abgerechnet, wirklich in jedem policirten Lande, nur, wie ich eben bemerket habe, unter man=

cherley Formen immer Sklaverey giebt. Mithin kann man dieſen Zuſtand im Grunde als ein nothwendiges Uebel betrachten, welches mit zu der Verfaſſung einer bürgerlichen Geſellſchaft gehört; und gewiß iſt dies nicht der einzige Stand, den man bey dieſer Ordnung der Dinge aus einem ſolchen Geſichts-Punkt anſehen darf. Hat es nun dieſe Bewandniß, (und dies können wir ja wohl aufrichtig eingeſtehen;) ſo iſt es bloß das Wort Sklaverey, was unſeren Ohren anſtößig klingt und uns ſcheu macht. Nun wohlan, ſo ſchaffe man endlich dieſes mißfällige Wort ab, und führe an deſſen Statt ein anderes ein, welches paſſend genug iſt, die Stelle deſſelben zu vertreten; zum Beiſpiele das Wort Abhängigkeit, welches Baublanc vor einigen Jahren vorſchlug, oder irgend ein anderes, was eben ſo viel ſagt; ſo hat dieſer große Streit mit einmal ein Ende. Denn oft ſtreiten wir mehr über Worte, als über die Sache ſelbſt und bleiben mehr an der Form des Gegenſtandes, als am Gegenſtande hängen. Und was die Mißbräuche anlangt, die dieſem Stande nicht eben ſchlechterdings ankleben, aber doch ſehr oft damit verbunden ſind, und über die ſich jeder Menſch von Gefühl und Menſchlichkeit mit Recht empört, ſo kann ja wohl Abſtellung derſelben Platz greifen. Verbannten wir demnach das Wort, an deſſen Statt wir leicht eine neue Benennung einführen können, und machten wir den Mißbräuchen durch gute Geſetze, die gehörig vollzogen würden, ein Ende; ſo wäre es, meinen Gedanken nach, gar nicht möglich, dieſem Stande, der doch mehr oder weniger überall vorhanden, und in den Kolonien ganz unentbehrlich iſt, einen zuläßigen und regelmäßigen Halt zu

geben. Dies iſt im Ganzen, und um aller Zweideutigkeit zu begegnen, meine in dieſer Hinſicht zur Genüge erklärte Meinung.

Alles wohl überlegt, bin ich am Ende der Meinung, daß das Schickſal der Neger-Sklaven in Louiſiana bey weitem nicht ſo leidlich iſt, als es das Schickſal von ſeines Gleichen in St. Domingo vor der Revolution war; und dies ſo wohl in Anſehung des Klima's, deſſen rauhe Beſchaffenheit vier Monate vom Jahr hindurch das Phyſiſche eines Weſens angreift, welches unter dem heißen Erdſtriche zu leben geboren war, als in Rückſicht der Nahrung, der Kleidung, der Arbeit, kurz, alles deſſen, was ihn betrifft, und namentlich ſeines Favorit-Hanges zu den Weibern, den er in einem Lande, wie dieſes iſt, wo gegen eine Negerin beinahe vier Negern ſind, und wo man viele Werkſtätten findet, die aus fünf und zwanzig Männern und nur fünf oder ſechs Weibern beſtehen, nicht nach ſeinem Geſchmacke befriedigen kann. Daher ſieht man auch bey den hieſigen Negern nicht die angeborne Luſtigkeit, nicht den Hang zum Frohſinne, der ſich, ſelbſt mitten unter ihren Geſchäften, durch Geſänge oder erfreuliche Geſpräche, und in den Ruheſtunden oder an Ruhetagen durch Tänze mit lauten Ausbrüchen des Lachens zu Tage legt, wie man es in St. Domingo häufig beobachten konnte. Hier iſt der Neger in ſich ſelbſt gekehrt, und tritt aus dieſer tiefen Erſtarrung, aus ſeiner finſtern Laune [illegible] nicht heraus, als wenn er ſich mit Taſia berauſcht, den er mit Vergnügen genießt; und ſogar alsdann artet ſeine Säufer-Munterkeit mehr in Zankſucht, als in luſtige Einfälle aus.

Die gewöhnliche Sprache der Louiſianer Neger-Sklaven, ſo wie einer groſzen Anzahl von hieſigen Freigelaſſenen, iſt eine verdorbene Pöbelſprache, die aus dem Franzöſiſchen herſtammt, und die viel Aehnlichkeit mit derjenigen hat, welche die von ihres Gleichen auf den franzöſiſchen Inſeln in Amerika reden. Ein Theil von den Freygelaſſenen und den Sklaven, die hier zu häuslichen Dienſten gebrauchet werden, ſpricht das Franzöſiſche ſo gut, wie die Herren; und dies will eben nicht ſagen, daß dieſes Franzöſiſche ſo ſehr rein und lauter wäre.

Die gewöhnlichſten Krankheiten der Negern ſind im Frühjahre leichte Fieber-Anfälle, im Sommer heftige Fieber, im Herbſte Ruhren, und im Winter Flüſſe auf der Bruſt. Doch iſt, überhaupt genommen, bey ihnen die Mortalitäts-Liſte nicht eben beträchtlich, und die Geburts-Liſte ſcheint ihr ziemlich die Waage zu halten; oder wenigſtens fehlt nicht viel daran. Den Beweis hiervon giebt der Umſtand, daß der Sklaven-Handel zu keiner Zeit viel Negern hierher geliefert hat, und ſeit den letzten zehn Jahren gar keine mehr hergekommen ſind. Gleichwohl haben ſich die Werkſtätten bis auf dieſe Stunde, einige ganz geringe Verminderung abgerechnet, immer durch die Geburten erhalten, welche die Lücken, die etwa durch die Sterblichkeit entſtanden waren, groſzen Theils wieder ausfüllten. Jedoch will ich damit nicht ſagen, daß die Werkſtätten nicht gegenwärtig überhaupt, nach Proportion der wirklich beſtehenden Kulturen, zu ſchwach beſetzet, und das Bedürfniß, friſche Negern ins Land zu bringen, eben deswegen, nicht ſehr merklich wäre.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Beſondere Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche des Landes.

Obiger allgemeinen Schilderung wollen wir noch einige einzelne Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Kolonie beyfügen.

Der Luxus, der ſich ſeit zehn bis zwölf Jahren her im Lande eingeſchlichen hat, der auch immer von Tage zu Tage weitere Fortſchritte thut, und der Zulauf von ſo vielen Ausländern aller Art, die ſich ſeit einiger Zeit nach dieſem Lande drängen, haben den öffentlichen guten Sitten der Einwohner gewaltigen Abbruch gethan. Auf dem platten Lande haben die Sitten zwar noch nicht beträchtlich gelitten; aber in Neu-Orleans haben ſie dagegen bereits einen mächtigen Hang zur Verderbniß bekommen, und nehmen nun in der Geſchwindigkeit um ſo mehr überhand, weil ſich der Saame der Verdorbenheit in der Stadt leichter, als anderwärts, entwickelt. Da kann man die auffallenden Wirkungen dieſer Veränderung in den Sitten gar nicht verkennen. Ein Ton von Prunk und Aufwande, der die Mittel, die man hat, überſteigt, zeigt ſich da in dem Putze der Weiber, in der Eleganz der Wagen, in der ausgeſuchten Schönheit der Mobilien, und geſellt ſich da zu der leidenſchaftlichen Neigung der Männer zu den Freuden der Tafel und des Spieles.

Ein Land, welches an und für ſich ſelbſt arm iſt, und ſeit einigen Jahren eines bloß erborgten Wohlſtandes genießt, den es lediglich den reichen Beiträgen ſeiner Regierung und den Zeit-Umſtänden zu danken hat, die ihm den engliſchen und amerikaniſchen Handel zugeworfen haben, (Beiträgen und Umſtänden, die in einem Augenblicke wieder wegfallen können,) — ein ſolches Land iſt nicht dazu gemacht, den Luxus, der ſelbſt in einem reichen Lande gefährlich, und für Länder, welche die Natur zur Mittelmäßigkeit verurtheilet hat, ein tödtliches Gift iſt, zu kennen und in ſeinen Schoos aufzunehmen.

Wenn ich von dem Luxus rede, der ſich ſeit kurzem in dieſer Kolonie eingeſchlichen hat; ſo darf man ſich übrigens nicht einbilden, daß es ein äußerſt hoch getriebener Luxus wäre, welcher dem gliche, deſſen Glanz uns an ſo vielen andern Orten auffällt. Luxus iſt, wie bekannt, ein bloß relativer Begriff. Aufwand, der die Mittel des Orts, wo er ſich zeigt, überſchreitet, iſt Luxus. Was alſo Luxus für dieſen oder jenen nahmhaften Ort iſt, iſt es nicht für dieſen oder jenen andern; und was, zum Beiſpiel, hier Luxus heißt, wär' es ganz gewiß im Kap-François, vor der Epoche der daſigen Unglücksfälle, nicht geweſen. Mithin iſt Luxus, eigentlich zu reden, Ausdehnung unſers Aufwandes über unſere Mittel; ſo wenigſtens verſteh' ich's; und in dieſem Sinne ſag' ich, es giebt in hieſigem Lande nach Proportion der Mittel, die das Land hat, wirklich ſchon Luxus, obgleich das, was dieſer Luxus hier auskramt, an andern Orten gar wenig bedeuten, oder da, beſſer zu ſagen, als ein ganz alltäglicher Auf-

kend betrachtet werden würde. Nächſtdem muß ich noch hinzuſetzen, (und man wird mir das leicht glauben,) daß der Hang zum Luxus hier bey weitem größer iſt, als der Luxus ſelbſt, beſonders bey den Weibern in der Stadt, denen es freilich nicht an irgend einer Neigung, demſelben nachzuhängen, wohl aber an den Kräften dazu fehlt, weil ihre Männer oder ihre Aeltern eben nicht Luſt haben, ihnen in dieſem intereſſanten Punkte, dem Gegenſtand ihrer angelegentlichſten Sorgen, blindlings zu Willen zu ſeyn. Bey dieſer Lage der Dinge läßt ſich bald einſehen, daß aus ſolchem leidenſchaftlichen Geſchmack am Luxus immer mehr Lockerheit in den Sitten entſtehen müſſe; und die ſichtbarſte, und zugleich betrübteſte Folge von dieſer, wie der Krebs um ſich freſſenden Verderbniß in dieſer Stadt iſt das Wegſetzen einer Menge weißer Kinder, (der unglücklichen Früchte verheimlichter Ausſchweifungen,) die gleich nach der Geburt von ihren ſtrafbaren Müttern einer unächten Ehrliebe aufgeopfert werden, nachdem ſie die ächte ihrem ausgelaſſenen Hange zu einem Luxus, der ſie unglücklich macht, aufgeopfert haben. Im verwichenen Winter iſt ein ſolches verlaſſenes kleines Geſchöpfe, welches in der Nacht außerhalb der Stadt weggeſetzt worden war, bey Tags-Anbruche von einer Wilden, die durch ſein Wimmern herbey gezogen wurde, gefunden worden; die Wilde hob das Kind auf, trug es in ihre Hütte, reichte ihm ihre Bruſt, und nahm, mit einem Wort, an Kindes Statt, ein unglückliches Knäblein an, welches von einer barbariſchen Mutter, einem policirten Mädchen oder Weibe, einer Louiſianerin, aus der Welt verſtoßen und dem Tode geweiht war, und

nun von einer Fremden, einer Wilden, einer Tſchakta, mit offnen Armen aufgenommen wurde! Welch ein Unterſchied in Geſinnung und Verfahren! wie ſchimpflich für die eine, und wie rühmlich für die andere! Und was für Folgerungen, im Großen und im Kleinen, im Ganzen und im Einzelnen, laſſen ſich aus einer Begebenheit ziehen, die ſo notoriſch iſt, wie dieſe?

Von geſelligem Umgang, (unter dieſem Worte verſteh ich eine Verbindung zwiſchen Leuten, die einander kennen und vertrauliche Geſellſchaft mit einander halten,) weiß man in Neu-Orleans nicht viel. Man lebt da ziemlich iſolirt, und beſucht einander bloß zum Staat, um eins das andere mit den Augen zu meſſen und es hinterher zur Bank zu hauen. Der Geiſt des Eigennutzes, das Auskramen des Reichthums, und die Wut, Anſprüche zu machen, legen da, unter einander gemengt, dem, was zum Weſen guter Geſellſchaft gehört, unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg. Und bey der Art von Bevölkerung, welche dieſe Stadt enthält, kann es auch keinen Gemeingeiſt, keinen gleichartigen Geſchmack, keine unter allen Einwohnern gemeinſchaftliche Art, zu denken und zu empfinden, geben. Es iſt da bloß ein verwirrtes Gemengſel, eine unförmliche Kompoſition von Leuten aus allerley Ländern und allerley Profeſſionen, Kreolen aus dem Lande, Franzoſen, Spanier, Engländer, Amerikaner, Teutſche, Italiäner, u. ſ. w. ein wahrer babyloniſcher Thurm, wo eins das andere kaum verſteht, und wo die Sprache des perſönlichen Eigennutzes die einzige, für jedes von dieſen verſchiedenartigen Weſen verſtändliche Sprache ausmacht; dies iſt die

...lgemeinſte Sprache, die allein gangbare Münze. In ...ieſer Stadt muß ſich ein ehrlicher Mann auf den Umgang ...it einer ganz kleinen Anzahl rechtſchaffener Leute und ...uter Geſellſchafter einſchränken, und ſich von der Gemein= ...haft aller Uebrigen abſondern; und dabey wird er zuver= ...ßig nichts einbüßen.

Der Handel hat hier keine andere Baſis, als enge ...ſchränkte Merkantil=Geſchäfte im Kleinen, oder eine ...zige, wucheriſche Geld=Mäkeley. Die reichſten Kapi= ...liſten in der Stadt und auf dem Lande, Europäer und ...reolen, ſchämen ſich nicht, ihr Geld zu anderthalb bis ...wey pro Centen monatlich, und manchmal ſogar noch ...ther, gegen gute Kautionen, und mit den gebräuchlichen ...ormularien, die den ganzen Handel zierlich und recht= ...ch zu machen dienen, auszuleihen; und ſolche Leute ſtehen ...arum nicht minder in großem Anſehen, weil ſie dadurch ...eſto reicher werden. Nun kann ein Land, wo ſolcher ...ucher nichts weniger als verabſcheuet, ſondern im Ge= ...gentheile vielmehr günſtig aufgenommen und in Ehren ge= ...alten wird, kaum anders bewohnt ſeyn, als von einem ...olke, das weder Grundſätze, noch Sitten hat. Dieſer ...chluß kann wohl nicht trügen.

Selbſt Angeberey wird hier mit eben ſolchen Augen ...ngeſehen, wie Wucher, in ſofern damit Profit verbun= ...en iſt. Hat doch ein hieſiger Kreole die Frechheit gehabt, ...ut zu ſagen, für zwey tauſend Piaſter würde er ſeinen ...ater verrathen. Und dieſer Mann iſt ſelbſt Vater von ...ehreren Kindern.

Neigung zum Lügen und Uebertreiben iſt, wie mir vorkömmt, ein dem Territorium eignes Laſter; ſo durchgängig ausgebreitet hab' ichs hier gefunden. Man lügt hier bey jeder Gelegenheit, manchmal ſogar um nichts und wieder nichts, bloß aus Liebe zu der Freude, lügen zu können. Ueber einen Mücken=Fuß, über die unbedeutendſte Sache, über ein Nichts fängt man augenblicklich an, die ungereimteſten Mährchen zu ſchmieden, ſie mit ſo viel poſitiven Umſtänden zu begleiten, und mit einem ſo entſchloſſenen Tone, mit ſo beſtimmten Verſicherungen, (als: *ich habe geſehen, ich habe gehöret*, u. d. gl.) zu erzählen, daß man ſich, wenn man geradezu erklärt, man glaube nicht daran, gefallen laſſen muß; für einen Ungläubigen, für einen Menſchen, der an Allem zweifelt, für einen wahren Thomas zu gelten; und des folgenden Tages, oder wohl gar noch am nämlichen Tage ſtürzt das Lügen=Gebäude zuſammen, um einem andern Platz zu machen, welches bald hernach auf gleiche Weiſe über den Haufen fallen wird.

Dieſer durchgängig herrſchende Hang zum Lügen verleitet, bey einem mächtigen Vorrathe von Eigenliebe und Eitelkeit, zur Aufſchneiderey, mit der man hier zu Lande am wenigſten ſparſam iſt, wenn man's auch noch ſo ſehr in andern Dingen wäre. Man macht ſich hier noch einmal und wohl zwey mal reicher, als man wirklich iſt. Die häßlichſte Plantage iſt ein irdiſches Paradies. Der Neger, der das Feld baut, bringt ſeinem Herrn jährlich vier bis fünf hundert Piaſter, und der Morgen Landes aufs wenigſte zwey hundert ein. Die Männer ſind

ſammt und ſonders aufrichtig und großmüthig; die Wei-ber werden da nie alt, und die Mädchen nie mündig. Nun traue man ſolchen ſchönen Nachrichten, ſo kann man hinterher ſehen, was davon abzukürzen iſt.

Was die Weiber anlangt, ſo würden ſie viel beſſer thun, wenn ſie mehr zu Hauſe blieben, und ſich gänzlich der Sorge für ihre Wirthſchaft widmeten, als daß ſie ein-ander beſuchen und überlaufen, meiſtens nur, um Abwe-ſende zu verläſtern, und, wenn ſie wieder aus einander gegangen ſind, wechſelſeitig eine die andere zu ſchmähen. Das hat aber in ihren Augen nicht viel zu bedeuten. Und es iſt auch bey den hieſigen Kreolen, ſo wohl bey Män-nern als Weibern, etwas, das man bald merkt, daß ſie eine ſo entſchiedene Neigung haben, einander eins anzu-hängen, zu ſchimpfen, ohne Barmherzigkeit zu hecheln, und ſich hernach wieder mit einer Willfährigkeit auszuſöh-nen, die anderwärts nicht ihres Gleichen hat, außer bey dem gemeinen Volke, ſo daß es zwiſchen ihnen ſo gleich wieder zum du und du kömmt, ohne den mindeſten, we-nigſtens ohne in die Augen fallenden Groll, bis ein neues Ungewitter entſteht. Ich habe Scenen mit angeſehen, bey denen an jedem andern Orte ein Paar Weiber bis auf den Tod zerfallen, und ein Paar Männer würden verleitet worden ſeyn, einander die Hälſe zu brechen, die aber hier zwiſchen den ſpielenden Perſonen weiter nichts, als Worte und Lärmen, zuwege gebracht, und ſich mit haſtigen Aus-ſöhnungen und vertraulichem du und du geendigt haben, womit Männer und Weiber ſehr verſchwenderiſch unter einander ſind. Dergleichen Scenen können, zwiſchen

Mann und Mann, wenn ſie recht heftig werden, im Noth-
fall am Ende darauf hinaus laufen, daß ſich die beiden
Streiter nach engliſcher Sitte mit einander boxen; und
damit iſt es vorbey. Eigentliche Duelle kennt man hier
beinahe nicht. Und ganz gewiß iſt dies eben kein Uebel,
ſondern eher im Gegentheil etwas Gutes, freilich aber,
wie die beſten Dinge, manchen Mißbräuchen unterworfen,
in ſofern ein grober Bengel, voller Stolz auf ſeine kör-
perliche Stärke, ungeſtraft einen ehrlichen Mann von nicht
ſo ſtammhaften Bau, als er hat, beleidigen, und ihm
nach ſeiner Manier frevelhaft Trotz bieten kann, ohne ſich
im mindeſten davor bange werden zu laſſen, daß eine Pi-
ſtolenkugel oder eine Degenſpitze ſeiner Unverſchämtheit
und Grobheit ein Ziel ſetzen könnten.

Uebrigens iſt dieſer vertraute Ton, das gebräuchliche
Dutzen, deſſen ich gedacht habe, und das ſonſt nur der
zärtlichen Freundſchaft, oder einer noch feurigern Geſin-
nung anſteht, der gewöhnliche Ton zwiſchen hieſigen Män-
nern und Weibern, ſobald ſie nur einige Gemeinſchaft
mit einander haben, und es läßt ſich daraus gar nichts
Beſonderes, gar nichts von Bedeutung ſchließen. Eigent-
lich zu reden, iſt es weiter nichts, als Görgens Ton,
wenn er mit Hanſen redet, oder Gretens Sprache, wenn
ſie mit Lieſen plaudert. Es war dies der Ton der ehema-
ligen erſten Koloniſten im Lande, welches faſt lauter Leute
von niedriger Herkunft waren, die dann durch Tradition
ihre Sprache, wie viele andere Gebräuche von ziemlich
gleicher Art, auf ihre Nachkommen vererbet haben, und
die man in moraliſchem Sinne, gleich jenen Aehnlichkei-

.. die ſich ins Phyſiſche von Vater auf Sohn immerfort .halten, Familienzüge nennen kann.

Ich muß hierbey anmerken, daß auf dem platten .nde die Sitten viel regelmäßiger ſind, als in der Stadt, .r Luxus bey weitem weniger herrſchend iſt, die dem .xus anklebenden Neigungen weit weniger im Schwange .hen, und die Geſellſchaft, mit einem Wort, überhaupt .n beſſerer Art, obwohl nicht ſonderlich anziehend iſt.

Den kreoliſchen Weibern fehlt es durchgängig an den .eſchicklichkeiten, die der Erziehung eines Frauenzimmers .ur Zierde dienen; ſie haben keinen Geſchmack an Muſik, .eichenkunſt oder Stickerey, aber dafür eine deſto leiden-ſchaftlichere Neigung zum Tanzen, womit ſie wohl ganze .age und Nächte zubringen möchten. Jene erſt genann-ten Geſchicklichkeiten erfordern Fleiß und Studium; und dies iſt nicht ihre Sache. Da hingegen das Tanzen mehr körperliche Bewegung und Beluſtigung, als Arbeit, iſt.

Während des Winters zeigt ſich dieſe Leidenſchaft in ihrer ganzen Stärke. Alsdann tanzt man in der Stadt, auf dem Lande, ja allenthalben, wenn auch nicht eben mit vieler Grazie, wenigſtens doch mit vieler Hitze; und zu der Zeit haben die Spielleute vollauf zu thun. Uebrigens giebt es bey dieſen Luſtbarkeiten gar keine Ab-wechſelung; es iſt der ewige Contre-Tanz, der da unauf-hörlich figuriret wird, dem zwar hin und wieder einige andere Formen angepaßt werden, der aber im Grund im-mer einerley bleibt; und dieſe Monotonie kann dem Zu-

ſchauen nicht anders als Langeweile machen, wenn a[illegible] gleich die ſpielenden Perſonen ihrer nicht müde werden.

Die kreoliſchen Weiber ſind ſehr fruchtbar, werde[illegible] bey Zeiten, und bleiben's lange. Sieben bis acht Ja[illegible] nach ihrer Verheurathung haben ſie ein halbes Dutze[illegible] Kinder, manchmal auch mehr, die alle geſund zur W[illegible] kommen, und ſind dabey immer noch friſch, und übrigens [illegible] geartet, daß ſie das Dutzend vollſtändig machen könne[illegible] Es iſt etwas ziemlich Gewöhnliches, Mutter und Toch[illegible] zugleich ſchwanger zu treffen; und es dürfte dann u[illegible] wann ſogar nicht unmöglich ſeyn, die Enkelin ebenfa[illegible] auf der Scene figuriren, und mit Mutter und Großm[illegible] ter ein Trio machen zu ſehen. Verſchiedene ausländiſ[illegible] Weiber, die ſchon lange kein Kind mehr zur Welt gebra[illegible] hatten, ſind in Louiſiana, nachdem ſie dahin gekomm[illegible] waren, vor Ablaufe des erſten Jahres ihrer Ankunft ſchwa[illegible] ger geworden, und darunter namentlich Spanierinnen, die bekannter Maaßen durchgehends ziemlich unfruchtba[illegible] ſind. Deswegen ſagt man auch an Ort und Stelle ſcherz- haft, das Waſſer des Miſſiſſipi müſſe ohne allen Zweife[illegible] eine Zeugungskraft enthalten. Wenn man nun dieſe glück- liche Anlage zur Fortpflanzung, die dem Lande (Klima) eigen zu ſeyn ſcheint, und dabey eine große Menge kreo- liſcher Mädchen, die darinnen wohnen, überlegt; ſo kann man, (ernſtlich zu reden,) nicht ohne Leidweſen mit an- ſehen, daß alle dieſe Mittel zur Bevölkerung durch die Sel- tenheit der Heirathen, welche wir nothwendig den Urſa- chen zuſchreiben müſſen, aus denen wir dieſen Stand der Eheloſigkeit, dieſes Mönchsleben, zu dem ſich die Neigung

.. bey den Mannsleuten immer mehr und mehr verbrei=
.., oben ſchon hergeleitet haben, ſo zu ſagen ganz um=
..nſt und vergeblich ſind. Zum Beweiſe von dem, was
.. über dieſen Punkt behaupte, kann eine einzige Bemer=
..ng hinlänglich ſeyn. Sie beſteht darin: ſeit den dritt=
..lb Jahren, da ich in dieſer Kolonie bin, ſind in Neu=
..leans und zehn franz. Meilen weit in der Rundung nicht
..eißig, nur etwas bedeutende Heurathen zu Stande ge=
..mmen. Gleichwohl giebt es in dieſem Bezirke wenig=
..ens ſechs hundert weiße Mädchen von anſtändiger Her=
..nft, die alle Stunden heurathen könnten, von vierzehn
..is zu fünf und zwanzig und dreißig Jahren. Dies macht
..lſo nach Proportion auf funfzig Heurathen, die hier ge=
..hloſſen werden könnten, im Jahre nicht mehr als eine,
..ie wirklich zu Stande kömmt; die übrigen bleiben in der
Spekulation und Erwartung, welche oft fehl ſchlägt,
ſitzen.

Die Weiber in der Stadt putzen ſich heut zu Tage mit Geſchmack; und die Verwandlung in der Mode, die ſie binnen einer nicht gar beträchtlichen Zeit hierin vorgenommen haben, iſt wirklich zum Erſtaunen. Es ſind noch nicht drey Jahre her, daß ſie beinahe alle in runden und kurzen Unterröcken und in langen Ueberröcken mit langen Schößen giengen, wo denn der obere Theil ihrer Kleidung von einer, der untere von einer andern Farbe, und alles übrige nach ähnlichem Zuſchnitte gemacht war, dabey kramten ſie dann Bänder in ſchwerer Menge und wenig Galanterien aus; und ſo ausſtaffiert kamen ſie überall hin, zum Beſuch, auf den Ball, und ins Schauſpielhaus.

Jetzt würde ihnen dieſes Koſtume, mit gutem Rechte, ni anders vorkommen, als wie eine Maskerade. Gegenwä tig ſind es die reichſten geſtickten Muſſeline, in den neu ſten Formen zugeſchnitten, und mit durchſcheinenden, fe nen und ſchimmernden Taffeten, mit herrlichen Spitze Garnituren und Goldlahn = Stickereien erhöht, wor ſich hübſche Weiber und Mädchen kleiden und verſchönern wozu noch reiche Ohr = Gehenke, Hals = und Arm = Bänd Ringe, koſtbares Geſchmeide, und, kurz, allerley Din kommen, die eine Beziehung auf Putz, dieſe intereſſan Beſchäftigung des ſchönen Geſchlechts, haben. Es fe ihnen, um ganz auf dem großen Tone zu ſeyn, nur n an einem minder beſchränkten Reichthume dieſes in Augen fallenden, nur für ſeltene Gelegenheiten vorbeh tenen Putzes, und inſonderheit an dem Schmucke der Ed geſteine, der ihren Kräften unterſaget, aber freylich g ſehr nach ihrem Geſchmack iſt.

Die Weiber, die ihren Wohnſitz auf dem Lande un in ihren Plantagen haben, ſind noch weit davon entfern in dieſem prunkhaften Staat es den Weibern in der Sta gleich zu thun, indem ſie nicht, wie dieſe, Tag vor T im Gepränge leben, und auf dem Schauplatze der Mo und der Galanterie, den Augen aller Welt ausgeſetzt ſin Da ſich aber doch nichts geſchwinder fortpflanzt, als Luxu ſo dürfen wir auch um ſo weniger alle Hoffnung aufgeben, daß ſie ſich nicht binnen weniger Zeit zu der nämlichen Höhe der Eleganz empor ſchwingen ſollten, je weniger es ihnen hierinnen an gutem Willen gebricht. Uebrigens wer den ſie ſich freilich gefallen laſſen müſſen, daß ſie dann ſo

it, wie die in der Stadt, den nahen Gefahren, mit nen dieſe verführeriſche Verzierung umgeben iſt, und r übeln Nachrede der Uebelgeſinnten bloß geſtellt ſind.

Ein ziemlich durchgängig herrſchender Gebrauch in ſem Lande, der ebenfalls mit der Herrſchaft der Mode, nd zugleich mit der Knauſerey der Einwohner, beſonders r Pflanzer, zuſammenhängt, beſteht darin, daß man h, von zwanzig franz. Meilen weit her, in die Stadt ingen läßt, ſo bald man ſich unbaß befindet, ſtatt daß an ſich auf dem Lande die Hülfe, die man in ſolchem lle von Kunſterfahrnen erwarten kann, in der Nähe ver= haffen könnte, wenn man einige ſolche Männer, wie auf n Antillen geſchieht, durch feſtgeſetzte Jahrgelder dahin achte, daß ſie ſich auf dem Lande niederließen. Statt inen erfahrnen Arzt, oder wenigſtens einen tüchtigen Chi= rurgus, zu Rathe zu ziehen, begnügt man ſich, die Schrif= ten Tiſſot's, oder Buchan's, und einiger anderer ſolchen Autoren zu Hauſe oder bey ſeinem Nachbar zu haben, die denn auf Gerathewohl nachgeſchlagen und zu Rathe ge= zogen werden. Das koſtet freilich nichts: man vergleicht im Guten oder im Böſen die Symptomen von dieſer oder jener, in einem ſolchen Buche beſchriebenen Krankheit mit den Symptomen dieſer oder jener andern, die man kuri= ren will, ſieht folglich ein Uebel für ein anderes an, er= hitzt, wenn man kühlen, kühlt, wenn man erwärmen ſollte, braucht ein Kraut, das im Lande wächſt und für gut gehalten wird, ſtatt dieſes oder jenes andern, das im Buch angedeutet und zu brauchen verordnet iſt, und das man eben nicht habhaft werden kann, und macht, mit

einem Worte, durch Sorgen über Sorgen und zur Unzeit gebrauchte Mittel die einfachſte Unbäßlichkeit, welche die bloße Natur allein in weniger Zeit gehoben haben würde, zu einer ſchweren Krankheit. Und wenn dann der Schade ernſtlich wird, muß man ſich, auf jede Gefahr hin, nach der Stadt bringen laſſen, und ſich da der hocherfahrnen Fakultät in die Arme werfen.

. . . .

Dieſer Gebrauch, einen Patienten auf ſolche Art zwölf bis fünfzehn franz. Meilen weit her, theils mit einer Fahrt auf dem Strome, welches die gebräuchlichſte Manier iſt, theils im Wagen nach der Stadt zu transportiren, iſt an und für ſich und auf alle Weiſe verderblich, nicht nur für den Patienten wegen der ſchlimmen Folgen, die zum öftern aus einem ſolchen Transport entſtehen, ſondern auch für die Stadt, weil dadurch manche Keime von Krankheiten, die da noch gar nicht vorhanden wären, eingeſchleppt werden; alſo ein Gebrauch, durch den Neu-Orleans in ein weitläufiges Lazareth verwandelt wird, und dem billig durch ſchickliche Mittel abgeholfen werden ſollte. Dawider würden ſich aber ohne Zweifel die Herren Wundärzte zu Neu-Orleans regen; denn ſie finden bey dieſer Verfahrungsart ihre beſte Rechnung. Ohne einen Fuß aus der Stadt zu ſetzen, und ſich auf dem platten Lande einzuſperren, ſehen ſie die Patienten, Tag für Tag, ſo zu ſagen vor ihre Thüre kommen, wie der Kundmann zu dem Krämer vor die Bude kömmt. Daher dürft' ich auch wohl kühnlich behaupten, wenn ich den Dienſt eines Juſtiz-Beamten oder Advokaten, und das Bäcker-Handwerk ausnehme, ſo giebt es hier keine Profeſſion, bey der man

ſo geſchwind zu Vermögen kommen kann, als bey der Profeſſion eines Chirurgen, der zugleich die Arzneikunſt und was dazu gerechnet wird, treibt. Es giebt in dieſer Stadt höchſtens ein Dutzend Chirurgen, die ohne Umſtände die Geſchäfte von Aerzten, Wundärzten, Apothekern, und ſogar die Operationen der Hebammen oder Matronen verrichten, und die dabey, Dank ſey es dem nur gedachten Gebrauch, auf dieſe Weiſe die Patienten von zwanzig ganz. Meilen Landes in dem engen Bezirke der Stadt und der umliegenden Gegenden, (dieſes ohne alle Uebertreibung geſagt,) bedienen, ohne über einen Flintenſchuß weit aus ihrer Wohnung zu gehen.

Nächſtdem giebt es in eben dieſem Landes-Bezirke keine Frau, oder wenigſtens ſind deren doch überaus wenige, die nicht glaubten oder zu glauben ſich ſtellten, daß ſie das unglücklichſte Wochenbette von der Welt haben würden, wenn ſie ſich nicht einen oder ein paar Monate zuvor in der Stadt zu wohnen begäben, und ſich dort anſchickten, die Frucht ihres Leibes, wann ihre Zeit kömmt, lieber in die Hände eines Wundarztes, als einer Perſon von ihrem Geſchlecht abzulegen, für die ſich gleichwohl dieſes bedenkliche Geſchäft in allen Hinſichten am beſten ſchickt, da zu Verrichtung deſſelben nicht allein perſönliche Anſtändigkeit, ſondern auch leichte Hände und geſchmeidige Finger gehören; und bey allen ihren trüglichen Vorſichts-Anſtalten, oder vielleicht auch zum Theil eben wegen dieſer Maaßregeln giebt es wenig Orte, wo die Niederkunften und deren Folgen, nach Proportion, ſo viel ſchwere und ſogar tödtliche Unfälle nach ſich zögen, wie in Neu-

Orleans. Jedoch kann und will ich die Schuld hiervon bey weitem nicht ſo wohl der Ungeſchicklichkeit der Wundärzte und der Plumpheit ihrer Operationen, als vielmehr der feuchten Beſchaffenheit des Klima's, und beſonders dem unbedächtigen Verhalten der Weiber ſelbſt nach ihrer Niederkunft, und ihrer nachläſſigen Abwartung des kritiſchen Zuſtandes beimeſſen, in dem ſie ſich zu der Zeit befinden.

Die Sprache, die in hieſiger Kolonie durchgehends geredet wird, iſt die franzöſiſche; jedoch ſind auch die ſpaniſche und die engliſche hier ziemlich allgemein bekannt; jene vermöge des Anſehens der Regierung, deren Befehle, ſo wie die Verordnungen der Provincial-Staats-Adminiſtration und alle Schriften bey der Rechtspflege in dieſer Sprache erlaſſen, und, wenn es nöthig iſt, von einem dazu angeſtellten Ueberſetzer ins Franzöſiſche überſetzt werden; dieſe hingegen wegen des Einfluſſes, den der Handel und die Nachbarſchaft der Vereinigten Staaten auf die Kolonie hat; beide endlich auch wegen der großen Menge von Spaniern und Amerikanern, die in der Kolonie ſeßhaft ſind, oder in derſelben herum reiſen.

Das Franzöſiſche wird da ziemlich gut geſprochen, gewiſſe fehlerhafte Sprecharten ausgenommen, von denen ich einige Beiſpiele anführen werde. Man zieht und dehnt da, (wie beſonders unter den Weibern ganz gewöhnlich iſt,) gewiſſe Sylben, vorzüglich die End-Sylben, mit mancherley durchdringenden Intonationen ſo ſonderbar, daß

das Sprechen beinahe wie ein Singen klingt; welches auf die Ohren eines Fremden, der nicht ſchon daran gewöhnet iſt, eine empfindliche, widerwärtige Wirkung thut.

Man verkrüppelt und verunſtaltet gewiſſe Wörter, als, zum Beiſpiele, bien, tu, une, etc. welche gemeiniglich auf folgende Art ausgeſprochen werden: „il a *ben* fait ⸗ ⸗ ⸗ *t'as* vu mon fils? ⸗ ⸗ ⸗ c'eſt *eune* belle femme ⸗ ⸗ ⸗ etc.“

Ich rede hier nicht von Akadiern und Teutſchen, und ihren Nachkommenſchaft; (dieſe Leute reden ſammt und ſonders ein mehr oder weniger verdorben franzöſiſch,) ſondern bloß von den Kreolen, die von Franzoſen in Europa abſtammen.

Hiernächſt giebt es, wie mir's vorkömmt, in dieſem Lande eine phyſiſche Schwierigkeit, eine ſonderbare Unvollkommenheit in der Bildung des Sprach⸗Organs, die ſich vornähmlich an der Manier ſpüren läßt, wie ein großer Theil von Kreolen männlichen und weiblichen Geſchlechts, weißer ſo wohl als farbiger Leute die Mitlaufer j, und ch ausſpricht. Viele unter ihnen verhunzen beides, indem ſie das j in z, und das ch in ce verwandeln; wovon ich ein Beiſpiel geben will, das in die Sinne fällt. Ich ſetze den Fall, ein Kreole, welcher Liebhaber der Jagd, und dabey ein Aufſchneider iſt, (wie man ihrer hier ſo viele findet,) wollte ſich ſeiner Geſchicklichkeit rühmen, und ſich zu dem Ende mit den Worten ausdrücken: „je ne sache point avoir jamais été chas-

„ser, que je ne sois rentré chez moi avec ma charge de „gibier“ *); ſo wird ihn ſeine ſchwere und unbiegſame Sprache dieſe Worte ſo auszuſprechen nöthigen: „ze ne „zace point avoir zamais été sacer que ze ne sois ren- „tré cè moi avec ma çarze de zibier.“ Und ſo in allen übrigen.

Es giebt hier weiter keine öffentliche, der Erziehung junger Leute gewidmete Unterrichts-Anſtalt, als eine gemeine Schule, die von der Regierung unterhalten wird, die aus etwa funfzig Kindern beſteht, welche faſt alleſammt armen Aeltern gehören; in welcher Schule die Kinder in beiden Sprachen, der franzöſiſchen und der ſpaniſchen, leſen, ſchreiben und rechnen lernen; und das franzöſiſche Nonnenkloſter, welches einige junge Mädchen zu Koſtgängerinnen, und eine Klaſſe für andere hat, die zu Hauſe bey ihren Aeltern wohnen, und nur zu den Nonnen in die Schule kommen. Es giebt zwar auch eine Penſionsſchule für junge Kreolen, die vor ungefähr fünf Vierteljahren angelegt worden iſt, und die von einem Manne dirigirt wird, dem es nicht an Talenten in dieſem Stücke fehlt; allein da hier zu Lande nichts beliebter iſt, als Wohlfeilheit, und bey dieſem Manne, der Preis der Penſion, für den er noch verſchiedene Lehrer mit ſich vereinigen wollte, den Herren Koloniſten viel zu theuer vorkam; ſo haben die braven Leute, weil ſie dem Pädagogen ſeine perſönli-

*) Ich wüßte nicht, daß ich jemals auf die Jagd gegangen wäre, wo ich nicht mit Wildpret beladen wieder nach Hauſe gekommen wäre.

chen Verdienſte nicht abſprechen konnten, die Pünktlichkeit und Sorgfalt deſſelben für eine kleine Anzahl von Zöglingen, die ihm von ihren Aeltern, welche ſelbſt Europäer oder in Europa erzogen waren, anvertraut wurden, herab zu würdigen geſucht, um deſto mehr Recht zu haben, ihre Kinder nicht zu ihm zu thun. Da ſich alſo dieſe Penſionsſchule bey ſo wenigen Mitteln nicht wohl behaupten kann, wie ſich's gehörte; ſo iſt ſie beinahe völlig eingegangen, und unſere großen Kaufleute zu Neu-Orleans haben, nach wie vor, ihre Kinder für monatliche zwey Piaſter in kleine, da und dort in der Stadt zerſtreute Winkelſchulen geſchickt. Auf dieſe Weiſe werden ſie der Kinder, einen Theil des Tages über, um ein Weniges los, ohne die Leerheit und die Fehler einer ſolchen Erziehungsart zu überlegen; und unſere Zucker-, Baumwollen- und Indigo-Pflanzer auf dem Lande begnügen ſich, einen armen Schlucker von der Straße aufzuleſen, dem ſie Wohnung, Tiſch und einige unbedeutende Emolumente geben, und der dafür das Amt übernimmt, ſeinen unbändigen Zöglingen, (die ſchon wiſſen, daß der armſelige Pädagoge nicht die mindeſte wirkliche Autorität über ſie habe, und bald merken, daß ihr Informator von Papa und Mama ungefähr ſo angeſehen werde, wie ein verächtlicher Kerl, oder wie ein Domeſtike, der in ihrem Lohn und Brod ſteht,) alles beizubringen, was er weiß, das iſt, nicht viel. So wird hier zu Lande für die Erziehung, dieſes weſentliche Stück der öffentlichen Ordnung, geſorgt; ſo ſteht es um die Aufmunterung, welche hier diejenigen finden, denen von Amtes wegen eine Arbeit obliegt, die in den Umſtänden ihrer Verrichtung eben ſo mühſelig und undankbar, als in

ihren Abſichten edel und intereſſant iſt; und ſo um die A
tung, welche gegen dergleichen Männer bezeiget w
Und doch ſagen hernach dergleichen Leute, um den
der Unwiſſenheit und Ungezogenheit, der bey ihnen herrſ
zu entſchuldigen, es fehlte hier zu Lande an guten In
matoren und Hofmeiſtern. Ei! ſo ſetzet ſie in die La
die ihnen zukömmt, und gebet ihnen, was ſich mit M
ſtern, (mit denen ihr ohnehin ſehr ſparſam ſeyd,) nicht
güten läßt, und was aus einer vernünftigen Hochſchätz
und aus gewiſſen Rückſichten fließt, die für ein redli
Herz wichtiger ſind, als alles andere; alsdann werdet
Hofmeiſter und Informatoren bekommen, die der E
werth ſind, einen ſo ehrwürdigen Namen zu führen,
daß eure Schulmeiſter ganz unfähig ſind, euren Kind
nur den kleinſten Funken von Geſchmack an Künſten u
ſchönen Wiſſenſchaften einzuflößen, und ſie nur über
Schwelle am Thore der höhern Wiſſenſchaften zu bringe
welches für ſie ſelbſt ſo gut, wie für ihre tölpelhaften Zö
linge, ewig verſchloſſen bleibt. Oder, was noch beſ
wäre, ſchicket die rohen und halb wilden Knaben aus d
Lande; laſſet ſie über See reiſen, nach Europa gehen, u
da die Flamme des Genies und der Talente ſuchen, m
der ſie künftig einmal ihr Vaterland aufklären können, w
einſt Prometheus zum Brennpunkte der Sonne gieng, d
himmliſche Feuer ſtahl, und es auf die Erde brachte, u
eine Pandora zu beſeelen.

Es giebt hier weder ein Schiffs-Zimmerwerft, no
eine Handelsbörſe, weder eine Kolonial-Poſt, noch ei
Gymnaſium, weder eine öffentliche noch Privat-Bibli

[...]er. Eben ſo wenig findet ſich hier ein Buchladen; und [d]as hat ſeinen guten Grund; denn hier würde ein Buch⸗ [h]ändler mitten unter ſeinen Büchern verhungern; es wäre [de]nn, daß ſie den intereſſirten Leſer die Kunſt lehrten, [e]in Kapital binnen Jahr und Tage zu verdoppeln. End⸗ [li]ch findet man hier nur eine kleine Buchdruckerey, deren [A]nlegung ſich, wie ich oben bereits gemeldet habe, von [de]m ehemaligen Statthalter der Kolonie, Herrn von Ca⸗ [ro]ndelet, her ſchreibt, die unter der Aufſicht der Regie⸗ [ru]ng ſteht, und die bis jetzt bloß gebrauchet wird, die hie⸗ [ſi]ge Zeitung, die wöchentlich ein einziges mal unter dem Titel, Moniteur de la Louisiane, herauskömmt, einige Regierungs⸗Befehle oder Adminiſtrations⸗Regulative, ABC Bücher und Katechismen für Kinder, Paß⸗Formu⸗ larien, Frachtbriefe, u. d. gl. zu drucken.

Einſichten des Verſtandes und Talente von gewiſſer Art ſind hier eine große Seltenheit. Man findet hier we⸗ nig gute Tonkünſtler, und nur einen einzigen Porträt⸗ Maler, deſſen Talent gerade dem Schauplatz, auf dem er es ausübt, angemeſſen iſt. Kurz, in einer Stadt, die, wie Neu⸗Orleans, mit zehn tauſend Seelen bevölkert iſt, giebt es, wie ich mich dreiſt zu behaupten getraue, nicht zehn wirklich gelehrte Männer, deren Geiſt mit dem Saft und der Kraft der Wiſſenſchaften genährt, und mit den Blumen der Literatur geſchmückt wäre; nicht zehn Män⸗ ner, die über das verſchiedentliche Intereſſe der policirten Nationen, und über deren gegenwärtigen Zuſtand gründ⸗ lich nachgedacht hätten, und nun fähig wären, über die Verdienſte eines Deſcartes und eines Newton, eines Mal⸗

lebranche und eines Locke, eines Büffon und eines Linnäus zu urtheilen, und die nächſtdem zu Würdigung der ſchönen Künſte übergehen, und der Beredſamkeit Boſſuets und Maſſillon's, den höhern Einſichten Dagueſſeaus und Servans, und den Schönheiten des Genies, der Empfindung und der lebenden Natur in Corneille, Racine, Fenelon, Voltäre, ſo wie ſo vieler andern großen Schriftſteller, deren ſich die franzöſiſche Sprache zu rühmen hat, die verdiente Huldigung zu leiſten vermöchten. Die einzige Kenntniß, die hier zu Lande einiger maßen für ausgebreitet gelten kann, iſt die Kenntniß der drey Sprachen, des Franzöſiſchen, des Spaniſchen und des Engliſchen, welche hier durch das Zuſammentreffen der Menſchen, denen dieſe Sprachen eigen ſind, und die derſelben, wegen ihrer wechſelſeitigen Verhältniſſe unter einander, beſtändig bedürfen, faſt unentbehrlich geworden iſt.

Ich habe bereits oben geſagt, daß es hier nicht viele Luſtbarkeiten, wenigſtens nicht viel ſolche giebt, die den Namen verdienten. Alles beläuft ſich da auf große Traktamente, bey denen in der Zuſammenkunft der Gäſte, welche ohne alle Ordnung unter einander gemengt kommen, ein betäubendes Getöſe herrſcht, und bey denen man übrigens weder einen verfeinerten Geſchmack in Speiſen und Getränken, noch eine vernünftige Anſtalt in der Einrichtung des Gaſtmals, und noch weniger die Zauberreize des ächten Witzes ſuchen darf, der den feuerſprühenden Einfall mit lieblicher Anmuth verbindet. Mir will es bey ſolchen großen Menſchen-Schwärmen, durchaus nicht und eben ſo wenig bey der alten Sitte gefallen, welche

die Männer bey dergleichen Feyerlichkeiten, oder vielmehr Gelagen haben, ſich im Weine — nicht etwa ein Räuſchchen zu trinken, ſondern, ſogar im Beiſeyn der Damen, indvoll zu ſaufen, und ſich dann wie Trunkenbolde in Gegenwart eben dieſer ſchönen Damen aufzuführen, die dieſes ſo wenig übel nehmen, daß ihnen der Anblick davon im Gegentheil eher Spaß zu machen ſcheint.

Die hauptſächlichſte Achtung, die hier zu Lande den Menſchen begleitet, iſt keine andere, als die, welche ſich an den Reichthum, den er beſitzt, und nicht an ihn ſelbſt langt. Alsdann kömmt die, die ſich auf den Rang, den er beſitzt, und auf den Stand bezieht, den er bekleidet. Was hingegen die Achtung anlangt, die ſeinen moraliſchen Vorzügen und ſeinen Talenten zukömmt, ſo würde man ſich vergebliche Mühe machen, ſie hier zu ſuchen.

Kurz, ein Gemiſche von Egoiſterey und Falſchheit im Herzen, viel Unwiſſenheit und Rohigkeit im Verſtande, ohne alle Energie im Karakter, ſind weſentlich die Baſis der Sitten dieſes Landes, ſo wie der Gebräuche, die mit dieſen Sitten zuſammen hängen, und der Centralpunkt, von dem man ausgehen muß, wenn man alles, was mit dieſen Sitten und Gebräuchen irgend in Beziehung ſteht, im Großen unterſuchen, oder im Kleinen beobachten will.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Kurzer Begriff des Werkes und Beſchluß.

Zum Schluſſe dieſes allgemeinen Abriſſes will ich noc in einer flüchtigen Ueberſicht einige hier und da zerſtreut Züge zuſammen ſtellen, die, mit einander verbunden, ei Ganzes geben, das von dem Auge des Leſers leicht übe ſehen werden, und ſeinem Verſtand hinterher einen Rüc erinnerungs-Punkt gewähren kann, von welchem aus in Stand geſetzt iſt, ſich ohne Mühe wieder auf das z beſinnen was er bereits im Einzelnen durchwandert ha Dies der Zweck dieſes Schluß-Kapitels.

Die Kolonie Louiſiana und Weſt-Florida, von we cher der größere Theil ehedem in dem Beſitze der Kro Frankreich geweſen iſt, gehört ſeit 1769 dem Könige vo Spanien.

Dieſe Kolonie iſt zwar ungemein weit ausgedehnt; aber ſie bietet zur Kultur und Bevölkerung bey weitem nicht ſo viel Mittel dar, als man von ihrem reellen Umfang erwarten ſollte. Bloß die Strecke von Nieder-Louiſiana und Weſt-Florida vom Meer aufwärts bis zu der Höhe der Linie, die an der Oſtſeite des Miſſiſſipi die amerikaniſchen und ſpaniſchen Beſitzungen, in einer Entfernung von ungefähr hundert franz. Meilen oberhalb der Mündung dieſes Stromes, ſofern wir dem Laufe deſſel-

den nachgehen, ſcheidet und begränzt, macht den Raum aus, der auf einer Fläche von vier tauſend franz. Quadrat-Meilen ſo ziemlich alle dermaligen Pflanzſtätte der Kolonie befaßt; und ſelbſt in dieſem Raume befinden ſich nur etwa fünf hundert franz. Meilen, die ſich bewohnen oder gehörig bauen laſſen.

Sie gereicht ihrem Oberherrn und ihrem Mutterland, aus dem Geſichtspunkte der landwirthſchaftlichen, Kommercial- und Fiſcalitäts-Quellen betrachtet, mehr zur Laſt, als zum Vortheile; ſie koſtet den König von Spanien, richtig gerechnet, zum wenigſten vier bis fünf mal hundert tauſend Piaſter jährlich *); und beinahe ihr gan-

*) Zur Zeit, da ich dieſes ſchreibe (im Mai-Monat 1802.) iſt die ſpaniſche Regierung der Kolonie, (oder wenigſtens zu den Koſten, die ſie ihr verurſacht,) ungefähr eine Million Piaſter ſchuldig. Die Obligationen der Königlichen Kaſſe, die im Februar 1800 zu dieſer Abſicht, (aus Mangel am Gelde, welches man wegen des Krieges, in dem man damals begriffen war, nur noch ſelten und mit großem Riſico über See her erhalten konnte) erlaſſen und abgegeben zu werden angefangen, und die ſich ſeit der Zeit nach und nach gehäuft haben, verlieren gegenwärtig bis an funfzig pro Cent, und können nicht eher abgethan werden, als bis die Fonds eingehen, die zur Einziehung derſelben beſtimmt ſind, und denen man hier, von der Havanna oder von Veracruz her, mit einer Ungeduld entgegen ſieht, welche um ſo gröſſer iſt, je beträchtlicher durch die Verzögerung, die man hierunter erleiden muß, der Gang der Geſchäfte gehemmt, alle Handelsverhältniſſe geſtört, und nur Wucher, und Staatspapier-Handel genährt worden, die dermalen wahrhaft zu einer übermäßigen Höhe geſtiegen ſind. Und was dieſe Ver-

zer Handel, deſſen Maſſe doch immer nur einen Betrag von mittelmäßiger Valuta ausmacht, iſt in den Händen der Ausländer.

Im Grund iſt ſie arm; und dies wird ſie auch, (einige Ausnahmen abgerechnet,) nach Proportion ihres weiten Umfanges, und wegen der Geringfügigkeit ihrer wenigen Mittel immer bleiben, es müßten denn ganz beſondere Umſtände, die nicht in unmittelbarer Beziehung auf ihren Boden ſtänden, dieſe Lage der Dinge abändern, oder, beſſer zu ſagen, ſie gänzlich verwandeln, wie es in Holland geſchehen iſt, das die Natur zur Armuth verurtheilet hatte, das aber durch das Zuſammentreffen von Umſtänden, die noch mächtiger, als die Natur, wirkten, in der Folge reich geworden iſt, und mitten aus ſeinen Sümpfen erſtaunliche Vermögens-Maſſen hat empor kommen, und eine durchgängige Wohlhabenheit entſtehen ſehen. Freilich müßte man eine Reihe von überaus vortheilhaften Zufällen für dieſes Land vorausſetzen, wenn man annehmen wollte, daß es mit der Zeit zu der Stufe von Wohlſtand und Glanze gelangen könnte, in dem wir Holland geſehen haben; und eine ſolche Vorausſetzung gehört in die Klaſſe der Dinge, die zwar nicht eben unmöglich, aber doch ſehr unwahrſcheinlich ſind.

In den Ausſichten auf künftige Vergrößerung und

zögerung anlangt, ſo ſieht man gar nicht ein, woraus man ſie ſich erklären ſoll, da die Communication zur See, im mexikaniſchen Meerbuſen und jenſeits deſſelben, ſchon ſeit einigen Jahren völlig frey iſt. A. d. O.

Wichtigkeit der Kolonie, mit denen ſich hier einige politiſirende Köpfe nähern, vermuthet man, daß Oſt- und Weſt-Florida, die Inſel Neu-Orleans mit einbegriffen, von Spanien völlig an Frankreich abgetreten ſey oder werde abgetreten werden; daß hingegen das eigentlich ſo genannte Louiſiana jener erſtgenannten Macht verbleiben werde, ſo daß die Beſitzungen derſelben in Nord-Amerika den Miſſiſſipi-Strom, von ſeiner Quelle an bis zu ſeiner Mündung, zur einzigen und unveränderlichen Gränze behalten; daß demnach die Bewohner vom rechten Strom-Ufer oder Louiſiana zwar der ſpaniſchen Oberherrſchaft unterworfen ſeyn, aber dabey doch außer den Verhältniſſen, in denen ſie für immer mit Spanien ſtehen ſollen, eines freyen Handels mit den Bewohnern des Ufers gegen über, ſo wie mit Frankreich und den franzöſiſchen Kolonien zu genießen haben werden; und daß, mit einem Worte, bey dieſer neuen Kombination der Dinge die Kolonie, (die ſo nach zwiſchen zwey großen Mächten getheilt ſeyn wird, welchen allen beiden daran gelegen ſeyn muß, den Theil, der einer jeden beglücket ſehen wird, mit zufällt, in Aufnahme zu bringen und nutzbar zu machen,) ſich mit den Vortheilen eines dreifachen Handels den Franzoſen, Spaniern und Amerikanern, welche alle drey an den Strom-Ufern anſäßig ſind, und alle drey ihre Flaggen in völliger Freiheit auf dem Strome wehen laſſen werden, ſo daß alle drey Nationen bey dieſem mancherley Veränderungen nicht anders als gewinnen, und ſo wohl ihren Anbau, als ihren Handel anſehnlich werden verſtärken können.

Dies ſind die ſchimmernden Phantomen, welche von

einigen politiſirenden Handelsleuten den ſchröckhaften Träumen, die ſich gewiſſe zaghafte Koloniſten in Hinſicht auf die gedachten Veränderungen erſchaffen, entgegen geſtellt werden. Ueber dieſe, vor der Hand noch mit einem dicken Nebel bedeckten Gegenſtände werden Zeit und Erfahrung erſt Helle verbreiten. Ich für meinen Theil werde aber immer ſagen, es wird ſehr ſchwer halten, wo nicht gar unmöglich ſeyn, dieſes Land jemals zu einer Wichtigkeit, deren es nicht fähig iſt, und zu einem Werthe, den es nicht verträgt, zu rheben; und die einzige rechtmäßige Ausſicht auf künftige Vergrößerung irgend eines Punktes in dieſem Lande iſt keine andere, als diejenige, die aus der Unentbehrlichkeit eines Ortes fließt, der zur Niederlage ſo wohl der Produkte, die zur Ausfuhr aus dem Innern dieſes weitläufigen Kontinents, deſſen einziger Vertriebs-Weg der Miſſiſſipi iſt, als der mancherley Artikel des auswärtigen Handels dient, die hier eingeführt, und an eben dem Ort ausgeladen, und dann weiter in dieſes Kontinent hinein verführet werden ſollen. Kann ſich Neu-Orleans bey dem Vorzuge behaupten, den es bisher gehabt hat, dieſen Abſichten zu genügen; ſo wird es in der Folge nothwendig ein überaus anſehnlicher Handelsplatz werden; freilich aber nur unter der Vorausſetzung, daß ſich die Mündung des Miſſiſſipi nicht, (wie ſie bis heutigen Tag gethan hat,) nach und nach ſo ſehr verſtopft, daß ſie am Ende für Seeſchiffe ganz unfahrbar wird, und nur Barken und Boote noch in ihren Kanälen aufnehmen kann. In ſolchem Falle würde Neu-Orleans ganz unbedeutend werden. Komme es aber übrigens, wie es wolle, ſo wird doch das Land, welches dieſe Stadt umgiebt und das Cen-

thum der Kolonie ausmacht, darum nicht beſſer, ſondern, wie es auch damit ergehen mag, in Maſſe betrachtet, immer ein armes und trübſeliges Land bleiben.

Das Erdreich deſſelben, welches ein vom Strom herbey geführter und allmählig angehäufter Bodenſatz, ein nach und nach angeſetztes Land zu ſeyn ſcheint, iſt in den Gegenden, die nicht überſchwemmet ſind, ziemlich fruchtbar; allein eben dieſe privilegirten Gegenden haben keinen gar großen Umfang; und das übrige Land, das zum wenigſten ſieben Achtel vom Ganzen beträgt, beſteht in ſeinem Innern bloß aus Teichen, Lagunen, ſumpfigen Wieſengründen und Cypreſſen-Holzungen, und in ſeinen entfernteren Gegenden aus Sandſteppen oder dürren Hügeln.

Das Klima iſt zwar überaus feucht, aber doch nicht ſo ungeſund, als es ſeyn zu müſſen ſcheinen möchte. Im Frühling und Herbſt iſt die Temperatur angenehm; der Sommer hingegen iſt ſehr heiß und regneriſch, und bringt heftige Fieber-Anfälle mit ſich, die jedoch ſelten gefährlich ſind, blos das gelbe Fieber ausgenommen, welches zu der Zeit in der Stadt, aber nicht auf dem Lande, herrſcht. Der Winter läßt ſich da vom Ausgange des Novembers an bis zu Anfange des März ſpüren, und iſt mit kalten und gemäßigten Tagen untermiſcht, welche der Nord- und der Süd-Wind ein Mal um das andere herbeiführen, die in dieſer Jahreszeit mit einander abwechſeln, und von denen der eine trocken und kalt, und der andere regneriſch und gelind iſt.

Die Wärme der Luft, und die Feuchtigkeit des Bodens und Klima's brüten in dieſem Lande eine ungeheure Menge von mancherley Gewürmen und Inſekten aus, welche eine der größten Beſchwerlichkeiten deſſelben ſind, und den Einwohnern zu einer wahren Geiſel gereichen. Der Winter heißt ſie zum Theil verſchwinden; aber das ganze übrige Jahr hindurch ſollte man, ihrer Menge und Mannichfaltigkeit nach, nicht anders meinen, als daß das Land ihr Eigenthum, und mehr für ſie, als für die Menſchen, geſchaffen wäre.

Die Total-Valuta von den Handels-Produkten der Kolonie, die während des verwichenen Jahres ausgeführt worden ſind, beläuft ſich nicht über die Summe von einer Million ganzer Piaſter, oder etwas mehr als fünf Millionen franz. Livres; und der Zucker, der allein mehr als den vierten Theil dieſer Summe ausmacht, iſt zu einem übermäßig hohen Preiſe geſtiegen, der allem Anſcheine nach fallen wird. Die Ausfuhr des jetzigen Jahres wird wahrſcheinlicher Weiſe einen viel beträchtlichern Werth haben, indem einige reiche ſpekulirende Kaufleute ſeit ein paar Jahren viel Indigo, den die Amerikaner nicht abſetzten, zuſammen gekauft, und damit die Epoche des Friedens abgewartet haben, um dieſe ſonach in Vorrath geſammelte Waare nach den Häven von Frankreich zu ſenden. Ein einziger Kaufmann zu Neu-Orleans iſt im Stande, für ſeine Rechnung an die zweymal hundert tauſend Pfunde zu verladen; aber freilich hat er allein beinahe ſo viel aufgehäuft, als alle übrige Spekulanten zuſammen. Die diesjährige Einnahme wird alſo einen Zuwachs von vier

bis fünf mal hundert tauſend Pfunden Indigo mehr, als gewöhnlich, haben, welches dem Friedensſchluſſe zuzuſchreiben iſt; allein dies iſt eine ergiebige Quelle, das weiter hin nicht ſo reichlich fließen kann; wovon ſich die Ueberzeugung im nächſten Jahre zur Genüge ergeben wird. Zu Folge dieſes zufälligen Waaren-Vorrathes glaube ich, daß ſich die Einnahme dieſes Jahres 1802 um voraus noch auf anderthalb Millionen Piaſter anſchlagen laſſe; ein Anſchlag, der hier nach dem Preiſe der Waaren vor Ausführung derſelben gemacht iſt; und ſo will ich's immer verſtanden haben. Und wenn die Kolonie mit der Zeit, und mit aller möglichen Hülfe und Unterſtützung, ihren höchſten Kultur-Grad erreichet haben wird, ſo daß ſie am Ende von dem Abſatz ihrer Produkte, an Zucker, Baumwolle, Indigo, Tabak, u. ſ. w. eine jährliche Einnahme von drey Millionen Piaſter ziehen kann, (welches etwas über funfzehn Millionen Livres tournois beträgt,) — vorausgeſetzt, daß ſie es bis zu einer Aerndte von zwanzig Millionen Pfunden rohen Zuckers bringen kann, welches die Baſis ihrer Schätze ausmachen wird; — ſo iſt eine ſolche Einnahme, (wenn es jemals dazu kömmt,) meines Erachtens, die höchſte Periode ihres Wohlſtandes und der äußerſte Gränzpunkt ihrer, mit allen erwünſchten Zuflüſſen unterſtützten Lokal-Mittel! Uebrigens iſt hierbey zu erinnern, daß die Produkte der Natſchez und anderer weitläufigen amerikaniſchen Beſitzungen, die ihren Vertrieb über den Miſſiſſipi haben und einſtweilen in eignen Speichern zu Neu-Orleans ausgeladen werden, nicht mit den Produkten der Kolonie vermenget werden dürfen, wenn ſie auch ſchon von gleicher Art und Beſchaffenheit ſeyn mö-

gen; denn was Andern gehört, iſt nicht zu unſerm Scha
zu rechnen.

Dieſer Handel hat in dieſem Lande, weder Baſi
noch Gewicht. Die anſehnlichſten louiſianiſchen Handelsleu
ſind bloß Kommiſſionnäre von einigen Häuſern in Europ
und in den Vereinigten Staaten; und was übrigens hi
Handel treibt, iſt weiter nichts, als eine Gilde von Krä
mern und unbedeutenden Geld=Mäklern.

Die Bevölkerung dieſer Kolonie iſt ſehr ſchwach, un
beläuft ſich (in Nieder=Louiſiana und Weſt=Florida, al
dem vornehmſten Theile der Kolonie,) nicht über ſechzig
tauſend Seelen an Weißen, Mulatten und Negern, dünn
geſäet auf einem Raume von vier tauſend franz. Quadrat=
Meilen Landes, welche man, wie ich bereits geſagt habe,
auf fünf hundert franz. Meilen bewohnbaren Bodens her=
unterſetzen kann. Dies giebt auf die franz. Quadrat=Meile
ein Verhältniß von etwa funfzehn Perſonen auf den gan=
zen Lokal=Umfang, und von hundert und zwanzigen bloß
auf das Territorium, das gebaut wird und noch künftig
nutzbar gemacht werden kann. Dieſe Bevölkerung beſteht
aus ſechs bis ſieben und zwanzig tauſend Weißen, Kreolen
und Ausländern, fünf bis ſechs tauſend ſchwarzen und
farbigen Freigelaſſenen, und acht und zwanzig tauſend
Sklaven, größten Theiles Negern. Die Kolonial=Bevöl=
kerung von Ober=Louiſiana, in ſeiner unermeßlichen Aus=
dehnung, beträgt nicht mehr als ungefähr funfzehn tau=
ſend Seelen.

Die Kreolen dieſes Landes haben, wie es ſcheint, bei aller ihrer natürlichen Geſchicklichkeit zu mechaniſchen Künſten wenig Anlage und Neigung zu den Wiſſenſchaften, wenig Aufmerkſamkeit auf alles, was ſie vielleicht feſſeln könnte; daher ſieht man bei ihnen, troz ihrer natürlichen Gewandtheit und ihres geringen Wohlſtandes, keine tüchtigen Handwerksleute, zum Beiſpiele keine Stellmacher, Wagner, Kunſttiſchler, Manufaktur-Arbeiter, und noch weniger gute Künſtler aufkommen, wie doch bei den Amerikanern geſchieht. Unter den Kreolen, Weißen und Mulatten, giebt es bloß Zimmerleute, Maurer, gemeine Tiſchler, Schneider und Schuſter, alle nur von mittelmäßiger Geſchicklichkeit. Findet ſich ja da oder dort ein guter und arbeitſamer Handwerksmann nicht allein in der Stadt, ſondern bei einer Plantage; ſo iſt es ſicherlich ein Europäer oder ein Amerikaner, iſt aber der Handwerksmann ein Pfuſcher, ein Hudler, der alle Arbeit verderbt, ein Faulenzer; ſo kann man hieraus dreiſt ſchließen, daß er im Lande geboren und gezogen ſey. Sorgloſigkeit und Mangel an anhaltendem Fleiſſe ſind es wodurch denn jene vortheilhaften Anlagen zu Hand-Arbeiten, Anlagen, die doch zum wenigſten die tiefe Leerheit ihrer geiſtigen Kräfte vergüten ſollten, von Seiten ihrer auf etwas Weniges herunter geſetzt werden. Dieſe Leute haben beinahe alle die Fehler an ſich, die aus der Unwiſſenheit und dem Mangel an Erziehung herrühren, und noch einige andere drüber, die ſich zwar nicht gerade davon herſchreiben, aber ſich doch damit verbinden. Unter letzteren iſt ihre äußerſte, bis zum Geize getriebene Knauſerei, (in der ſie ſich von den Kreo-

len auf den Antilliſchen Inſeln, die durchgängig mehr verſchwenderiſch, als haushältiſch ſind, gänzlich unterſcheiden, meinen Gedanken nach mehr die Frucht des Bodens, als anderer Urſachen. Jedes arme Land wird nothwendiger Weiſe von intereſſirten Leuten bewohnet, die unaufhörlich der Sparſamkeit nachhängen. Lebe man, wo man wolle, man muß ſich in ſeinen Ausgaben überall nach ſeiner Einnahme richten, und ſich, wie das Sprichwort ſagt, nach der Decke ſtrecken. Der Anblick von Knauſerei, den man hier beſtändig vor Augen hat, und den die Noth den Leuten zur Pflicht macht, kann dem, für den er gemacht iſt, gar nicht befremdlich vorkommen. An armen Orten wird ſchäbiger Geiz zur allgemeinen Denkungsart, zum herrſchenden Karakter; und wer auch alsdann aus einem gewohnten Stande der Noth zu einem beſſern Auskommen gelangt, dem kleben doch hernach darum nicht minder die ſchmutzigen Gewohnheiten an, die er in jüngern Jahren angenommen hat, und die bei einer ſolchen Veränderung des Zuſtandes nicht etwa ſchwächer, ſondern zuweilen im Gegentheil eher noch ſtärker werden. Dieſes kann man deutlich hier zu Lande ſehen, wo die Kreolen, ſelbſt die reichſten, faſt durchgehends in der Denkungsart und den Sitten eine mehr oder minder ſtarke Doſis von niedriger Knickerei an ſich haben, welcher ihre natürliche Aufſchneiderei höchſtens zum Palliativ, aber nicht zum Gegengifte dient.

Außerdem haben die Louiſianer Kreolen durchgängig einige gute Eigenſchaften; ſie ſind ehrliche Leute, leicht

zugänglich, wiewohl nicht ſehr beſtändig, ohne ſteifes und aufgeblaſenes Weſen, obwohl windbeutelhaft; gute Väter, gehorſame Söhne, gefällige und liebreiche Ehemänner.

Die Weiber haben außer dem Antheile, der ihnen an dieſen intereſſanten Eigenſchaften vorzüglich zukömmt, auch mehr Schärfe des Verſtandes, und mehr Wohlwollendes in der Gemüthsart, als die Männer. Die Natur iſt ihnen, eigentlich zu reden, günſtiger, als letzteren, und hat ſie überhaupt in allen Stücken beſſer begabet. Sie ſind durchaus liebenswürdiger, als die Männer, ohne noch die Annehmlichkeiten ihres Geſchlechts, und die Reize, die ihnen eigen ſind, zu rechnen; dabei beſitzen ſie zugleich die guten Eigenſchaften der Männer, und haben nicht alle Fehler derſelben an ſich, oder es fallen doch dieſe Fehler an ihnen nicht ſo in die Augen.

Die Ausländer ſind ein Gemiſche von Leuten aus mancherlei Ländern, und alle tragen ihr National-Gepräge an ſich, woran ſie auch zu erkennen ſind; ein Gemiſch, aus dem ein überaus mißſtimmiges Ganzes erwächſt, und bei dem man übrigens weder Gemeingeiſt, noch einen von Geſelligkeit zu finden hoffen darf.

Die Freigelaſſenen ſind zwar eben ſo geſchickt, wie die Kreolen, haben aber nächſt den Fehlern, mit denen dieſe behaftet ſind, noch einen großen Hang zur Faulen-

zerey und zum Trotz, eine gewaltige Neigung zur Völ-
rey und zur Ungebundenheit; und es wäre ihnen sehr nöthi
daß ſie aus ihrem Müſſiggange geriſſen, und mit Stren
zur Arbeit angehalten würden.

Die Sklaven ſind faſt durchgehends träge, von lüder-
lichem Lebenswandel, lügenhaft, verſoffen, und gar nich
fähig, ſich ſelbſt zu regieren. Uebrigens ließe ſich wohl
ohne daß das, was eigentlich zum Weſen ihres Stande
gehört, im mindeſten geändert zu werden brauchte, ihr
Gemüths- und Denkungsart dadurch beſſern, daß ma
das Schickſal dieſer, zum Beſtande der Kolonien unent-
behrlichen Weſen, in vielen Hinſichten milderte und gehöri
regulirte.

Die Regierung iſt zwar mit großer Gewalt bekleidet, aber nichts deſto weniger, überhaupt zu reden, ziemlich glimpflich und gemäßigt. Unter ihrem Schutze lebt Jedermann zu Hauſe ruhig, ſo wohl in der Stadt, als auf dem Lande, ohne an weiter irgend eine Dependenz gebunden zu ſeyn, als bloß an diejenige, die aus der Unterwürfigkeit erwächſt, welche er den Geſetze ſchuldig iſt. Es giebt da keinen Militärdienſt außer der eignen Heimath, keine peinliche Verſetzung von einem Ort an den andern, keine Einquartierung von Kriegsleuten, keine, wenigſtens keine läſtige Dienſtbarkeit gegen eine willkürliche und grillenhafte Gewalt. In der Stadt leben die Einwohner mehr unter bürgerlicher Municipal-Adminiſtration, als unter

militäriſcher und tyranniſcher Regierung. Auf dem Lande geht es ziemlich eben ſo. Da wird die obrigkeitliche Macht durch Kirchſpiels-Gebietiger und Bezirks-Syndici verwaltet, welche aus den angeſehenſten Plantagen-Beſitzern erwählet werden. Jene haben ihre Aemter lebenslänglich, dieſe nur jährlich; und ihre gewöhnlichen Geſchäfte ſind bei den Gebietigern, Landſtreicher und Leute, die Niemand kennt, aufgreifen zu laſſen, für Unterhaltung der Landſtraßen, der Erdwälle, u. d. gl. zu ſorgen, Regiſtraturen über jeden Vorfall, der wider die öffentliche Ordnung anſtößt, und deſſen fernere Unterſuchung nach dem Hauptorte verwieſen wird, zu fertigen, Patrouillen zu Handhabung der Polizey anzuordnen, in außerordentlichen Fällen die Land-Miliz aufzubieten, und zuletzt die alltäglichen Verhandlungen und Verträge zwiſchen den Einwohnern ihrer Gerichtsbarkeit zu protokolliren und zu beſtätigen; — und bei den Syndicis, daß ſie, ein jeder in ſeinem Diſtrikt, in Abweſenheit oder Ermangelung der Gebietiger, denen Nachgeordnete ſie hierin ſind, über alles, was zur Polizey und zu Erhaltung guter Ordnung gehört, die Aufſicht führen und das Nöthige reguliren.

Trotz deſſen, (denn wir müſſen doch auch die umgekehrte Seite zeigen,) können wir nicht in Abrede ſeyn, daß dieſe Regierung, ſo wie ſie hier eingerichtet iſt, dem Menſchen ſeine ganze perſönliche Wichtigkeit und Energie entzieht, indem ſie ihn in einer kläglichen Unwiſſenheit, in einem bloß paſſiven Zuſtande hält, ihm den freien Ge-

brauch ſeiner moraliſchen Kräfte unterſagt, ihn, ſo zu ſagen, dem Viehe gleich ſtellt, und ihn, mit einem Worte, gleich einem Blinden ſo gut in den nichtsbedeutendſten Dingen, als in Sachen vom größten Gewicht und dem ernſtlichſten Werthe, lenkt und leitet.

Die Finanz-Verwaltung iſt in dieſem Lande ſehr verworren, und hüllt ſich in einen beinahe undurchdringlichen Schleyer ein. Uebrigens ſind die hier eingeführten Steuern leidlich genug; und hierüber hat ſich der Koloniſt gewiß nicht zu beſchweren. Das einzige Widerwärtige, was ich daran finde, und was auch unaufhörlichen Anlaß zu Winkelzügen und Unterſchleifen giebt, iſt das förmliche Verbot, ſein Vermögen, ſein Eigenthum, bei Strafe der Konfiſcation, in baarem Gelde auszuführen. Solches Eigenthum muß man hier, koſte es auch, was es wolle, in Wechſelbriefe oder Landes-Waaren verwandeln; oder man läuft Gefahr, alles einzubüßen. Dies iſt eben ſo wenig billig, als vernünftig, und da das Geld hier von außen herein kömmt, ſo ſollte man ihm eben ſo wenig Schwierigkeit machen, heraus, als hinein zu gehen. Zudem iſt gemünztes Metall in der That kein Lokal-Eigenthum, deſſen Ausfuhr mit Rechte verboten, oder nur beſchränket werden kann; es iſt keine alltägliche Handels-Waare, die der Entrichtung des Ein- und Ausfuhr-Zolles unterworfen wäre, kurz, kein Gegenſtand des Schleichhandels. Geld iſt ein konventionelles, unter allerlei Form und Valuta bei policirten Völkern eingeführtes Zeichen, das die Völker angenom-

men haben, ihre wechſelſeitigen Umſatz-Geſchäfte, ſo wie das Verkehr zwiſchen einem Menſchen und dem andern zu befördern und zu erleichtern, und das, einmal in die Cirkulations-Maſſe geworfen, von Stund an ein gemeinſames Gut für Jedermann, ein allgemeines Eigenthum, eine Sache von ganz eigner und privilegirter Art wird, über die keine Regierung weiter kein Herrſcher-Recht ausüben ſollte, als bloß dasjenige, welches Handhabung des öffentlichen Zutrauens zum Zwecke hat, das bloße Recht der Aufſicht über die Rechtsgültigkeit des Zeichens, und weiter nichts.

Die römiſchkatholiſche Religion iſt die einzige, die hier zu Lande gilt; jeder anderen iſt die öffentliche Uebung unterſaget. Im Uebrigen wird Gottesdienſt hier nicht befohlen und erzwungen, wie in anderen ſpaniſchen Beſitzungen; und der Bürger iſt in dieſem Stücke keiner Art von Zwang unterworfen. Wer dem öffentlichen Kultus die äußerliche Achtung bezeigt, die in jedem Lande der Religion gebührt, zu der man ſich darin bekennt, der hat damit alles gethan, was erforderlich iſt, um deshalb weiter nicht beunruhiget zu werden. Das ſpaniſche Mönchthum hatte wohl Anfangs in dieſer Kolonie das fürchterliche Inquiſitions-Gericht einführen wollen, und der Statthalter war ſogar von dem Mönche, der den Auftrag dazu von dem heiligen Amte bekommen hatte und mit der Macht deſſelben bekleidet war, aufgefordert worden, ſeinen Verrichtungen mit gewaffneter

Hand Hülfe zu leiſten; allein der Aufſtand, den die Nachricht hiervon im Lande veranlaßte, und die Beſorgniß vor den Folgen, die eine ſolche Neuerung nach ſich ziehen könnte, bewogen den Statthalter, den inquiſitoriſchen Mönch in der Geſchwindigkeit aufheben zu laſſen, und ihn unverzüglich nach Spanien zu ſchicken. Und ſeitdem iſt hier von dem neuen Maulkorbe, mit dem der Mönchsſtand die widerſpenſtigen Koloniſten in aller Gottſeligkeit bezäumen wollte, nicht weiter die Rede geweſen.

Die Gerichts-Verfaſſung iſt ein Chaos von Chikanen ohne Ende, und ein Geld-Schlund für die unglücklichen Leute, die in Prozeſſe verwickelt werden; ſie iſt eine Löwen-Grube, aus der, was einmal hinein gerathen iſt, nicht wieder herauskömmt; und das iſt genug geſagt.

Die Landes- und Privat-Polizey wird ſehr verſäumet, ſo wohl in der Stadt, als auf dem Lande; und wenn die Unordnungen und Mißbräuche, die aus dieſer Verſäumniß natürlicher Weiſe entſtehen, noch nicht beträchtlicher ſind, als ſie bisher waren; ſo hat man dieſes einzig und allein der ſchwachen Bevölkerung zuzuſchreiben, welche das Elend und die Verbrechen, die dem entgegengeſetzten Zuſtand ankleben, zum Theil entfernt.

Die Sitten haben zwar in der Stadt noch nicht den höchſten Grad des Verderbniſſes erreichet, und ſind

auf dem Lande noch ziemlich geregelt; aber ſie haben doch ſeit einigen Jahren ſchon viel von ihrer urſprünglichen Einfalt und Reinheit verloren, und dies ſelbſt nach der eignen Ausſage der Leute im Lande, welche in ihren Geſprächen ziemlich oft der unſchuldigen Offenheit und liebenswürdigen Eintracht erwähnen, die nun nicht mehr vorhanden ſind, und deren Andenken für ſie das verſchwundene Bild des goldnen Zeit-Alters iſt. Dieſe moraliſche Ausartung rührt, meinen Gedanken nach, lediglich von dem eingeſchlichenen Luxus, der in der Kolonie von Tage zu Tage immer mehr überhand nimmt, und von einem Schwarme von allerlei Ausländern her, deren Grundſätze und Lebensart nicht wenig beigetragen haben, die alte Koloniſten-Einfalt, wodurch die harten Züge der gemeinſamen Unwiſſenheit und Ungeſchliffenheit wenigſtens gemildert wurden, zu verdrängen, und an deren Statt Unredlichkeit, Argliſt, und einen gierigen Eigennutz, wozu ſich noch Mißgunſt, Bosheit und Läſterſucht geſellen, in die Mode zu bringen, und noch obendrein die Neigung zum Spiele zu verbreiten, die das Herz verengert und es vor jeder ſanften und geſelligen Regung verſchließt. Eine unausbleibliche Folge von dieſer Lage der Dinge, und von allem, was damit zuſammenhängt, iſt, daß es in Neu-Orleans bloß iſolirte Menſchen, wenig wahre, patriotiſch geſinnte Männer, und noch weniger Freunde giebt; und das platte Land tritt mit großen Schritten in die Fußſtapfen der Stadt. —

Meine Abſicht bei dieſem Werke war keine andere, als eine genaue Darſtellung von dem, was Louiſiana ge-

genwärtig iſt, und einen beſtimmten Ueberblick von dem zu geben, was aus dieſer Kolonie nach Maaßgabe des jetzt Exiſtirenden künftig werden kann. Denn jede Kolonie iſt ein bewegliches Bild, eine veränderliche Bühne, deren Dekorationen ſich ſchnell aus dem Guten ins Böſe, und aus dem Böſen ins Gute verwandeln.

Zuſätze

zu

der Schilderung von Louiſiana.

Die Rükabtretung von Louiſiana an Frankreich hat die Herausgabe mehrerer Schriften über dieſes intereſſante Land veranlaßt. Die gehaltvolleſte derſelben iſt unſtreitig die Schilderung von Louiſiana eines ungenannten Franzoſen, die wir in vorſtehender Ueberſetzung dem teutſchen Publikum mitgetheilt haben.

Noch früher erſchien eine ſogenannte Reiſe nach Louiſiana ebenfalls von einem ungenannten Franzoſen unter folgendem Titel:

Voyage à la Louisiane et sur le continent de l'Amérique septentrionale, fait dans les années 1794 à 1798; contenant un tableau historique de la *Louisiane*, des observations sur son climat, ses riches productions, le caractère et le nom des Sauvages; des remarques importantes sur la navigation; des principes d'administration, de législation et de gouvernement propres à cette Colonie etc. etc. etc. par B... D... orné d'une *belle* *) carte (mit

*) In der Vorrede zu ſeinem zweiten Werke über Louiſiana erklärt der Verfaſſer, daß dieſes prahleriſche Beiwort eine Erfin-

dem Motto:) *Quod vidimus oculis, quod auribus audivimus, testamur et annunciamus vobis.* S. Paul. ad Cor. Paris bei Dentu. Im Jahr XI. (1802) 382 Seiten in 8.

Theils die Anonymität des Verfaſſers, theils ſeine Weitſchweifigkeit, ſeine Einmiſchung fremdartiger Dinge, die Geſchwätzigkeit und Verworrenheit ſeines Vortrags, und dann auch die Uebertreibungen, die er ſich zuweilen erlaubt, haben ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht, und ſeinem Werke bei den kritiſchen Geographen geſchadet, ob es gleich unter dem Schwalle von Deklamationen, Anekdoten, Vorſchlägen und Projekten manche treffliche Nachricht enthält. Man trauete ſeinen Angaben nicht, weil man ſogar in Zweifel zog, ob derſelbe wirklich in Louiſiana geweſen ſey *). In Frankreich aber, wo man nicht ſo mistrauiſch gegen ſolche Produkte iſt, und nicht mit ſolcher Strenge kritiſch prüft, iſt dieſes Buch aller ſeiner Gebrechen ohngeachtet gut aufgenommen worden.

Dadurch aufgemuntert gab der Verfaſſer ein zweites Werk über Louiſiana heraus. Er nannte ſich nun auf dem Titel deſſelben, und zeigte, daß er ein ehemaliger Bewohner von St. Domingo iſt, wo er zuerſt Advokat und ſodann Dragoner-Oberſt war, und ſich, wie viele

dung ſeines erſten Verlegers ſey, und daß er an dieſer Charte, die er ſelbſt ſchlecht findet, nicht den mindeſten Antheil habe.

*) Man ſehe die Recenſion dieſes Werks welche der ſelige Sprengel in den XI. Bd. der Allg. Geogr. Ephemeriden S. 462 eingerückt hat.

andere dieſer Pflanzbürger nach Louiſiana hatte flüchten müſſen, wo er ſich von den Jahren 1794 bis 1798 aufgehalten hat *).

Dieſes neue Werk heißt:

Second Voyage à la Louisiane, faisant suite au premier de l'auteur de 1794 à 1798. Par *Baudry des Lozières* (mit dem Motto): *Si canimus silvas, silvae sint Consule dignae.* Virg. Buc. 2 Theile. Paris bei Charles, im Jahr XI. (1803. März) 414 und 410 Seiten in 8.

In dieſem Werke giebt ſich nun der Verf. näher zu erkennen, und beweiſt, daß wenn er ſchon auch in ſeinen Schriften die Geſchwätzigkeit des Advokaten nicht verläugnen kann, und übrigens auch das Talent nicht beſitzt, ein dem Kenner befriedigendes Buch zu ſchreiben, er dennoch glaubwürdig iſt, wo er bloß das Geſehene und Erfahrene darſtellt, ohne ſich in deklamatoriſche Digreſſionen, politiſche Kannegießereien und Projektſchmiedereien einzulaſſen, welche das Steckenpferd ſind, das er fleißig herumtummelt.

Sein zweites Werk iſt keine wirkliche Reiſe, ſondern ein buntes Gemiſche von mancherlei ſehr verſchiedenartigen Aufſätzen, worunter Lebensbeſchreibungen, Reflexionen, Vorſchläge u. ſ. w. ſind. Daneben findet man

*) Er iſt jetzt ſeiner Unterſchrift zu Folge: Hiſtoriographe de la Marine et des Colonies zu Paris.

nur weniges, das zur Schilderung von Louiſiana u[nd] ſeiner Bewohner gehört. Dies Wenige iſt aber allerdin[gs] ſchätzbar; da es theils aus hiſtoriſchen und geographiſch[en] Notizen, theils aus brauchbaren Beiträgen zur Naturge[-] ſchichte dieſes Landes und aus Nachrichten von den Wilde[n] in Louiſiana beſteht.

Da ſich alſo in den hier genannten drei Bänden, welche uns Herr Baudry des Loziéres über Louiſiana geliefert hat, und vorzüglich in ſeinem erſten Ver⸗ſuche, manche brauchbare Nachrichten befinden, welch[e] zur Ergänzung der hier gelieferten Schilderungen vo[n] Louiſiana dienen können, ſo wollen wir die wichtigſten derſelben ausheben und hier in gedrängter Kürze, als Zu⸗ſätze zu vorſtehendem Werke mittheilen.

Auf dieſe Art werden dann unſere Leſer auf einem Raume von wenigen Bogen das Vorzüglichſte beiſammen finden, was unſer Herr *Baudry des Lozières* über Louiſiana Neues beigebracht hat.

T. F. Ehrmann.

Zuſätze

aus

[B]audry's des Lozières Voyage à la Louiſiane.

§. 1.

Zur Naturgeſchichte von Louiſiana.

Louiſiana iſt ſicher eines der ſchönſten und fruchtbar⸗ſten Länder auf der Erde. Das Klima iſt geſund und die Leute leben hier ſehr lange *). Die Erde iſt mit einer immer friſchen Vegetation bedeckt, und die Verſchieden⸗heit der Naturprodukte geht bis ins Unendliche. Die Früchte und Pflanzen beinahe aller Klimate gedeihen hier und bereichern das Land. Man findet eine Menge neuer

*) Man vergleiche damit was im 7, 8ten Kap. u. f. der Schil⸗derung von Louiſiana hierüber geſagt worden iſt, bedenke aber auch dabei, daß Baudry des Lozieres länger in die⸗ſem Lande gelebt hat, und tiefer in daſſelbe eingedrungen iſt, als unſer Ungenannter. D. H.

Vegetabilien, die man in anderen Erdgegenden nicht antri[ft.] Das Getraide wächſt hier ganz vortrefflich; mit weni[ger] Sorgfalt könnte man hier die köſtlichſten Weine pflanze[n,] das Zuckerrohr geräth ſehr gut, und der Indigo wür[de] dem ſchönſten der heißen Länder gleichkommen, wen[n] man ſich hier beſſer auf die Fabrikation deſſelben verſtänd[e.] Gartengewächſe und Küchenkräuter haben ſich hier bis in[s] Unendliche vervielfältiget und es giebt mehrere Art[en] darunter, die man anderwärts gar nicht kennt.

Wir wollen hier die hauptſächlichſten Pflanzen d[ie]ſes Landes aufzählen. Man findet darunter ſowohl trop[i]ſche Pflanzen, als auch ſolche, die gewöhnlich nur im g[e]mäßigten Klima wachſen. Vortrefflicher Weizen (triti[]cum cereale) Weinſtöcke, Birnbäume, Aepfelbäum[e,] Pflaumbäume, Kirſchbäume, gemeine Myrthen, und Ne[l]kenmyrthen (Myrthus caryophyllata), Gewürznelken[]bäume (Caryophyllus aromaticus), Zimmtbäume (Lau[]rus cinnamcmum), Kampherbäume (Laurus camphora[)] Avogadobäume (Laurus perſea), Moſchusbäume (Nu[x] molchus), der ſo ungemein wohlriechende Floridaniſch[e] Sternanis (Illicium floridanum), die Schirokeſiſche Thallilie oder Maiblume (Convallaria majalis), und Caroliniſche Kelchblume oder Gewürzſtrauch (Calycanthus floridus). Beinahe nebeneinander wachſen die Camellie (Camellia) und der Reiß; die Granatäpfelbäume und der Mais, die große Melonendiſtel (Cactus melocactus), und der Feigenbaum; der Sonnenfeind oder Cereus mit großen Blumen (Cactus grandiflorus) und die Nektarinen; die Prachtlilie (Glorioſa ſuperba) und

Quittenbäume *). So wachſen auch untereinander Kakaobäume, Affenbrodbäume (Andanſonia digitata), Trauerbäume (Nynctanthes), Citronellen (Pſidium), Paradiesfeigenbäume oder Piſangbäume (Muſa paradiſiaca), Bananasfeigenbäume (Muſa ſapientum), Mangoſtanbäume (Garcinia mangoſtana), Tulpenbäume (Magnolia grandiflora) und immer grüne Eichen (Quercus ſempervirens) bedecken die Ufer des Miſiſſipi mit ihrem erquickenden Schatten. Ferner wachſen hier die prächtigen Akacienblättrigen Cypreſſen (Cupreſſus diſticha) Waſſereichen (Quercus hemiſphaerica). Der rieſenmäßige Färberbaum (Quercus tinctoria), der amerikaniſche Ahornbaum oder Waſſerbuche (Platanus occidentalis), der amerikaniſche Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera); ferner Buchen und Kaſtanienbäume, Wallnußbäume verſchiedener Art, Ulmen u. ſ. w. Außerdem findet man hier auch mancherlei tropiſche Pflanzen, als: Kokosbäume, Citronen= und Pomeranzenbäume, die zwar hier nicht einheimiſch ſind, aber jedoch ſehr gut fortkommen, Waſſermelonen, Hyacinthen, Narciſſen, den ſchönen Pfauenſchwanz (Poinciana pulcherrima), Haken=

*) Prunus apricus cydonia — nennt ſie unſer Verfaſſer, der überhaupt in ſeinen botaniſchen Namen die er alle bloß lateiniſch angiebt, nicht ganz richtig iſt. Er geſteht auch ſelbſt, daß er nicht Naturhiſtoriker iſt, und folglich mag er ſich oft in der Wahl eines Namens geirrt haben; da er aber die vollſtändigſte Liſte von Naturprodukte von Louiſiana giebt, die wir bis jetzt haben, ſo verdiente dieſelbe doch hier aufgenommen zu werden. Der Naturforſcher prüfe nun und ſichte.

D. H.

lilien (Crinum), Kochenillienpflanzen (Cactus cocheniliſer) und eine Menge andrer *). Ueberdies findet man hier auch noch den berühmten Zuckerahorn (Acer ſaccharinum), Weihrauchkiefern (Pinus täda), Fichten, Gurkenbäume (Magnolia acuminata), Virginiſche Waſſerbäume (Nyſſa aquatica), Virginiſche Pappeln (Populus heterophylla), Gordonienbäume (Gordonia laſianthus), Saſſafrasbräume, deren pulveriſirten Blätter einen trefflichen Wohlgeruch geben. Alle dieſe Gewächſe und Pflanzen erreichen hier ihre größte Vollkommenheit. Auf der Inſel Barataria und am See Pontchartrain wachſen alle Arten Bauholz und Bäume welche zu Maſten taugen.

In den Wäldern um Neu-Orleans her und auch weiterhin findet man weiße oder Büſchel-Kiefern (Pinus ſtrobus), Balſamtannen (Pinus balſamea), ſchwarze oder rothe Tannen (Pinus abies), Sproſſentannen (Pinus canadenſis) aus deren Sproſſen ein geſundes Bier gebrauet wird, Eſchen (Fraxinus excelſior), Akacienbäume oder unächter Schotendorn (Robinia pſeudo-acacia), Kanadiſche Schüſſerbäume (Guilandina dioïca), Virginiſche Roßkaſtanien (Aeſculus virginica) und andere mehr **).

*) Der Verf. ſagt daß er noch mehrere Arten geſehen habe, die er aber aus Mangel an genugſamen botaniſchen Kenntniſſen nicht naturhiſtoriſch beſtimmen könne, D. H.

**) Der Verf. ſagt, er könne ſich nicht mehr auf alles beſinnen. Er nennt in der Folge noch mehrere andere Bäume, z. B. den

Es giebt hier auch allerlei Stauden und Sträuсher, z. B. Felſenſträucher (Azalea), Daphnen oder Seidelbaſt (Daphne), Amerikaniſches Jasmin (Gardenia), Löffelbäume oder Zwerglorbeer (Kalmia), Alproſen (Rhododendron), Storaxbäume (Styrax), Zirinken (Syringa), Wachholderbäume, Haſelnußſtauden, Zwerghollunder, Wachsmyrthen, Johannisbeeren, Himbeeren und Brombeerſträucher, Wintergrün, Fieberſtauden, wilder und anderer Thee, Maiblumen, oder Baſtardtmutterkraut u. ſ. w. *).

Von Kräutern, Wurzeln und Zwiebelgewächſen giebt es hier auch ſehr vielerlei Arten, als: Eufraſien oder Augentroſt, Aland, Fünffingerkraut, Angelika, Neſſeln, Balſamkraut, Saſſaparille, Ginſeng **) Dictam oder Diptam, welchen die Wilden als Arzneikraut brauchen, und große Dinge damit auszurichten vorgeben; mehrere Arten von Wegerich, (Plantago), Erdnüſſe oder Erdeicheln, wilde Pataten, Frauenhaar, wil-

Kurbaril oder Heuſchreckenbaum, den Talgbaum, den Wachsbaum, den Knopfbaum, einen Butterbaum, den Palanier, oder Louiſianiſchen Nußbaum, den Kopalbaum und mehrere andere. D. H.

*) Es ſoll noch eine unzählige Menge anderer Arten von Geſträuchen und Staudengewächſen geben, deren Namen aber der Verf. wie er geſteht, nicht zu nennen weiß. D. H.

**) Daß der wahre Ginſeng dieſe von den Sineſen ſo geſchätzte Arzneipflanze auch in Louiſiana gefunden werde, möchte wohl Mancher bezweifeln. D. H.

der Sauerampfer, Leberkaut *); eine beſondere Art Lattich oder Gartenſalat (Sanguine), Schlangenwurzel, Goldfaden, Weißwurz oder Salomonsſiegel, Waldbohnen, kriechendes Epheu, Waſſer- und andere Kreſſe, Schafgarbenkraut, Sonneneuphorbie, Betonie, Skabioſe, Teufelsabbiß, Blutwurzel, wilde Erbſen, Zwiebeln, Knoblauch, Baſtardindigo, Mauseörchen, Borrätſch, Nießwurz, Hundszahn, Bleikraut, Tabak, wilder Paſtinak, Wildemünze, Portulack oder Burzelkraut, Pappelkraut und noch viele andere Arten deren Aufzählung hier unmöglich iſt **).

Mehlichte Pflanzen und Hülſenfrüchte giebt es hier von verſchiedenen Art und in ziemlicher Menge. Man trifft hier außer den in Frankreich gepflanzten Gattungen, noch ſehr viele andere.

Es giebt überdies auch mancherlei Arzneikäuter und heilſame Pflanzen die man hier eben ſowohl als in den benachbarten Ländern und auch auf der Inſel St. Domingo findet.

Die Inſekten ſind hier auch äußerſt zahlreich und von tauſenderlei verſchiedenen und zum Theil wenig bekannten Arten; ſo daß ein Entomolog nur allein mit dieſem Zweige der Naturgeſchichte ſich hier Jahre lang be-

*) Le foie de roche und le foie noble. D. H.

**) Weitere Berichte hierüber müſſen wir von künftigen naturforſchenden Reiſenden erwarten. D. H.

ſchäftigen könnte. Eine bisher ganz unbekannte Art von ſehr nützlichen Inſekten hat unſer Verfaſſer ſo wohl hier als auf St. Domingo gefunden und beobachtet; er nennt daſſelbe den Fliegenträger (Porte-Mouches) und hat eine Abhandlung darüber in dem Pariſer Nationalinſtitut vorgeleſen *).

Die Klaſſe der Vögel iſt hier nicht minder zahlreich und merkwürdig, ſo daß ein Ornitholog hier ein weites Feld zur Befriedigung ſeiner Wißbegierde finden könnte; denn hier findet man Vögel von beinahe allen Arten, von allen Größen und mancherlei Geſtalt und Farben, von dem großen Geier bis zum winzigkleinen Kolibri hinab. Der Calcis, der Sperber, der Rabe, die Krähe, die Eule, der Papagai, der Pelikan, der Kranich, der Storch, die Kormoran oder Seerabe, der Häher, der Schwan, die wilde Gans, der Trappe, die wilde Ente, die Kriechente, der Bettler, das Waſſerhuhn, das wilde Wälſchehuhn, das Frankolin oder indianiſche Rebhuhn, das gemeine Rebhuhn, die Wachtel, die Holztaube, die Waſſerſchnepfe, die Lerche, der Grünſpecht, der Kukuk, der blaue Häher, die Schwalbe, die Wittwe, der Louiſianiſche Ortolan, der Kardinalsvogel, die Droſſel, der Sägenvogel, der Königsvogel, die Nachtigall, der Zaunkönig, der Spötter, der Kolibri u. ſ. w. ſind die bekannteſten Arten. Eine Menge anderer iſt noch unbeſchrieben und ohne Namen, da ſich noch Niemand um die nähere Unterſuchung derſelben bekümmert hat. Es wäre der

*) Man ſehe den hier nachfolgenden §. 2. D. H.

Mühe werth, eine Unterſuchung über die hieſige Ornitho-logie anzuſtellen, denn die Ausbeute würde gewiß von großer Bedeutung ſeyn.

Beinahe eben ſo zahlreich ſind die Fiſche, und die übrigen Bewohner der Waſſer hier zu Lande, die man in Seen, Flüſſen und Teichen findet. Die bekannteſten derſelben ſind: der Stör, die Steinbutte, der Hecht, der Karpe, die Meeräſche, die Meerbärſche, die Grundel, der Aal, der Kasburgo, der Klumpfiſch, die Platteiß, die Sakale, der Padaſſa, die rothe und weiße Makrele, der Flußkrebs, die Fluß-Garnele, die Forelle, der Bartfiſch oder Graubart, und viele andere, die eine köſtliche Speiſe geben, und um ſehr wohlfeile Preiße zu haben ſind. Auch dieſe Thiergattung iſt noch nicht gehörig unter-ſucht.

Schlangen und Eidechſen giebt es hier von vielerlei Arten z. B. Klapperſchlangen, lange ſchwarze Schlangen, Nattern, Hydern, Strumpfbandſchlangen, pfeifende Schlangen, Peitſchen-Schlangen, Eierfreſſer, grüne Schlangen, Schlangen mit dornigten Schwänzen, gefleckte Schlangen, Ringelſchlangen, zweiköpfigte Schlangen, u. ſ. w. Der Eidechſen giebt es nicht weniger verſchiedene Arten, wovon wir nur die lebhafte Eidechſe, und die langſame Eidechſe oder Baumkröte anführen wollen. Es bleibt hier ein reiches Feld für die Naturforſcher zu bearbeiten übrig.

Eine eben ſo reiche Beute würde der Naturforſcher

[f]inden, wenn er die hieſigen Wälder durchſtreifen wollte, [u]m die wilden Thiere aufzuſuchen, deren es hier ſo [v]iele, und von ſo mancherlei Arten giebt, z. B. wilde [H]unde, Berg- und Waldkatzen, Tieger, Bären, Wölfe, [L]eoparden, Büffel oder wilde Ochſen, Füchſe, Damm[h]irſche, Rehe, Elennthiere, Kaguare oder Braſilianiſche [K]atzen, Stachelſchweine, wilde Schweine, Kaninchen von [v]erſchiedenen Arten, worunter eine von den Europäiſchen [v]erſchieden iſt, Eichhörnchen von vielerlei Arten, Marder, [ſe]hr große Haſen, Maulwürfe, Wieſel, Beutelratzen, [g]roße Waldratzen, Schlafratzen, Biber, Fiſchotter, und [e]ine große Menge von allerlei Rothwild, das von dem [E]uropäiſchen ganz verſchieden iſt *).

Man könnte ein großes Buch ſchreiben über die Naturgeſchichte von Louiſiana, ohne jedoch dieſen Gegenſtand ganz zu erſchöpfen. Die hier mitgetheilten kurzen Notizen mögen hinreichen, um zu beweiſen, daß ein Land, das ſo mancherlei nützliche Produkte hervorbringt, ein fruchtbares und reiches Land iſt, und daß eine Erdſtrecke, auf welcher eine ſo ungeheure Menge verſchiedenartiger Thiere ihre Nahrung finden, die theils ein vortreffliches Fleiſch, theils Fett im Ueberfluſſe liefern, einen Boden haben müſſe, dem nichts, als die Kultur fehlt, um ihn zu einem irdiſchen Paradieſe zu machen.

*) Vielleicht Antelopen-Arten? D. H.

§. 2.

Ueber die animaliſche Baumwolle oder das Inſekt Fliegenträger. *)

Der Wurm, welcher den Maniok- und Indigopflanzungen in Weſtindien, eben ſo wie in Louiſiana, ſo äußerſt nachtheilig iſt, und die Pflanzer oft zur Verzweiflung bringt, iſt in den Kolonien ſehr gut bekannt; aber man kennt nur ſeine Schädlichkeit, und nicht den Vortheil, den er zu bringen im Stande iſt.

Dieſer Wurm ſchlüpft im Monat Junius aus dem Ei, und iſt dann eine dem Seidenwurme ſehr ähnliche, aber ungemein ſchöne und weit größere Raupe; denn er wird drei bis vier Zoll lang, und hat in ſeinem Umfange ungefähr 2 Zoll. Dieſe Raupe iſt ſehr gefräßig und nähret ſich hauptſächlich von den Maniokblättern. Im Auguſt nähert er ſich ſeiner Verwandlung; er vertauſcht ſodann ſeine bunte Haut gegen eine ſeegrüne, und ſobald er dieſe angezogen hat, beſtürmt ihn eine ungeheure Menge von Schlupfweſpen oder Ichneumon-Fliegen, welche in dieſen Gegenden äußerſt klein ſind, und von denen jede einen Poren des Wurms zu beſetzen ſcheint, um ihre Eier hinein zu legen, obgleich der

*) Der Verf. hat dieſen, allerdings intereſſanten Aufſatz, woraus wir hier nur einen kurzen Auszug liefern, dem Pariſer National-Inſtitut vorgelegt, in welchem derſelbe im J. VII. (1799) vorgeleſen worden iſt. D. H.

Wurm ſich aufs äußerſte dagegen ſträubt. Nachdem dieſe kleine Fliegen dieſe Operation vollbracht haben, eilen ſie alle davon und der Wurm bleibt ungefähr eine Stunde lang in einer Art von Erſtarrung liegen. Hierauf fängt er wieder an, mit ſeiner vorigen Gefräßigkeit zu freſſen; aber mit jedem Tage wird er dicker und ſeine Farbe wird dunkler. Ungefähr 14 Tage darauf ſchlüpfen die kleinen Würmchen aus den Eiern, welche von den genannten Fliegen in ſeine Poren gelegt worden ſind. Dies alles kann man jedoch nur mit Hülfe eines Mikroſkops ſehn; kaum ſind dieſe Würmchen geboren, ſo fangen ſie an ſich einzuſpinnen, und bedecken innerhalb zwei Stunden den ganzen Maniokwurm mit ihrem weißen Geſpinnſte. So wie daſſelbe vollendet iſt, ſucht der damit bedeckte Wurm ſich von dieſer läſtigen Hülle zu befreien; aber es gelingt ihm nur nach vielen Anſtrengungen, und er kömmt nur ganz kränklich und ſchmächtig heraus, um bald ſelbſt Puppe zu werden. Zu Ende Septembers erſcheint er ſodann als Schmetterling, um ſeine Art fortzupflanzen und ſodann zu ſterben. Aus den Bälgchen oder weißen Geſpinnſten ſchlüpfen nachher ſehr kleine Fliegen mit vier Flügeln aus. Das zurückbleibende Geſpinnſte iſt von blendender Weiße und eine Art von Baumwolle, welche aber dieſe an Reinheit und Feinheit übertrifft; auch kann man dieſe ſeidenartige Baumwolle ohne weitere Vorbereitung ſogleich ſpinnen.

Da die Maniokwürmer ſo äußerſt häufig ſind, und da keiner derſelben zu der beſtimmten Zeit ohne die gedachte Baumwollenbekleidung erſcheint, ſo läßt ſich leicht

abnehmen, daß man mit weniger Mühe dieſe Baumw[...]
in großer Menge gewinnen kann.

Unſer Verfaſſer hat Verſuche damit angeſtel[...] die vollkommen gelungen ſind; denn er hat die Baumwolle ſpinnen und weben laſſen, und ſie hat a[...] ſeine Erwartungen erfüllt. Auch hat ſie den Vorzug v[...] der Seide und gewöhnlichen Baumwolle, daß ſie z[...] Scharpie zu gebrauchen iſt.

§. 3.

Von den Ureinwohnern von Louiſiana.

Da der Verfaſſer unſerer Schilderung von Louiſiana nur ſehr wenig Nachrichten von den wilden Ureinwohnern dieſes und der benachbarten Ländern beibringt, ſo wollen wir hier als Nachtrag dazu, die zerſtreueten Berichte ſammeln, welche Baudry des Loizières in ſeinen drei Bänden über Louiſiana uns hie und da mitgetheilt hat.

Er giebt uns in ſeiner erſten Reiſe folgende Namen-Liſte von Nordamerikaniſchen Wilden, die er zwar ſelbſt für unvollſtändig erklärt, die jedoch hier eine Stelle verdient, da ſie ſehr viele bisher ganz unbekannte Namen enthält.

Die Namen dieſer wilden Völkerſchaften ſind folgende: die Abenaquier — Algonquier — Agni-

ier — Anbaſter — Alibamoner — Alatama-
aer — Abekaer — Abecouechier — Akanſaer
tinayer — Anbayer — Atakapaer — Aba-
er — Apacher — Apalacher — Apelouſ-
aer — Aychier — Aſſeniſiper — Aiaouer
— Arikaraer — Abikaer — Babayoulaer —
ayagoulaer — Biloxier — Bonifoukaer —
hiter — Chikachaer — Chakakanter —
herakier — Chouanouer — Canouhanaer —
Choukaer — Choumaner — Kabodakioer —
Kannekier — Koroaer — Chactchioumaer —
Kapinaer — Kakouitaer — Kouchaer —
Kouetchitouer — Kanoatinoer — Kachinoa-
rer — Chiakantefouer — Folles avoines (tau-
ber Haber) — Goyogaoiner — Grinaicher
— Goulapiſſaer — Huronen — Hoaieler
— Houjeter — Hinkanktoner — Irokeſen —
Jaſoner — Illineſen — Jonhouanneer —
Kaioutaer — Krierer — Kaokiaer — Kaska-
guiarer — Kanſeer — Loupitouſaer — Lou-
chetchouier — Mahinganer — Malominer —
Maskoutiner — Meanier — Marakataer —
Mitchigamiaer — Miameer — Miſſourier
— Mobiliener — Mechemetoner — Mantoue-
oueer — Nakanneer — Natcheſer — Nat-
ſchitocher — Nabedakiouer — Nabiter
— Nakogboſier — Naſſonnier — Natſonoer
— Naouedicher — Naktakoer — Nonda-
koer — Oſſnontaguer — Ounſiourer — Ouana-
hinaner — Ouneyouther — Onontaguer —

Outagamier — Olchagraer — Oyatanaor — Oumaer — Ouachaer — Offogoutaer — Ouabacher — Ouatchitaer — Ouiatanou — Occhaer — Ocktataer — Ouitanouer — Puants (Stinker) — Pouteouatamer — Pe- riarer — Peanguichiarer — Penſakalaer — Paouteer — Paskagoulaer — Peouariar — Pimitouirer — Panier — Panioua- ſaer — Panimahaer — Quitchiaichee — Quicheer — Quichaatchaer — Quiohohouaner — Quiritecherer — Quik- pouer — Renarder — Sakirer — die öſtlich- und weſtlichen Sioux — Sotouier — Tſonno- thouaer — Tſchaktaer — Tombekbeer — Ta- lapoucheer — Groß Thomeer — Klein Tho- meer — Tamarouaer — Tchioutimachaer — Tchaouachaer — Tesonachaer — Touskaer — Tchetimachaer — Tapouchaer — Taenſaer — Toaurer — Tonikaer — Yataſeer — Ybitou- paer — Yaſoner — Youanier.

Von den wilden Nationen, welche an dem Fluſſe Miſſiſſipi und in deſſen Nachbarſchaft wohnen, giebt unſer Verfaſſer folgende Nachrichten.

1) Die Dſchauaſchaer, eine träge, armſelige Hor- de, die im Lande umherirrt und nur noch 40 Krieger zählt.

2) Die Uachaer, eine eben ſo elende Horde, wel-

..in der Nähe von Neu-Orleans wohnt und ſeit hun-
..rt Jahren von 200 Kriegern auf 50 herabgeſunken iſt.

3) Die Bajagulaer, tapfere Krieger und arbeit-
..me Leute, die aber zu jetziger Zeit kaum noch 40 wehr-
..afte Männer zählen. Sie wohnen weiter hinauf am
..luſſe.

4) Die Umaer, bewohnen ein Dorf, das denſelben
..amen trägt und weiter hinauf am Fluſſe liegt. Es
..ind tapfere arbeitſame Leute, die aber ſeit den innerli-
..en Kriegen kaum noch 50 ſtreitbare Männer zählen.

5) Die Tſchiutimachaer, wohnen auf dem lin-
..en Ufer des Fluſſes, ziehen an den hieſigen Landſeen
..mher und nähren ſich von dem Fiſchfange, den ſie ſehr
geſchickt zu betreiben wiſſen. Seit dem Frieden von 1715
ſind ihrer nur noch 100 ſtreitbare Männer.

6) Die Lupeluſaer, die im Inneren des Landes
umherziehen und Bundesgenoſſen der Tſchiutimachaer
ſind, können 130 wehrhafte Männer ins Feld ſtellen.

7) Die Atakapaer bilden ebenfalls eine umher-
ziehende Horde, die ſich beſſer auf den Fiſchfang als auf
die Jagd verſteht. Es ſind ihrer ungefähr 200 ſtreitbare
Männer und man ſagt ſie ſeyen Menſchenfreſſer.

8) Die Huſcheter bewohnen ein kleines Dorf an
dem rothen Fluſſe; ſie beſtehen höchſtens aus 40 Kriegern
und liefern ziemlich viele Ziegenfelle in den Handel.

der Sauerampfer, Leberkaut *); eine beſondere Art Lattich oder Gartenſalat (Sanguine), Schlangenwurzel, Goldfaden, Weißwurz oder Salomonsſiegel, Waldbohnen, kriechendes Epheu, Waſſer- und andere Kreſſe, Schafgarbenkraut, Sonneneuphorbie, Betonie, Skabioſe, Teufelsabbiß, Blutwurzel, wilde Erbſen, Zwiebeln, Knoblauch, Baſtardindigo, Mauseörchen, Borrätſch, Nieſwurz, Hundszahn, Bleikraut, Tabak, wilder Paſtinak, Wildemünze, Portulack oder Burzelkraut, Pappelkraut und noch viele andere Arten deren Aufzählung hier unmöglich iſt **).

Mehlichte Pflanzen und Hülſenfrüchte giebt es hier von verſchiedenen Art und in ziemlicher Menge. Man trifft hier außer den in Frankreich gepflanzten Gattungen, noch ſehr viele andere.

Es giebt überdies auch mancherlei Arzneikäuter und heilſame Pflanzen die man hier eben ſowohl als in den benachbarten Ländern und auch auf der Inſel St. Domingo findet.

Die Inſekten ſind hier auch äußerſt zahlreich und von tauſenderlei verſchiedenen und zum Theil wenig bekannten Arten; ſo daß ein Entomolog nur allein mit dieſem Zweige der Naturgeſchichte ſich hier Jahre lang be-

*) Le foie de roche und le foie noble. D. H.

**) Weitere Berichte hierüber müſſen wir von künftigen naturforſchenden Reiſenden erwarten. D. H.

ſchäftigen könnte. Eine bisher ganz unbekannte Art von ſehr nützlichen Inſekten hat unſer Verfaſſer ſo wohl hier als auf St. Domingo gefunden und beobachtet; er nennt daſſelbe den Fliegenträger (Porte-Mouches) und hat eine Abhandlung darüber in dem Pariſer Nationalinſtitut vorgeleſen *).

Die Klaſſe der Vögel iſt hier nicht minder zahlreich und merkwürdig, ſo daß ein Ornitholog hier ein weites Feld zur Befriedigung ſeiner Wißbegierde finden könnte; denn hier findet man Vögel von beinahe allen Arten, von allen Größen und mancherlei Geſtalt und Farben, von dem großen Geier bis zum winzigkleinen Kolibri hinab. Der Calcis, der Sperber, der Rabe, die Krähe, die Eule, der Papagai, der Pelikan, der Kranich, der Storch, die Kormoran oder Seerabe, der Häher, der Schwan, die wilde Gans, der Trappe, die wilde Ente, die Kriechente, der Bettler, das Waſſerhuhn, das wilde Wälſchehuhn, das Frankolin oder indianiſche Rebhuhn, das gemeine Rebhuhn, die Wachtel, die Holztaube, die Waſſerſchnepfe, die Lerche, der Grünſpecht, der Kukuk, der blaue Häher, die Schwalbe, die Wittwe, der Louiſianiſche Ortolan, der Kardinalsvogel, die Droſſel, der Sägenvogel, der Königsvogel, die Nachtigall, der Zaunkönig, der Spötter, der Kolibri u. ſ. w. ſind die bekannteſten Arten. Eine Menge anderer iſt noch unbeſchrieben und ohne Namen, da ſich noch Niemand um die nähere Unterſuchung derſelben bekümmert hat. Es wäre der

*) Man ſehe den hier nachfolgenden §. 2. D. H.

Die Sitten dieſer Völker ſind übrigens ſehr rein, und die Keuſchheit ihrer Weiber iſt erprobt; dieſes Volk kennt weder den ſchädlichen Eigennutz, noch den kleinlichen Egoismus, noch den niederträchtigen Hochmuth, noch den vornehmen Uebermuth, noch die Kriecherei der Armuth; denn alle ſolche Regungen ſind dieſen Wilden fremd. Jeder thut ſeine Schuldigkeit und nur allein das Verdienſt giebt einen Vorzug. Hier ſieht man nicht Brüder gegen Brüder bewaffnet, noch falſche Zeugen das Vermögen ihrer Mitbürger rauben; denn ſolche niedrige Leidenſchaften ſind dieſen Naturkindern ganz unbekannt.

Die Weiber ſind tugendhaft, nicht bloß nach dem Scheine, ſondern in der Wirklichkeit. Sie verabſcheuen alle Unkeuſchheit und leben äußerſt eingezogen. Sie begreifen es nicht, wie es Weiber geben kann, die ihre Kinder nicht ſelbſt ſtillen. Um die Wahrheit zu ſagen, giebt es freilich auch Buhldirnen unter ihnen; aber dieſe ſind genöthigt, ihre Schande in dem Dunkel der Wälder zu verbergen, um nicht der Rache ehrliebender Männer aufgeopfert zu werden, welche ſolche Sittenverderberinnen nicht dulden wollen.

Der größte Theil dieſes Volkes wohnet von Flüſſen entfernt und badet ſich daher ſelten, woraus viele große Unreinigkeit entſtehet, ſo daß ſie einen unausſtehlichen Geſtank von ſich geben; denn nur Schweiß und Regen benetzt ſie. Weiber die ſich baden, werden für Metzen geachtet.

Sie haben eine große Achtung für die Todten; aber ſie begraben ſie nicht; die Leichen werden in einer Art von Bahre, die aus Cypreſſenrinde gemacht iſt, mitten in einer Ebene auf vier gabelförmigen 15 Fuß hohen Stützen der freien Luft ausgeſetzt, bis die Würmer ſie zerfreſſen haben. Dann nehmen ſie ſie nach einer berechneten Zeit wieder herab, verſcharren die noch übrigen weichen Theile, die ſie von den Knochen ablöſen, in die Erde und packen die Gebeine in eine dazu gemachte Lade, die ſie dann in die allgemeine Niederlage bringen. Alle Jahre wird zu der Zeit, welche dem Anfang unſers Novembers entſpricht, ein allgemeines Trauerfeſt für die Verſtorbenen gehalten, welches das Feſt der Seelen heißt, und in düſterm Stillſchweigen gefeiert wird; am Schluſſe deſſelben wird ein allgemeiner Schmaus gehalten.

Dieſe Wilden haben keinen eigentlichen Gottesdienſt, ob ſie gleich eine Unſterblichkeit der Seele und das Daſeyn eines großes Geiſtes glauben. Sie kümmern ſich wenig um die Zukunft, leben gleichgültig in den Tag hinein und ſterben ohne Kummer. Eine Art von Gauklern oder vermeinten Hexenmeiſtern ſtellt bei ihnen die Aerzte vor. Wenn ein Schaktaer krank iſt, ſo verſpricht er dieſen Charlatanen alles mögliche und bezahlt ſie auch ſehr reichlich wenn er geneſet; ſtirbt er aber, ſo haben die Verwandten das Recht, den Arzt ums Leben zu bringen; dieſes geſchieht aber ſehr ſelten, da dieſe Gaukler immer tauſend Ausflüchte haben, um die Leichtglaubigkeit der Erben des Verſtorbenen zu hintergehen. Doch muß man nicht glauben, daß dieſe Aerzte der Wilden unerfahrene

von der Seite des Weibes fortgepflanzt.
dürfen ſich jedoch nicht unterſtehen, ihre Sö
gen; denn von einem Weibe geſchlagen zu
bei dieſen Wilden für eine Entehrung angeſeh

Der Ehebruch wird bei dieſem Volke a
derbare Weiſe beſtraft. Die Ehebrecherinnen
eine Wieſe hinausgeführt und dort der Brut
jungen Leute überlaſſen; dieſes erzeugt natü
die Eheſcheidung. Wenn nachher, wie es b
zu geſchehen pflegt, ein niederträchtiger Kerl
ſtoßene Frau heurathet, ſo bleibt doch immer d
auf ihr haften.

Nachſchrift des Herausgebers.

Der Raum und auch der Plan dieſes Werks erlau
noch weitere Auszüge aus den Schriften des Herrn Ba
beizufügen, um ſo mehr, da die Hauptſache ſchon in
derung von Louiſiana für den gegenwärtigen
führlich genug abgehandelt iſt; nur merken wir hie
daß Hr. B. Alles in einem günſtigern Lichte geſehen
ſcheint, als unſer Ungenannter, und daß auch die ne
richte in öffentlichen Blättern durchaus in das Lob mi
men, das Hr. B. dem ſchönen Klima und fruchtba
von Louiſiana und dem guten Charakter ſeiner Be
reichem Maaſſe ertheilt.

A. Rochon's

franzöſiſchen Marine-Aſtronoms zu Breſt und Mitglieds des National-Inſtituts zu Paris,

Reiſen nach Maroko und Indien

in den Jahren 1767 bis 1773.

Aus dem Franzöſiſchen Auszugsweiſe überſetzt.

Mit einer Zugabe herausgegeben von

T. F. Ehrmann.

Weimar,

im Verlage des F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoirs.

1804.

a-a

Vorerinnerung
des
teutſchen Herausgebers.

Gegenwärtiges Werkchen enthält einen gedrängten Auszug aus des ſchon längſt bekannten Aſtronomen Rochon's Reiſen, welche im J. 1802 in drei Bänden zu Paris unter folgendem Titel erſchienen ſind:

Voyages à *Madagascar*, à *Maroc* et aux *Indes orientales*, par *Alexis Rochon*, Membre de l'Inſtitut nat. de Fr. et de l'Acad. de Petersbourg. Ouvrage en trois Volumes, ac-

compagné d'une Carte géographique de Madagaſcar, d'une Carte de l'Inde orientale, d'un Vocabulaire Madagaſse, de Tables aſtronomiques et d'une Table génerale des matiéres.

Der erſte Band, welcher die Beſchreibung von Madagaſkar enthält, iſt ſchon im J. 1791 erſchienen und auch ins Teutſche überſezt worden. Dieſes Werk erhielt vielen Beifall und der Verf. würde ſogleich auch die Beſchreibung ſeiner übrigen Reiſen herausgegeben haben, wenn er nicht ſeine Papiere verloren hätte. Erſt jezt war er im Stande, dieſen Verluſt wieder zu erſetzen und nun fügte er dem erſten Theile, welcher bloß einen neuen Titel erhalten hat, den zweiten und dritten bei, welche ſeine Reiſe nach Marokko und ſeine beiden Reiſen nach Indien weitläuftig beſchrieben enthalten.

Da der erſte Theil ſchon überſezt iſt, ſo wird hier bloß aus den beiden lezteren neu hinzugekommenen Theilen ein Auszug geliefert, der um ſo kürzer ausfallen mußte, als das Original theils zu viel nautiſches und aſtronomiſches Detail und eine Menge

Digreſſionen enthält, theils auch die Reiſen ſelbſt in einen frühern Zeitraum fallen.

Der Herausgeber hielt es alſo für dienlich aus der allzuweitſchweifigen Erzählung des Verfaſſers bloß die eigentliche Reiſegeſchichte und Reiſebemerkungen auszuheben, welche auch noch jetzt für teutſche Geographiefreunde Intereſſe genug haben, um eine Ueberſetzung zu verdienen, wobei die zwar ſehr ſchäzbaren aber nur für einen kleinen Theil brauchbaren nautiſchen Bemerkungen und aſtronomiſchen Beobachtungen ganz weggelaſſen worden ſind.

Auf dieſe Weiſe konnten die zwei Bände des Verfaſſers auf dieſe wenigen Bogen zuſammengebracht werden, ohne etwas allgemein Intereſſantes zu übergehen.

Kritiſche und erläuternde Anmerkungen waren hier unnöthig. Dagegen iſt ein Anhang beigefügt worden, welcher die kurze Beſchreibung einer Reiſe nach dem Vulkan auf der Inſel Bourbon enthält, deren unſer Verfaſſer ſelbſt erwähnt, ohne

daß er wußte, daß ein Bericht von derſelben jemals niedergeſchrieben worden oder gar im Druck erſchienen iſt. Dieſe Zugabe wird hoffentlich unſern Leſern nicht unwillkommen ſeyn.

T. F. Ehrmann.

Inhalt.

Rochon's Reiſen nach Maroko und nach Indien.

I.	Reiſe nach Maroko	S. 3
II.	Erſte Reiſe nach Indien.	37
III.	Zweite Reiſe nach Indien.	80

Ueber Isle de France. S. 110

Rückreiſe von Isle de France nach Breſt. 124

Zugabe.

Reiſe des Herrn von Crémont nach dem Vulkan auf der Inſel Bourbon. 149

Rochon's

Reiſen

nach

Maroko und nach Indien.

Rochon's Reiſen nach Maroko und nach Indien.

I.

Reiſe nach Maroko.

Im Jahr 1767 begab ich mich zu Breſt, als Aſtronom bei der Marine an Bord des Schiffs l'Union von 64 Kanonen. Dieſes Schiff war dazu beſtimmt, den General Brougnon, der zum außerordentlichen Botſchafter ernannt worden war, nach Maroko zu bringen. Auf demſelben Schiffe befand ſich auch der Konſul Chenier, welcher als Generalagent der franzöſiſchen Nation bei dem Kaiſer reſidiren ſollte. Chenier hatte ſich lange Zeit in Konſtantinopel aufgehalten, und ſchickte ſich vor allen andern dazu, einen ſo mißlichen Poſten zu bekleiden. Er hat uns nachher mit einem Werke beſchenkt, das den Titel führet: Hiſtoriſche Unterſuchungen über die

Mauren *), und dieſes Werk hat mir insbeſondere über aus gute Dienſte gethan.

Das Schiff l'Union ſegelte den ſiebenten April 1767 von der Rhede bei Breſt ab. Während der kurzen Ueberfahrt von Breſt bis nach Kadix kam nicht das mindeſte vor, und kann auch nichts vorkommen, das einigermaßen intereſſant wäre. Durch den Meerbuſen von Gascogne ſegeln, um Finisterre herumfahren, an den Küſten von Spanien und Portugal hinſteuern, wozu man gemeiniglich nicht viel Zeit nöthig hat; dies iſt Alles, was auf dieſer kurzen Seereiſe vorfällt, die viel zu oft unternommen wird, als daß ſie Bemerkungen von einiger Wichtigkeit darbieten könnte.

Es kam mir ſonderbar vor, daß ich auf einem großen Schiffe von der Seekrankheit befallen wurde, da ich doch von meinen früheſten Jahren an gewohnt war, auf Schaluppen und Booten zu fahren, ohne ſelbſt dann die mindeſte Unpäßlichkeit zu ſpüren, wenn die See hohl gieng. Man will bemerkt haben, daß Kinder, die ſich oft ſchaukeln, dieſer ſchwer zu erklärenden Krankheit wenig oder gar nicht unterworfen ſind. Dem ſey wie ihm wolle; gewiß iſt, daß dieſes Uebel den ſtärkſten und geſundeſten Mann eben ſo wenig verſchonet, als jeden andern, der eine ſchwache Natur hat. Seine Dauer läßt ſich nie mit Gewißheit beſtimmen, und es giebt Menſchen, die das Hin- und Herſchweben des Schiffs ſelbſt auf den weiteſten

*) Recherches hiſtoriques sur les Maures.

Seereiſen nicht gewohnt werden können. Jeder, mit deſſen Geſundheitsumſtänden es dieſe Beſchaffenheit hat, thut am beſten, wenn er ſich gar nicht auf das Meer wagt. Selbſt der Gebrauch des Aethers trägt nichts dazu bei, die Beklemmungen, welche dieſe Krankheit verurſacht, zu mildern, und ich bin durch eigene Erfahrung von der geringen Wirkſamkeit dieſes Arzneimittels überzeugt worden.

Zu den Beobachtungen, die ich zur See anſtellen ſollte, gehörte unter andern auch eine, mit welcher man damals ein großes Intereſſe verknüpfte; nämlich die Beſtimmung der Länge nach den Eklipſen der Jupiterstrabanten. Zu jener Zeit war die Methode, die Entfernungen des Mondes, im Verhältniß gegen die Sonne und der Sterne zu meſſen, dasjenige noch lange nicht, was ſie nachher geworden iſt. Die Inſtrumente, welche dieſe Entfernungen angeben konnten, waren noch nicht bis zu einem Grade der Beſtimmtheit gebracht, die dergleichen äußerſt ſchwierige Operationen nothwendig vorausſetzen. Mayers Zirkel war noch nicht im Gebrauch, und Borda hatte ihn noch nicht bis zu dem Grade vervollkommnet, welchen er dermalen erreicht hat. Man hatte die Kunſt noch nicht erfunden, die Inſtrumente genau abzutheilen, und kein einziger Künſtler durfte ſich ſchmeicheln, nach der damals üblichen Verfahrungsart einen Sextanten zu verfertigen und abzutheilen, ohne ſich wenigſtens um einige Minuten zu irren; denn auf einem Sextanten von der Größe eines Fußes, beträgt eine Minute nur den zwanzigſten Theil einer Linie *).

*) Wenn auch der Leſer von dem, was man zur See die Länge

Dieſer Apparat überhebt aber den Beobachter keinesweges der Mühe, auf die Verminderung der Bewegungen, welche das Schaukeln und Schwanken des Schiffs verurſacht, Bedacht nehmen zu müſſen; denn dieſe Bewegungen haben Einfluß auf das Sehen im Verhältniß des Vergrößerungsvermögens des Sehrohrs. Die bequemſte Maſchine, deren man ſich bedienen kann, iſt meines Erachtens ein Armſtuhl, der, wie die Lampe Cardans aufgehangen wird, und zwar ſo, daß er, nachdem ſich der Beobachter hineingeſetzt hat, ſich ſo wenig als möglich vom Schwerpunkt entfernt. Dies iſt das einzige Mittel, wodurch man die Oscillationen weniger merklich machen kann.

nennet, keinen deutlichen Begriff hätte, ſo wird er es doch wenigſtens begreiflich finden, daß alle Gegenden der Erde, die nicht unter einerlei Meridian liegen, in Anſehung der Länge verſchieden ſind. Eben ſo leicht wird er einſehen, daß die Länge, wenn man die Pariſer⸗Sternwarte für den erſten Meridian annimmt, in der Verſchiedenheit der Zeit beſteht, wo es auf der Pariſer⸗Sternwarte und an dem Orte, wo man den Durchgang der Sonne durch den Meridian beobachtet, Mittag wird. Hieraus folgt, daß die Länge ſowohl öſtlich als weſtlich ſeyn kann. Oeſtlich iſt ſie überall wo die Mittagszeit früher, weſtlich aber, wo ſie ſpäter eintritt als zu Paris; ſo daß dieſer Unterſchied zwiſchen der Pariſer⸗Sternwarte und jedem andern Orte auf der ganzen Erde, nie mehr als zwölf Stunden, oder 180 Grad, betragen kann. Ferner ergiebt ſich aus dieſer Erklärung, daß jedes Phänomen, welches man an allen Orten der Erde zu gleicher Zeit wahrnimmt, zu Beſtimmung der Länge dienet. Dergleichen Phänomene ſind die Bedeckungen der Sterne vom Monde, und die Verfinſterungen der Sonne, des Mondes, und der Jupiterstrabanten.

A. d. O.

damit er ſich aber nicht von der Stelle bewege, muß das
anze Hangwerk eine beträchtliche Schwere haben. Mein
rmſtuhl enthielt daher nicht weniger als zwei tauſend
fund Blei, und dieſer Ballaſt war kaum zureichend,
neinen Abſichten zu entſprechen, und ihn in jener unbe-
veglichen Richtung zu erhalten, die bei ſo feinen Beobach-
ungen unumgänglich nöthig iſt. Es war den eilften April
767, als ich mich dieſer Verrichtung zum erſtenmal und
war in der Abſicht bediente, eine Emerſion des zweiten
upitersstrabanten zu beobachten, welche man nach der
eitbeſtimmung zu Paris um 2 Uhr 57 Minuten 21 Se-
unden wahrnehmen mußte. Während ich mit dieſer Be-
bachtung, die zur See um 2 Uhr 12 Min. 45 Sek. der
vahren Zeit ſtatt hatte, beſchäftigt war, ſteuerte unſer
Steuermann nach einem Stern der erſten Größe, und zwar
nit einer ſolchen Geſchicklichkeit, daß ich nicht das mindeſte
veder vom Anluven noch Abfallen ſpürte; die See war
ber auch vollkommen ruhig, und die Seite des Schiffs
ag überaus gut auf. Das Reſultat meiner Beobachtun-
gen zeigte, daß die Verſchiedenheit des Meridians zwiſchen
Paris und dem Orte, wo ich die Emerſion wahrnahm,
11 Gr. 9 Min. betrug; d. i. in 44 Min. 36 Sekunden der
urch die Berechnung gefundenen Zeit, nach welcher die
Stunde, wo dieſes Phänomen zu Paris ſtatt finden mußte,
on jener verſchieden war, wo ich daſſelbe beobachtete.
Zwiſchen eilf und zwölf Uhr hatten wir das Vorgebirge
Montego erblickt, und die Schiffshöhe gemeſſen, wor-
us ſich ergab, daß die beobachtete Breite nur den dritten
Theil eines Grades von jener verſchieden war, welche wir
urch die Meſſung fanden. Als wir die Emerſion des

zweiten Jupiterstrabanten beobachteten, richteten wir uns nach der Breite des Vorgebirges Montego, und der Haven von Liſſabon lag ſüdwärts dreißig Seemeilen weit von uns. Dies war die erſte Beobachtung dieſer Art, die jemals zur See veranſtaltet wurde.

Da während unſerer Fahrt von Breſt nach Kadix nichts vorfiel, das einige Erwähnung verdienet, ſo will ich nur gleich mit der Beſchreibung dieſes berühmten Havens, der dem weſtindiſchen Handel zur Niederlage dienet, den Anfang machen. Die Stadt Kadix liegt an der Einfahrt der Meerenge von Gibraltar, unter dem 36° der Breite, und 8°, 21′ weſtlich von Paris. Sie wird von dem Fort St. Sebaſtian geſchützt, ſo daß man ihr von der Seeſeite nicht leicht beikommen kann. Man will behaupten, ein Theil ihres Gebietes ſey von der See verſchlungen worden, und zum Beweiſe zeigt man den Fremden noch dermalen Ueberbleibſel von Häuſern, die nur zur Zeit der Ebbe ſichtbar werden. Die Griechen nannten den Ort, wo heutiges Tages Kadix ſteht, die Inſel Gades. Sie glaubten, daß die Welt hier ein Ende habe.

Dieſe uralte, von den Phöniziern erbaute Stadt, wurde im J. 1596 von den Engländern genommen und ausgeplündert. In der Folge traten ſie dieſelbe wieder an die Spanier ab. Im Jahr 1702 machte die vereinte Flotte der Engländer und Holländer einen Verſuch, ſich ihrer zu bemächtigen, der aber keinen Erfolg hatte. An der Flotte, die von Kadix nach Vera-Crux ſegelt, haben Kaufleute von allen Nationen, einige mehr, andere weniger, An-

theil. Die Schiffe, woraus ſie beſteht, gehören den Spaniern. Bei ihrer Zurückkunft bringen ſie Koſchenille, Silber und Gold mit. Die Rhede von Kadix bildet einen Halbzirkel, deſſen Halbmeſſer etwa eine Seemeile lang iſt. Die Stadt liegt ganz vorn an der Rhede, und zwar in der Entfernung einer Seemeile vom Fort St. Catharina. Zwiſchen beiden iſt die Einfahrt der Bucht. Ihre Lage erſtreckt ſich gegen Oſten und Weſten hin. Die Mündung der Bucht wird von den Winden beſtrichen, die aus der Gegend wehen, die gegen Weſten liegt; dieſe Winde ſind aber in den dortigen Gewäſſern nicht anhaltend. Die Schiffe finden hier guten Ankergrund, in einer Tiefe von 40 bis 50 Fuß.

Wenn man längs der Inſel Gades hinſteuert, ſo kömmt man auf eine Rhede, die noch viel beſſer gedeckt iſt, und die Rhede von Pontal genannt wird. Die Stadt Kadix liegt am Ende der Inſel, und zwar in Geſtalt eines verſchobenen Vierecks. Ihre größte Länge beträgt ſechshundert Toiſen, und ihre mittlere Breite dreihundert Toiſen. Ihre Straßen ſind eng und unſauber. Ueber die Menge und Schönheit der Säulen von Marmor, Granit und Porphyr, womit die neuerbauete Kathedralkirche geſchmückt iſt, erſtaunt der Fremde weit weniger, als über die ungeheuere Verſchwendung, die er überall in den Verzierungen dieſes prachtvollen Gebäudes erblickt. Deſto mehr ergötzet er ſich an der edeln Simplicität der Sternwarte, welche hinlänglich mit guten Inſtrumenten verſehen iſt. Eine Sternwarte in einem großen Haven, iſt der Leuchtthurm des Seefahrers. Nur bei dem Seewe-

ſen lernet man die nützlichſte Anwendung jener erhaben Wiſſenſchaft kennen, die den Menſchen den Lauf der Geſtirne beobachten lehret, und ihn von der Nothwendigkeit überzeugt, ſich ſowohl zu Waſſer als zu Lande nach ihrer Leitung zu richten. Dieſe nämliche Wiſſenſchaft berichtigt zugleich auch die unvermeidlichen Irrthümer, welche durch das Log, die Magnetnadel, und die von den Seeſtrömen herrührenden Abweichungen der Schiffe, veranlaßt werden.

Das ſtarke Verkehr zu Kadix, und die ungeheueren Abgaben, welche man daſelbſt von den Waaren erhebt, veranlaſſen einen Schleichhandel, den weder die Strenge der Geſetze, noch die Wachſamkeit der Zollbeamten zu hindern vermag. Die abergläubiſche Ehrfurcht, welche man für die Mönchsorden hegt, hat die Folge, daß die meiſten Mönche ſehr thätige Beförderer eines Unterſchleifs ſind, der zu einem höchſt unangenehmen Verfahren Veranlaſſung giebt. Die Mönche haben eben nicht nöthig, auf eine ſchlaue und geſchickte Art zu Werke zu gehen; ganz anders verhält es ſich aber mit den Fremden, die jede Art von Liſt anwenden müſſen, wenn ſie Abgaben vermeiden wollen, die ihnen den größten Theil ihres Gewinns entziehen würden.

Ein zu unſerm Schiffsvolke gehöriger Matroſe kam auf einen ganz ungewöhnlichen Einfall, einige Hüte zu verkaufen, ohne daß man ihn auf dem Uebertretungsfall ertappen könne. Er gieng nämlich mit einem ganz neuen Hut auf dem Kopfe, durch das Einlaßthor in die Stadt,

und übergab ihn dem Kaufmanne; dann ſetzte er ſeine Matroſenmütze auf, und wanderte zu einem andern Thore, das von jenem nur durch eine dicke Mauer abgeſondert war, wieder hinaus. Da er aber zu oft hin und her gieng, ſo hatte dies die Folge, daß ihm endlich die Zollbedienten nachſchlichen, den Unterſchleif entdeckten, und demſelben ein Ende machten. Der liſtige Einfall des Matroſen erregte einiges Aufſehen, und veranlaßte den ſpaniſchen Admiral, ihn als Stoff zur geſellſchaftlichen Unterhaltung zu benutzen, als er unſerm Botſchafter und deſſen Gefolge am Bord ſeines Schiffs ein prächtiges Gaſtmal gab. Er machte es wie Alcibiades, der, als er die Aufmerkſamkeit der Athenienſer von den Staatsangelegenheiten abzulenken ſuchte, ſeinem Hunde den Schwanz abhackte. Der ſpaniſche Admiral wollte nicht gern zulaſſen, daß man von den Jeſuiten ſpräche, die ſich auf ſeiner Eskadre befanden, und nach Civitavecchia gebracht werden ſollten. Er ahmte daher jenen berühmten Mann nach, um die Aufmerkſamkeit von dieſer wichtigen Begebenheit für welche ſich die zahlreichen Anhänger der eben genannten Ordensgeiſtlichen ſehr intereſſirten, abzuleiten.

Da ich in jenem Zeitpunkte, wo dieſer Orden aufgehoben wurde, noch viel zu jung war, um von Männern, die dem Staate durch den öffentlichen Schulunterricht ſo weſentliche Dienſte geleiſtet haben, etwas Arges zu vermuthen: ſo iſt leicht zu erachten, daß es mir in der Folge weit weniger darum zu thun war, dasjenige, was man ihnen zur Laſt legte, zu unterſuchen, als ihnen vielmehr den Tribut jener Erkenntlichkeit zu entrichten, welchen man

ſeinen Jugendlehrern um ſo mehr ſchuldig iſt, wenn ihr ganzes Beſtreben bloß darauf gerichtet war, uns Geſchmack an den Wiſſenſchaften beizubringen, und uns zu tugendhaften Menſchen zu bilden. Indeß muß ich allerdings geſtehen, daß ein Prozeß, den dieſe Ordensgeiſtlichen ehedem mit der Gemeinde von Breſt führten, und der eben nicht gar erbaulich war, ſelbſt die Unbefangenſten bis zur Evidenz überzeugte, daß der Geiſt der Intrigue dem Jeſuitenorden nicht fremd ſey.

Aus einer in Betreff dieſes Rechtshandels erſchienenen Druckſchrift erhellet, daß ein verſchmitzter Jeſuit, den der Pfarrer in Anſehung des Plans und des Lokals der neu zu erbauenden Kathedralkirche um Rath fragte, einen Platz hierzu vorſchlug, auf den dieſe geiſtlichen Väter, wie ſie nachher behaupteten, einigen Anſpruch zu machen hatten. Sie bedienten ſich dieſes Vorwandes, um das erwähnte Gebäude ſich zuzueignen.

Nach langem Hader war endlich die Breſter Gemeinde, um zu dem ruhigen Beſitz ihrer Kirche zu gelangen, genöthigt, ſich mit den Jeſuiten in einen Vergleich einzulaſſen, und ihnen jene niedliche Kapelle zu erbauen, wo man nachher die Departemental-Verwaltung von Finisterre, wie ſo viele andere in jedem Betracht achtungswerthe Bürger, vor dem Revolutionsgerichte verurtheilt und zum Tode geführt hat.

Ich werfe über dieſes rührende Gemälde einen Trauerſchleyer, kann aber nicht unbemerkt laſſen, daß

Rochon's Reiſen

nach

Maroko und nach Indien.

I.

Reiſe nach Maroko.

Im Jahr 1767 begab ich mich zu Breſt, als Aſtronom bei der Marine an Bord des Schiffs l'Union von 64 Kanonen. Dieſes Schiff war dazu beſtimmt, den General Brougnon, der zum außerordentlichen Botſchafter ernannt worden war, nach Maroko zu bringen. Auf demſelben Schiffe befand ſich auch der Konſul Chenier, welcher als Generalagent der franzöſiſchen Nation bei dem Kaiſer reſidiren ſollte. Chenier hatte ſich lange Zeit in Konſtantinopel aufgehalten, und ſchickte ſich vor allen andern dazu, einen ſo mißlichen Poſten zu bekleiden. Er hat uns nachher mit einem Werke beſchenkt, das den Titel führet: Hiſtoriſche Unterſuchungen über die

Ich habe nachher dieſen nämlichen Verſuch auch in entferntern Gewäſſern wiederholt, nur mit dem Unterſchiede, daß ich mich ſtatt der beiden Stücke Kork zweier Boote bediente. Das eine wurde von einem kleinen Anker zurückgehalten, der ungefähr hundert Fuß tief in den See hieng; das andere hingegen ließ ich ungehindert mit dem Strome forttreiben.

Aus der Meerenge bei Gibraltar ſchifften wir in Zeit von vier Tagen bis vor Saffi, einer Stadt in Afrika, die zum Gebiete des Kaiſers von Maroko gehöret. Dieſe uralte Stadt iſt vielleicht eine von denen, die von den Karthaginenſern erbauet worden ſind. Die Franzoſen beſaſſen hier ehedem verſchiedene Etabliſſements, aus welchen ſie Wolle, Wachs, Honig, verſchiedene Arten Gummi, und Leder, bezogen. Die Rhede von Saffi iſt zwar eine offene Rhede, doch trifft man daſelbſt guten Ankergrund an; und wenn man die Winterszeit ausnimmt, wo aus Süden und Südweſten heftige Sturmwinde wehen, welche die vor Anker liegenden Schiffe in Gefahr ſetzen, ſo iſt man hier vollkommen geſichert. Eine fürchterliche Sandbank macht aber die dortige Küſte die meiſte Zeit unzugänglich, und geſtattet weder Schaluppen noch Booten, ſich dem Lande zu nähern, indeß die Einwohner mit ihren Pirogen in der gewöhnlichen Zwiſchenzeit über dieſelbe wegfahren. Da die Oscillationen des Meeres von der Sandbank, die eine ſehr lange abwärts gehende Fläche bildet, gehemmt werden, ſo entſtehen Wellen, die einander drängen, und ſich zu einer beträchtlichen Höhe emporthürmen. Dieſer Waſſerberg bleibt aber nicht lange ſtehen, ſondern

[illegible]t gleich wieder zuſammen und zerplatzet. Man ſieht [illegible] unter einem entſetzlichen Getöſe an der Sandbank ſich [illegible]chen und ſich in Schaum verwandeln. Nach ihm kömmt [illegible]ne zweite Welle, die wieder nicht eher als nach einer [illegible]arken Erploſion verſchwindet; ehe dieſelbe ſich aber völlig [illegible]theilt hat, folgt eine dritte noch ſtärkere nach, und dieſe [illegible]t es, vor welcher ſich die Seeleute am meiſten fürchten. Das Zuſammenſtürzen dieſer ungeheuern Waſſermaſſe bie[illegible]t dem erſtaunten Zuſchauer einen Anblick dar, den er nicht genugſam bewundern kann. Auf dieſe drei Wellen folgt eine Stille von einigen Augenblicken, die ſich der Steuermann in der Geſchwindigkeit zu Nutze macht, um über die Stelle, wo ſich dieſer fürchterliche Waſſerberg aufthürmt, hinüber zu ſchiffen. Er iſt äußerſt beſorgt, ſeine Ruderknechte dahin zu vermögen, daß ſie gleichen Takt halten, und ſchnurgerade, ohne die mindeſte Abweichung, auf jene Welle zuſteuern, die, ehe ſie noch Zeit hatte, ganz über die Stelle, wo ſie ihre Wirkung äuſſert, hinweg zu rollen, ſchon wieder zurückkömmt; da ſie aber, bevor ſie ſich bricht, mit unwiderſtehlicher Gewalt alles vor ſich hinſtößt, ſo ſchleudert ſie die Piroge von der Stelle, wo die Erploſion erfolgt, auf eine beträchtliche Strecke fort, und ſobald die Piroge dieſe Gefahr überſtanden hat, gelangt ſie in ſtilles Gewäſſer, wo ſie, etwa zwei bis dreihundert Toiſen weit vom Lande, ganz gemächlich auf den Strand läuft. Hier laſſen ſich nun die, welche gerne trocknen Fußes ans Land wollen, von Juden auf den Buckel nehmen, die oftmals in eben dem Nu, wo ſie ihre Bürde aufladen, ſchon ihre Bezahlung verlangen. Nimmt man in dieſer unangenehmen Poſitur den mindeſten Anſtand ſie

Dieſer Apparat überhebt aber den Beobachter keinesweges der Mühe, auf die Verminderung der Bewegungen, welche das Schaukeln und Schwanken des Schiffs verurſacht, Bedacht nehmen zu müſſen; denn dieſe Bewegungen haben Einfluß auf das Sehen im Verhältniß des Vergrößerungsvermögens des Sehrohrs. Die bequemſte Maſchine, deren man ſich bedienen kann, iſt meines Erachtens ein Armſtuhl, der, wie die Lampe Cardans aufgehangen wird, und zwar ſo, daß er, nachdem ſich der Beobachter hineingeſetzt hat, ſich ſo wenig als möglich vom Schwerpunkt entfernt. Dies iſt das einzige Mittel, wodurch man die Oscillationen weniger merklich machen kann.

nennet, keinen deutlichen Begriff hätte, ſo wird er es doch wenigſtens begreiflich finden, daß alle Gegenden der Erde, die nicht unter einerlei Meridian liegen, in Anſehung der Länge verſchieden ſind. Eben ſo leicht wird er einſehen, daß die Länge, wenn man die Pariſer-Sternwarte für den erſten Meridian annimmt, in der Verſchiedenheit der Zeit beſteht, wo es auf der Pariſer-Sternwarte und an dem Orte, wo man den Durchgang der Sonne durch den Meridian beobachtet, Mittag wird. Hieraus folgt, daß die Länge ſowohl öſtlich als weſtlich ſeyn kann. Oeſtlich iſt ſie überall wo die Mittagszeit früher, weſtlich aber, wo ſie ſpäter eintritt als zu Paris; ſo daß dieſer Unterſchied zwiſchen der Pariſer-Sternwarte und jedem andern Orte auf der ganzen Erde, nie mehr als zwölf Stunden, oder 180 Grad, betragen kann. Ferner ergiebt ſich aus dieſer Erklärung, daß jedes Phänomen, welches ſich an allen Orten der Erde zu gleicher Zeit wahrnimmt, zur Beſtimmung der Länge dienet. Dergleichen Phänomene ſind die Bedeckungen der Sterne vom Monde, und die Verfinſterungen der Sonne, des Mondes, und der Jupiterstrabanten.

A. d. D.

Eben als wir nach unſerem Schiffe zurückfahren wollten, erbot ſich ein Mayre, der ein geſchickter Schwimmer war, dem Gouverneur ſowohl als dem Salva die Briefe zu behändigen, welche der Konſul Chenier an dieſelben abzugeben hatte. Wir ſahen ihm mit Verwunderung zu, als er dieſe Depeſchen in einen Beutel von Wachstuch ſteckte, ſie unter ſeine Mütze that, dann ganz nackt ins Meer ſprang, und mit einer außerordentlichen Behendigkeit zwiſchen den beiden Wellen hindurch und über die Barre hinüberſchwamm; denn wir verloren den geſchickten Schwimmer keine zehn Minuten aus dem Geſichte, ſahen ihn nachher jenſeits der Barre wieder zum Vorſchein kommen, und ganz gemächlich ans Ufer ſchwimmen. In der Folge habe ich von verſchiedenen Tauchern vernommen, daß die See in einer gewiſſen Tiefe unterhalb der Wellen ganz ruhig ſey.

Der günſtige Augenblick, wo wir landen konnten, ſtellte ſich bald ein; kaum hatte aber der Botſchafter mit ſeinem Gefolge das Geſtade betreten, als ihm zu Ehren zehntauſend Reuter zu verſchiedenenmalen, und zwar einzeln, ihre bloß mit Pulver geladenen Karabiner abfeuerten. Dieſe Art von Bewillkommung war deſto unangenehmer, da uns allen in einem und demſelben Nu die Pulverkörner ſo ins Angeſicht ſprützten, daß es ganz damit bedeckt war. Der Dampf war ſo arg, daß wir dieſes Kavalleriekorps, welches ſeine Evolutionen mit vieler Behendigkeit machte, nicht einmal deutlich wahrnehmen konnten. Die Mauren nennen dieſe Art von Ehrenbezeugung das Pulververbrennen. Die Chineſen, wel-

zu befriedigen, ſo ſetzt man ſich über machen, daß ſie b See geworfen zu werden, nen horizontal richten, u anſehen, beluſtigender würden mit dieſem Empfan Ein ſolches Bad ho frieden geweſen ſeyn; wir mußte tel, wegen der ſelben gefallen laſſen. Einige Reut gen Folgen ihre Ladeſtöcke aus den Läufen zu ziehen nichts we ſchiedene zum Geſandtſchaftsgefolge gehörig bis an jedoch nicht gefährlich, verwundet wurden. End unt wir in der Behauſung Salva's, des daſigen Reſidenten, an, den wir aber ſchlechterdings weder ſehen noch ſprechen durften. Unſer Gehör war von dem lärmenden und anhaltenden Artilleriefeuer völlig betäubt, welches beſonders davon herrührte, daß dieſes unerträgliche Getöſe durch einige ſchwere Kanonen, aus welchen man mit voller Ladung feuerte, vermehrt wurde. Es war zum Verwundern, daß dieſe ſchweren metallenen Kanonen, welche man bis an die Mündung voll Pulver gepfropft hatte, und die nicht einmal auf Laffetten lagen, nicht ſprangen.

Jeder Fremde, der dieſes unſelige Land betritt, wird in eben dem Augenblick Sklave. Von dieſer ſchröcklichen Wahrheit wurden wir gar bald überzeugt; denn von dem Moment an, wo unſer Botſchafter den Fuß ans Land geſetzt hatte, wurde er wie ein vornehmer Sklave behandelt; und dieſe niederſchlagende Betrachtung drängte ſich ſelbſt den Kurzſichtigſten auf. Gleich in den erſten Augenblicken nach unſerm mit ſo vielem Getöſe begleiteten Empfang, erhielten wir vom Konſul Salva die Nachricht, daß der mit Frankreich geſchloſſene Waffenſtillſtand gebrochen ſey-

'eindſeligkeiten bereits ihren Anfang genom-
'wei unſerer Kauffahrtheiſchiffe waren von
nmen und zu Salee aufgebracht worden.
. wurden uns zwar dieſelben zurückgegeben,
. erſt nach mannichfaltigen Geſchenken und Ver-
chungen, und nachdem wir den größten Theil ihrer La-
ng den Zeitumſtänden zum Opfer gebracht hatten.

Es iſt bekannt, daß Muley Jsmael den Botſchaf-
r St. Olon am Ende ſeiner Sendung gezwungen hatte,
h ranzioniren zu müſſen. Muley Ben Abdalla,
r minder grauſam als ſeine Vorfahren war, gieng zwar
f eine ſchonendere Art gegen Frankreich zu Werke; allein
n ganzes Betragen war ein ſolches Gewebe von Argliſt
d Trug, daß es kein Wunder geweſen wäre, wenn er
nes Verfahren ebenfalls nachgeahmt hätte. Er verlangte,
an ſolle die Mauren herbeiſchaffen, welche ſich zu Breſt
uf den Galeeren befanden. So gerecht dieſe Forderung
war, ſo wenig konnte ſie zu einer gegründeten Veranlaſ-
ſung dienen, den Anfang der beabſichtigten Negoziation
zu verzögern. Ueberdies lag deutlich am Tage, daß jene
Unterlaſſung um ſo mehr zu entſchuldigen ſey, da die be-
ſagten Mauren gar kein Verlangen bezeugten, wieder in
ihr Vaterland zurückzukehren, weil es ihnen daſelbſt an
Gelegenheit fehlte, ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen, der
ihnen hingegen auf den Galeeren gereicht wurde. Auch
wurden ſie hier auf eine ſehr glimpfliche Art und überhaupt
ganz anders behandelt, als die gewöhnlichen Galeeren-
ſklaven.

ſen lernet man die nützlichſte Anwendung jener erhabenen Wiſſenſchaft kennen, die den Menſchen den Lauf der Geſtirne beobachten lehret, und ihn von der Nothwendigkeit überzeugt, ſich ſowohl zu Waſſer als zu Lande nach ihrer Leitung zu richten. Dieſe nämliche Wiſſenſchaft berichtigt zugleich auch die unvermeidlichen Irrthümer, welche durch das Log, die Magnetnadel, und die von den Seeſtrömen herrührenden Abweichungen der Schiffe, veranlaßt werden.

Das ſtarke Verkehr zu Kadix, und die ungeheueren Abgaben, welche man daſelbſt von den Waaren erhebt, veranlaſſen einen Schleichhandel, den weder die Strenge der Geſetze, noch die Wachſamkeit der Zollbeamten zu hindern vermag. Die abergläubiſche Ehrfurcht, welche man für die Mönchsorden hegt, hat die Folge, daß die meiſten Mönche ſehr thätige Beförderer eines Unterſchleifs ſind, der zu einem höchſt unangenehmen Verfahren Veranlaſſung giebt. Die Mönche haben eben nicht nöthig, auf eine ſchlaue und geſchickte Art zu Werke zu gehen; ganz anders verhält es ſich aber mit den Fremden, die jede Art von Liſt anwenden müſſen, wenn ſie Abgaben vermeiden wollen, die ihnen den größten Theil ihres Gewinns entziehen würden.

Ein zu unſerm Schiffsvolke gehöriger Matroſe kam auf einen ganz ungewöhnlichen Einfall, einige Hüte zu verkaufen, ohne daß man ihn auf dem Uebertretungsfall ertappen könne. Er gieng nämlich mit einem ganz neuen Hut auf dem Kopfe, durch das Einlaßthor in die Stadt;

und übergab ihn dem Kaufmanne; dann ſetzte er ſeine Matroſenmütze auf, und wanderte zu einem andern Thore, das von jenem nur durch eine dicke Mauer abgeſondert war, wieder hinaus. Da er aber zu oft hin und her gieng, ſo hatte dies die Folge, daß ihm endlich die Zollbedienten nachſchlichen, den Unterſchleif entdeckten, und demſelben ein Ende machten. Der liſtige Einfall des Matroſen erregte einiges Aufſehen, und veranlaßte den ſpaniſchen Admiral, ihn als Stoff zur geſellſchaftlichen Unterhaltung zu benutzen, als er unſerm Botſchafter und deſſen Gefolge am Bord ſeines Schiffs ein prächtiges Gaſtmal gab. Er machte es wie Alcibiades, der, als er die Aufmerkſamkeit der Athenienſer von den Staatsangelegenheiten abzulenken ſuchte, ſeinem Hunde den Schwanz abhackte. Der ſpaniſche Admiral wollte nicht gern zulaſſen, daß man von den Jeſuiten ſpräche, die ſich auf ſeiner Eskadre befanden, und nach Civitavecchia gebracht werden ſollten. Er ahmte daher jenen berühmten Mann nach, um die Aufmerkſamkeit von dieſer wichtigen Begebenheit für welche ſich die zahlreichen Anhänger der eben genannten Ordensgeiſtlichen ſehr intereſſirten, abzuleiten.

Da ich in jenem Zeitpunkte, wo dieſer Orden aufgehoben wurde, noch viel zu jung war, um von Männern, die dem Staate durch den öffentlichen Schulunterricht ſo weſentliche Dienſte geleiſtet haben, etwas Arges zu vermuthen: ſo iſt leicht zu erachten, daß es mir in der Folge weit weniger darum zu thun war, dasjenige, was man ihnen zur Laſt legte, zu unterſuchen, als ihnen vielmehr den Tribut jener Erkenntlichkeit zu entrichten, welchen man

ſeinen Jugendlehrern um ſo mehr ſchuldig iſt, wenn ihr ganzes Beſtreben bloß darauf gerichtet war, uns Geſchmack an den Wiſſenſchaften beizubringen, und uns zu tugendhaften Menſchen zu bilden. Indeß muß ich allerdings geſtehen, daß ein Prozeß, den dieſe Ordensgeiſtlichen ehedem mit der Gemeinde von Breſt führten, und der eben nicht gar erbaulich war, ſelbſt die Unbefangenſten bis zur Evidenz überzeugte, daß der Geiſt der Intrigue dem Jeſuitenorden nicht fremd ſey.

Aus einer in Betreff dieſes Rechtshandels erſchienenen Druckſchrift erhellet, daß ein verſchmitzter Jeſuit, den der Pfarrer in Anſehung des Plans und des Lokals der neu zu erbauenden Kathedralkirche um Rath fragte, einen Platz hierzu vorſchlug, auf den dieſe geiſtlichen Väter, wie ſie nachher behaupteten, einigen Anſpruch zu machen hatten. Sie bedienten ſich dieſes Vorwandes, um das erwähnte Gebäude ſich zuzueignen.

Nach langem Hader war endlich die Breſter Gemeinde, um zu dem ruhigen Beſitz ihrer Kirche zu gelangen, genöthigt, ſich mit den Jeſuiten in einen Vergleich einzulaſſen, und ihnen jene niedliche Kapelle zu erbauen, wo man nachher die Departemental-Verwaltung von Finisterre, wie ſo viele andere in jedem Betracht achtungswerthe Bürger, vor dem Revolutionsgerichte verurtheilt und zum Tode geführt hat.

Ich werfe über dieſes rührende Gemälde einen Trauerſchleyer, kann aber nicht unbemerkt laſſen, daß

der Mann, welcher bei jenem Blutgericht die Rolle des öffentlichen Anklägers ſpielte, durch ein ſonderbares Zuſammentreffen der Umſtände, ein ehemaliger Jeſuit war. Nicht minder merkwürdig iſt derjenige Umſtand, daß man in der Wölbung der Kathedralkirche noch dermalen die Kugel zeigt, mit welcher, auf Befehl des Jeſuitenobern, der Pfarrer erſchoſſen werden ſollte, welcher den Muth hatte, ſich vor dem Hochaltar der empörenden Uſurpation dieſer Kirche zu widerſetzen.

Als wir Kadix verließen, ſegelten wir durch die Meerenge von Gibraltar, und da eben die See ganz ruhig war, ſo machte ich einen Verſuch, die Stärke und Richtung des Seeſtroms zu erforſchen, der bekanntlich aus dem Ozean in das Mittelmeer läuft. Ich warf daher verſchiedenemal zwei Stücke Kork in die See, und zwar ſo, daß beide nicht weit von einander entfernt waren. Mein Verſuch geſchah zu Ende der Flut und zu Anfang der Ebbe. Ich hatte die Vorſicht gebraucht, an dem einen Stück Kork ein Gewicht zu befeſtigen, damit es ſoviel möglich auf einerlei Stelle blieb; und da ich, wie Bouguer, vorausſetzte, daß die Seeſtröme in einer beträchtlichen Tiefe nicht viel Gewalt haben, ſo befeſtigte ich das Blei, wodurch das Stück Kork zurückgehalten wurde, an einen Bindfaden, der ungefähr zehn Klafter lang war, um es bis zur Tiefe hinabzuſenken. Aus der Entfernung der beiden Stücke Kork, in einem beſtimmten Zeitraume, ſchloß ich, daß der Seeſtrom ſeine Richtung von Weſten nach Oſten nahm, und das Schiff in einer Stunde 2600 Toiſen weit fortrieb.

Ich habe nachher dieſen nämlichen Verſuch auch in entferntern Gewäſſern wiederholt, nur mit dem Unterſchiede, daß ich mich ſtatt der beiden Stücke Kork zweier Boote bediente. Das eine wurde von einem kleinen Anker zurückgehalten, der ungefähr hundert Fuß tief in den See hieng; das andere hingegen ließ ich ungehindert mit dem Strome forttreiben.

Aus der Meerenge bei Gibraltar ſchifften wir in Zeit von vier Tagen bis vor Saffi, einer Stadt in Afrika, die zum Gebiete des Kaiſers von Maroko gehöret. Dieſe uralte Stadt iſt vielleicht eine von denen, die von den Karthaginenſern erbauet worden ſind. Die Franzoſen beſaſſen hier ehedem verſchiedene Etabliſſements, aus welchen ſie Wolle, Wachs, Honig, verſchiedene Arten Gummi, und Leder, bezogen. Die Rhede von Saffi iſt zwar eine offene Rhede, doch trifft man daſelbſt guten Ankergrund an; und wenn man die Winterszeit ausnimmt, wo aus Süden und Südweſten heftige Sturmwinde wehen, welche die vor Anker liegenden Schiffe in Gefahr ſetzen, ſo iſt man hier vollkommen geſichert. Eine fürchterliche Sandbank macht aber die dortige Küſte die meiſte Zeit unzugänglich, und geſtattet weder Schaluppen noch Booten, ſich dem Lande zu nähern, indeß die Einwohner mit ihren Pirogen in der gewöhnlichen Zwiſchenzeit über dieſelbe wegfahren. Da die Oscillationen des Meeres von der Sandbank, die eine ſehr lange abwärts gehende Fläche bildet, gehemmt werden, ſo entſtehen Wellen, die einander drängen, und ſich zu einer beträchtlichen Höhe emporthürmen. Dieſer Waſſerberg bleibt aber nicht lange ſtehen, ſondern

ſinkt gleich wieder zuſammen und zerplatzet. Man ſieht ihn unter einem entſetzlichen Getöſe an der Sandbank ſich brechen und ſich in Schaum verwandeln. Nach ihm kömmt eine zweite Welle, die wieder nicht eher als nach einer ſtarken Exploſion verſchwindet; ehe dieſelbe ſich aber völlig getheilt hat, folgt eine dritte noch ſtärkere nach, und dieſe iſt es, vor welcher ſich die Seeleute am meiſten fürchten. Das Zuſammenſtürzen dieſer ungeheuern Waſſermaſſe bietet dem erſtaunten Zuſchauer einen Anblick dar, den er nicht genugſam bewundern kann. Auf dieſe drei Wellen folgt eine Stille von einigen Augenblicken, die ſich der Steuermann in der Geſchwindigkeit zu Nutze macht, um über die Stelle, wo ſich dieſer fürchterliche Waſſerberg aufthürmt, hinüber zu ſchiffen. Er iſt äußerſt beſorgt, ſeine Ruderknechte dahin zu vermögen, daß ſie gleichen Takt halten, und ſchnurgerade, ohne die mindeſte Abweichung, auf jene Welle zuſteuern, die, ehe ſie noch Zeit hatte, ganz über die Stelle, wo ſie ihre Wirkung äuſſert, hinweg zu rollen, ſchon wieder zurückkömmt; da ſie aber, bevor ſie ſich bricht, mit unwiderſtehlicher Gewalt alles vor ſich hinſtößt, ſo ſchleudert ſie die Piroge von der Stelle, wo die Exploſion erfolgt, auf eine beträchtliche Strecke fort, und ſobald die Piroge dieſe Gefahr überſtanden hat, gelangt ſie in ſtilles Gewäſſer, wo ſie, etwa zwei bis dreihundert Toiſen weit vom Lande, ganz gemächlich auf den Strand läuft. Hier laſſen ſich nun die, welche gerne trocknen Fußes ans Land wollen, von Juden auf den Buckel nehmen, die oftmals in eben dem Nu, wo ſie ihre Bürde aufladen, ſchon ihre Bezahlung verlangen. Nimmt man in dieſer unangenehmen Poſitur den mindeſten Anſtand ſie

zu befriedigen, ſo ſetzt man ſich der Gefahr aus, in die See geworfen zu werden, welches für jene, die es mit anſehen, beluſtigender iſt, als für die, welche es betrifft. Ein ſolches Bad hat nun freilich unter dem heißen Erdgürtel, wegen der brennenden Sonnenhitze, keine nachtheiligen Folgen in Betreff der Geſundheit; doch iſt es gewiß nichts weniger als angenehm, noch eine Viertelmeile weit bis an die Kniee durch das Waſſer zu waden, und ſodann unter dem Hohngelächter der Mauren und Juden ans Land zu gehen.

Als wir auf der Rhede bei Saffi angelangt waren, und uns daſelbſt vor Anker gelegt hatten, kamen einige Abgeordnete zu unſerm Botſchafter, von Seiten des daſigen Stadtgouverneurs. Ein franzöſiſcher Negoziant, Namens Salva, benutzte dieſe Gelegenheit, und ſchickte dem Konſul Chenier einen Brief zu. Letzterer machte ſogleich Anſtalt, ſich ans Land zu begeben, um mit dem Salva, nach deſſen Rathſchlägen ſich unſer Botſchafter bis zu dieſem Augenblick pünktlich gerichtet hatte, zu ſprechen. Ich leiſtete ihm Geſellſchaft; die Wellen aber brachen ſich jetzt auf eine ſo fürchterliche Art an der Sandbank, daß ſelbſt die Mauren ſich nicht getrauten, in der Piroge, die ſie an unſer Schiff gebracht hatten, darüber wegzufahren. In einiger Entfernung von der Bank war jedoch die See ganz ruhig, und nicht eher, als bis unſere Schaluppe näher hinzugefahren war, ſahen wir ein, daß wir unmöglich hinüberſchiffen konnten, und wahrſcheinlich genöthigt ſeyn würden, ſehr lange auf einen günſtigen Augenblick zu warten.

Eben als wir nach unſerem Schiffe zurückfahren wollten, erbot ſich ein Mayre, der ein geſchickter Schwimmer war, dem Gouverneur ſowohl als dem Salva die Briefe zu behändigen, welche der Konſul Chenier an dieſelben abzugeben hatte. Wir ſahen ihm mit Verwunderung zu, als er dieſe Depeſchen in einen Beutel von Wachstuch ſteckte, ſie unter ſeine Mütze that, dann ganz nackt ins Meer ſprang, und mit einer außerordentlichen Behendigkeit zwiſchen den beiden Wellen hindurch und über die Barre hinüberſchwamm; denn wir verloren den geſchickten Schwimmer keine zehn Minuten aus dem Geſichte, ſahen ihn nachher jenſeits der Barre wieder zum Vorſchein kommen, und ganz gemächlich ans Ufer ſchwimmen. In der Folge habe ich von verſchiedenen Tauchern vernommen, daß die See in einer gewiſſen Tiefe unterhalb der Wellen ganz ruhig ſey.

Der günſtige Augenblick, wo wir landen konnten, ſtellte ſich bald ein; kaum hatte aber der Botſchafter mit ſeinem Gefolge das Geſtade betreten, als ihm zu Ehren zehntauſend Reuter zu verſchiedenenmalen, und zwar einzeln, ihre bloß mit Pulver geladenen Karabiner abfeuerten. Dieſe Art von Bewillkommung war deſto unangenehmer, da uns allen in einem und demſelben Nu die Pulverkörner ſo ins Angeſicht ſprützten, daß es ganz damit bedeckt war. Der Dampf war ſo arg, daß wir dieſes Kavalleriekorps, welches ſeine Evolutionen mit vieler Behendigkeit machte, nicht einmal deutlich wahrnehmen konnten. Die Mauren nennen dieſe Art von Ehrenbezeugung das Pulververbrennen. Die Chineſen, wel-

Die den Europäern Vorwürfe darüber machen, daß ſie bei ihren Feierlichkeiten die Kanonen horizontal richten, und nicht in die Luft ſchießen, würden mit dieſem Empfange noch weit weniger zufrieden geweſen ſeyn; wir mußten uns nun aber denſelben gefallen laſſen. Einige Reuter hatten vergeſſen, ihre Ladeſtöcke aus den Läufen zu ziehen, ſo daß verſchiedene zum Geſandtſchaftsgefolge gehörige Perſonen, jedoch nicht gefährlich, verwundet wurden. Endlich kamen wir in der Behauſung Salva's, des daſigen Reſidenten, an, den wir aber ſchlechterdings weder ſehen noch ſprechen durften. Unſer Gehör war von dem lärmenden und anhaltenden Artilleriefeuer völlig betäubt, welches beſonders davon herrührte, daß dieſes unerträgliche Getöſe durch einige ſchwere Kanonen, aus welchen man mit voller Ladung feuerte, vermehrt wurde. Es war zum Verwundern, daß dieſe ſchweren metallenen Kanonen, welche man bis an die Mündung voll Pulver gepfropft hatte, und die nicht einmal auf Laffetten lagen, nicht ſprangen.

Jeder Fremde, der dieſes unſelige Land betritt, wird in eben dem Augenblick Sklave. Von dieſer ſchröcklichen Wahrheit wurden wir gar bald überzeugt; denn von dem Moment an, wo unſer Botſchafter den Fuß ans Land geſetzt hatte, wurde er wie ein vornehmer Sklave behandelt; und dieſe niederſchlagende Betrachtung drängte ſich ſelbſt den Kurzſichtigſten auf. Gleich in den erſten Augenblicken nach unſerm mit ſo vielem Getöſe begleiteten Empfang, erhielten wir vom Konſul Salva die Nachricht, daß der mit Frankreich geſchloſſene Waffenſtillſtand gebrochen ſey.

und daß die Feindſeligkeiten bereits ihren Anfang genommen hätten. Zwei unſerer Kauffahrtheiſchiffe waren von den Mauren genommen und zu Salee aufgebracht worden. In der Folge wurden uns zwar dieſelben zurückgegeben, aber nur erſt nach mannichfaltigen Geſchenken und Verſprechungen, und nachdem wir den größten Theil ihrer Ladung den Zeitumſtänden zum Opfer gebracht hatten.

Es iſt bekannt, daß Muley Ismael den Botſchafter St. Olon am Ende ſeiner Sendung gezwungen hatte, ſich ranzioniren zu müſſen. Muley Ben Abdalla, der minder grauſam als ſeine Vorfahren war, gieng zwar auf eine ſchonendere Art gegen Frankreich zu Werke; allein ſein ganzes Betragen war ein ſolches Gewebe von Argliſt und Trug, daß es kein Wunder geweſen wäre, wenn er jenes Verfahren ebenfalls nachgeahmt hätte. Er verlangte, man ſolle die Mauren herbeiſchaffen, welche ſich zu Breſt auf den Galeeren befanden. So gerecht dieſe Forderung war, ſo wenig konnte ſie zu einer gegründeten Veranlaſſung dienen, den Anfang der beabſichtigten Negoziation zu verzögern. Ueberdies lag deutlich am Tage, daß jene Unterlaſſung um ſo mehr zu entſchuldigen ſey, da die beſagten Mauren gar kein Verlangen bezeugten, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, weil es ihnen daſelbſt an Gelegenheit fehlte, ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen, der ihnen hingegen auf den Galeeren gereicht wurde. Auch wurden ſie hier auf eine ſehr glimpfliche Art und überhaupt ganz anders behandelt, als die gewöhnlichen Galeerenſklaven.

ſen lernet man die nützlichſte Anwendung jener erhabenen Wiſſenſchaft kennen, die den Menſchen den Lauf der Geſtirne beobachten lehret, und ihn von der Nothwendigkeit überzeugt, ſich ſowohl zu Waſſer als zu Lande nach ihrer Leitung zu richten. Dieſe nämliche Wiſſenſchaft berichtigt zugleich auch die unvermeidlichen Irrthümer, welche durch das Log, die Magnetnadel, und die von den Seeſtrömen herrührenden Abweichungen der Schiffe, veranlaßt werden.

Das ſtarke Verkehr zu Kadix, und die ungeheueren Abgaben, welche man daſelbſt von den Waaren erhebt, veranlaſſen einen Schleichhandel, den weder die Strenge der Geſetze, noch die Wachſamkeit der Zollbeamten zu hindern vermag. Die abergläubiſche Ehrfurcht, welche man für die Mönchsorden hegt, hat die Folge, daß die meiſten Mönche ſehr thätige Beförderer eines Unterſchleifs ſind, der zu einem höchſt unangenehmen Verfahren Veranlaſſung giebt. Die Mönche haben eben nicht nöthig, auf eine ſchlaue und geſchickte Art zu Werke zu gehen; ganz anders verhält es ſich aber mit den Fremden, die jede Art von Liſt anwenden müſſen, wenn ſie Abgaben vermeiden wollen, die ihnen den größten Theil ihres Gewinns entziehen würden.

Ein zu unſerm Schiffsvolke gehöriger Matroſe kam auf einen ganz ungewöhnlichen Einfall, einige Hüte zu verkaufen, ohne daß man ihn auf dem Uebertretungsfall ertappen könne. Er gieng nämlich mit einem ganz neuen Hut auf dem Kopfe, durch das Einlaßthor in die Stadt,

und übergab ihn dem Kaufmanne; dann ſetzte er ſeine Matroſenmütze auf, und wanderte zu einem andern Thore, das von jenem nur durch eine dicke Mauer abgeſondert war, wieder hinaus. Da er aber zu oft hin und her gieng, ſo hatte dies die Folge, daß ihm endlich die Zollbedienten nachſchlichen, den Unterſchleif entdeckten, und demſelben ein Ende machten. Der liſtige Einfall des Matroſen erregte einiges Aufſehen, und veranlaßte den ſpaniſchen Admiral, ihn als Stoff zur geſellſchaftlichen Unterhaltung zu benutzen, als er unſerm Botſchafter und deſſen Gefolge am Bord ſeines Schiffs ein prächtiges Gaſtmal gab. Er machte es wie Alcibiades, der, als er die Aufmerkſamkeit der Athenienſer von den Staatsangelegenheiten abzulenken ſuchte, ſeinem Hunde den Schwanz abhackte. Der ſpaniſche Admiral wollte nicht gern zulaſſen, daß man von den Jeſuiten ſpräche, die ſich auf ſeiner Eskadre befanden, und nach Civitavecchia gebracht werden ſollten. Er ahmte daher jenen berühmten Mann nach, um die Aufmerkſamkeit von dieſer wichtigen Begebenheit für welche ſich die zahlreichen Anhänger der eben genannten Ordensgeiſtlichen ſehr intereſſirten, abzuleiten.

Da ich in jenem Zeitpunkte, wo dieſer Orden aufgehoben wurde, noch viel zu jung war, um von Männern, die dem Staate durch den öffentlichen Schulunterricht ſo weſentliche Dienſte geleiſtet haben, etwas Arges zu vermuthen: ſo iſt leicht zu erachten, daß es mir in der Folge weit weniger darum zu thun war, dasjenige, was man ihnen zur Laſt legte, zu unterſuchen, als ihnen vielmehr den Tribut jener Erkenntlichkeit zu entrichten, welchen man

werden dafür durch ein ſicheres Präſervativ belohnt, welches ſie vor der Langenweile, einer nicht ſowohl phyſiſchen als vielmehr moraliſchen Krankheit, ſchützet, die den Reichen, wegen des vernunftwidrigen Gebrauchs, den er von ſeinen Glücksgütern macht, fürchterlich ſtraft.

Wir haben ſie gehabt, wir haben ſie kennen gelernt, dieſe ſchwer zu erklärende Krankheit, und zwar von dem Augenblick an, wo wir dieſes vermaledeite Land betraten. Glücklicherweiſe waren mehrere von uns im Stande, ſich durch Arbeit von dieſer Krankheit befreien zu können; denn die Seele hat eben ſowohl ihre Bedürfniſſe, wie der Körper, und Beſchäftigung gewähret ihr Nahrung. Abwechſelnde Arbeit ſetzet den menſchlichen Geiſt, wenn er zu ermatten beginnet, wieder in Thätigkeit, und eben dieſe Abwechſelung theilt zugleich der erſchöpften Einbildungskraft einen neuen Schwung mit.

Als ich mit meinen Beobachtungen fertig war, machte ich es mir zum anglegenen Geſchäft, auf die Baſars zu gehen, und den Gouverneur Gericht halten zu ſehen. Er ſaß mit untergeſchlagenen Beinen auf einer Matte vor ſeiner Hausthüre, und hörte in dieſer Stellung die Klagen, welche ihm vorgetragen wurden, ganz gelaſſen mit an. Der richterliche Ausſpruch ward auf der Stelle vollſtreckt. Einige Stockſchläge, welche die Polizeidiener dem Verbrecher auf die Fußſohlen gaben, ſchienen nicht nur den Richter, der die Anzahl derſelben beſtimmte, und den Kläger, der darauf angetragen hatte, ſondern auch den, der ſie empfieng, vollkommen zu befriedigen. Der Verurtheilte

ſchien durch ſein Stillſchweigen zu erkennen zu geben, daß er die ihm zuerkannte Strafe verdient habe.

In Ländern, wo der Despotismus herrſchet, müſſen die Großen und Mächtigen gerecht handeln, wenn ſie nicht ihr Vermögen, ja ſogar ihr Leben aufs Spiel ſetzen wollen. Die geringſte Klage, der unbedeutendſte Vorwand, iſt dem Kaiſer ſchon mehr als genug, ſie durch den Verluſt deſſen zu beſtrafen, was ihnen unter allen am Liebſten iſt. Daher kömmt es denn auch, daß ſich ihre Bedrückungen bloß auf die Fremden und Juden erſtrecken, die ſich dafür durch Wucher und unerlaubten Handel zu entſchädigen ſuchen. Die hieſigen Juden ſind Abkömmlinge von denen, die einſt aus Portugal und Spanien vertrieben wurden. Dies iſt die Urſache, daß ſie ziemlich gut Portugieſiſch ſprechen.

Das Königreich **Maroko** beſteht aus einer ſehr anmuthigen Miſchung von Bergen und Thälern. Der Erdboden iſt ſehr fruchtbar an Getraide und mehreren andern Produkten; der daſige Honig iſt ganz vortrefflich, beſonders der grüne Honig; in den Thälern wachſen die herrlichſten Obſtarten, und die Gebirge enthalten ſehr reiche Erzadern; beſonders einträglich aber ſind die Ebenen, denn ſie gewähren jährlich drei Aerndten.

Der Geiz der Mauren geht über alle Beſchreibung. **Geſchenkter Eſſig**, ſagen ſie unter andern, **ſey beſſer als Honig, den man bezahlen müſſe.**

Die dortigen Mauren ſtammen von jenen ab, die vormals aus Spanien verjagt worden ſind. Sie wohnen in den Städten; ſo auch die Negern, welche ſeit der Regierung des Muley Ismael in groſsem Anſehen ſtehen.

Die Araber oder ſogenannten Beduinen wohnen unter Zelten, und ziehen von einem Orte zum andern. Sie ſchlagen fliegende Lager auf, die man Adouars nennet, und worüber der Aelteſte ihres Stammes, als ihr Oberhaupt, zu gebieten hat. Man kann ſich unmöglich etwas Erbärmlicheres und Ekelhafteres vorſtellen, als dieſe elenden Dörfer. Ihre Geſtalt iſt gemeiniglich zirkelförmig.

Die urſprünglichen Bewohner dieſes Landes ſind die ſogenannten Berberen, deren Nachkommen ſich noch jetzt in den Gebirgen aufhalten und in Hütten wohnen. Man hat ſie noch nie unterjochen können. Ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche haben nicht die mindeſte Veränderung erlitten. Ihre Mundart ſoll die der Karthaginenſer ſeyn.

Alle dieſe Völkerſchaften verabſcheuen die Chriſten, und die Menſchenfreſſer in Neuſeeland gehen glimpflicher mit den Fremden um, als die Bewohner dieſer unwirthbaren Gegenden. Ein verwünſchter Marbut, der eben zu mir kam, als ich, um meine Penduluhr nach der wahren Zeit zu ſtellen, im Begriffe war, die einander entſprechenden Höhen zu beobachten, fragte mich mit leiſer Stim-

me und einer geheimnißvollen Miene, ob ich nicht den groſsen Propheten in der Sonne ſähe; denn er iſt eben ſo, wie dieſes wohlthätige Geſtirn, ſprach er, das Licht und die Wonne der Rechtglaubigen. Noch im Weggehen ſchrie er: Alla, Illa, Alla Muhamet reſu Illa. Ich war froh, daß ich den zudringlichen Menſchen los wurde, der mir beinahe meine ganze Obſervation verdorben hätte, weil er den Muhamet mit aller Gewalt durch mein Fernrohr ausſpähen wollte, ſtatt denſelben in den Phantaſtereien ſeines Korans zu ſuchen.

Einige Zeit nach dieſem Vorfalle beſuchte ich den Bailli de Suffren, der ſich in der Folge einen ſo vorzüglichen Ruhm in den Jahrbüchern unſerer Marine erworben hat. Als ich zu ihm kam, hatte er ſich ſo eben vom Schiffschirurgus am Schenkel ſcarifiziren laſſen. Er war von einem ſehr groſsen Hunde gebiſſen worden, und da wir unter einem ſehr heiſsen Himmelsſtriche lebten, ſo befürchtete er, der Hund möchte vielleicht toll geweſen ſeyn. Ich ſuchte ihn zwar damit zu tröſten, daß man von dieſer Krankheit nie bei den Mauren das geringſte gehöret habe; es wollte aber alles nichts helfen. Er antwortete: „Wie ſollten die Thiere in dieſem abſcheulichen Lande nicht toll werden, da ſelbſt die Menſchen, die doch Vernunft haben, von dieſer Krankheit nicht frei ſind? Wir werden von den Marangouins gepeinigt, von den Kindern geſteinigt, von Narren verſpottet, von Hunden gebiſſen, und am Ende wird uns das ſchwächköpfige Gouvernement das uns als Sklaven behandelt, und ſein Spiel mit uns

treibt, wohl auch noch mit Teig überkleiſtern, wie die Gänſe mit Kuskus *). — Ich werde wohl ſchwerlich nach Maroko kommen; ich würde unterwegs zerſchmelzen. Die Hitze, welche wir zu erdulden haben, iſt unerträglich, und das Thermometer ſteht im Schatten auf vier und dreißig Grad Reaumur. Sollen wir uns von Juden auf den Schultern nach Maroko tragen laſſen, oder ſollen wir auf arabiſchen Pferden dahin reuten, die unſere Schiffleute nicht regieren können? Wann und wie werden wir uns nur aus den Klauen dieſer verfluchten Muſelmänner losmachen? Ich hätte faſt Luſt, mich noch beſchneiden zu laſſen, da ich ohnehin daran bin, mich operiren laſſen zu müſſen; und ich rathe allen meinen Freunden, daſſelbe zu thun. Ach, wenn ich diesmal davon komme, ſoll man mich gewiß nie wieder erwiſchen! — Allerdings hatte es ſeine Richtigkeit, daß wir insgeſamt ausſahen wie Füchſe in der Falle." —

„Es fehlte nicht viel, fuhr er fort, daß wir geſpießt worden wären. Die Veranlaſſung hiezu war dieſe, daß der Sohn des Kaiſers, in der Abſicht unſern Botſchafter zu bewillkommen, mit ſeinem zahlreichen Gefolge in vollem Galopp auf uns loszuſprengen geruhte, und daß der Botſchafter, der eben nicht feſt im Sattel ſaß, gerade in dem Augenblick vom Pferde ſtürzte, als ihm die Ehre wiederfuhr, daß ihm ein Schuß den Bart verſengte. Der Zorn

*) Eine Art von Pillau, der aus verſchiedenen Gattungen gekochten Fleiſches und getrocknetem Reis beſteht, und ſtark gewürzt iſt.

unſers Botſchafters hätte unter dieſen Verhältniſſen alle mögliche Nachſicht verdienet; aber dieſe abſcheulichen Muſelmänner wollen ſich nun ein für allemal nicht die allergeringſte Beleidigung von einem Chriſtenhunde gefallen laſſen. Ich weiß nicht, was aus der Sache geworden wäre, wenn ſich nicht einer unſerer Kameraden ins Mittel gelegt hätte. Dieſem gelang es aber, dem Streite, welcher ſich zwiſchen einem Paſcha und dem Botſchafter erhoben hatte, mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit eine vortheilhafte Wendung zu geben, und es dahin zu bringen, daß dem Botſchafter, zu nicht geringer Verwunderung der Zuſchauer, vergönnt wurde, dem Sohne des Kaiſers, als derſelbe fortritt, zu folgen."

Ich verließ den Bailli Suffren mit dem feſten Entſchluße, zu Safie zu bleiben, und hier in meinen Beobachtungen fortzufahren. Dem zu Folge ließ ich die Geſandtſchaft ihre weitere Marſchroute, unter einer ſtarken Bedeckung, nach Marokko fortſetzen. Am Tage ihrer Abreiſe, der eben ein Markttag war, fand ſich, daß man nicht weniger als funfzig Pferde, für das Gefolge des Botſchafters, und einige Kameele zur Fortſchaffung des Gepäcks, bedurfte. Man ließ daher auf der Stelle die nöthigen Befehle an die Polizeidiener ergehen, die ſich in Hinterhalt legten, und die vorüberreutenden Mauren, die auf den Markt wollten, mit einer Geſchicklichkeit aus dem Sattel hoben, die uns in Verwunderung ſetzte. Verſchiedene dieſer Leute wurden im Herabfallen verwundet; man bekümmerte ſich aber nicht weiter um ſie, ſondern führte ihre

Pferde zu dem Alkaide. Dieſe armen Menſchen mußten zu Fuß hinter der Geſandtſchaft hergehen, um für ihre Pferde und Kameele zu ſorgen.

Maroko iſt eine große Stadt, die auf einer ſchönen Ebene liegt, welche ringsum von fruchtbaren Provinzen umgeben iſt, wo viel Getraide wächſt. Dieſe Stadt wurde vom erſten Könige der Almoraviden erbauet, und liegt nur ſechs Meilen vom Atlas, jenem in der älteren Geſchichte ſo berühmten Berge, wo, nach der Erzählung des Diodor, der König von Mauritanien, Namens Atlas, ſeine Reſidenz hatte.

Die Poeten geben vor, dieſer Fürſt ſey ein Sohn des Neptun geweſen; denn er war der erſte, der eine Flotte auslaufen ließ. Sie betrachten ihn hiernächſt als den Erfinder der Sternſeherkunſt und Schiffahrt, und dieſes mag wohl Veranlaſſung zu der fabelhaften Erzählung gegeben haben, als wenn er die Welt auf ſeinen Schultern trüge.

Die neueren Reiſenden nehmen auf dieſem berühmten Berge nichts mehr von den Wunderdingen der alten Zeit wahr, die ihn zu einem der anmuthigſten Wohnplätze machte, die man nur irgendwo antrifft. Vergebens würde man ſich hier und in dem ganzen Umkreiſe nach einem Orte umſehen, der nur die mindeſte Aehnlichkeit mit den Zaubergärten der Hesperiden hätte, wovon Heſiod in ſeinen Gedichten ſo viel Weſens macht, und die, nach dem Plinius, nicht von einem Drachen bewacht werden, der nur in der

Fabel exiſtiret, ſondern von einem Seearm geſchützt ſind, der in der Nähe einer Stadt vorhanden ſeyn ſoll, welche die alten Erdbeſchreiber Linx nannten. Dieſe Stadt führt heut zu Tage den Namen Larraſche. Sie iſt das Lixa des Ptolomeus, oder das Lixos des Plinius, wo Herkules, der Mythologie zu Folge, den Rieſen Antheus erdrückte. Man ſagt, Sertorius habe das Grab dieſes Rieſen öffnen laſſen, und es ſeyen darin Knochen von auſſerordentlicher Größe gefunden worden.

Dem ſey wie ihm wolle; gewiß iſt, daß eine Menge Franzoſen im Jahr 1766 zu Larrache ihr Grab fanden. Unſere Flotte erlitt damals einen großen Verluſt, als ſie die Abſicht hatte, einige den Barbaren zugehörige Raubſchiffe, welche die Küſten des atlantiſchen Meeres verheeret hatten, in Brand zu ſtecken. Die Mauren hatten bei dieſer Gelegenheit einige Gefangene gemacht, die man, wenn es auch noch ſo viel koſten ſollte, zu ranzioniren ſuchte. Dies war der eigentliche Zweck unſerer Geſandtſchaft, und wenn derſelbe glücklich erreicht wurde, ſo hatte man es bloß dem Umſtande zu danken, daß man große Aufopferungen machte, und kein Geld ſchonte.

Die Kaiſer von Maroko führen heut zu Tage den Titel als Großſcherif, oder erſter Nachfolger Muhameds, von welchem ſie durch die Verehlichung des Ali mit der Fatime abſtammen wollen. Zur Zeit unſers daſigen Aufenthalts regierte Muley Aly Ben Abdalla. Dieſer Prinz, der nicht ſo grauſam, aber viel geiziger als ſeine Vorfahren war, nahm unſern Botſchafter und unſere Geſchenke ſehr

gleichgültig auf. Er war ein Liebhaber der Aſtronomie, oder vielmehr der Aſtrologie, und der Uhrmacherkunſt. Die einzigen Geſchenke, welche ihm Vergnügen zu machen ſchienen, waren koſtbare Uhren und Penduluhren.

Dieſer Prinz hatte zum öftern einen Uhrmacher einladen laſſen, in ſein Serail zu kommen, und da derſelbe ſah, daß Muley Abdalla an ſeiner Kunſt Geſchmack fand, ſo hatte er ſich zu Kadix die Erlaubniß erbeten, mit der Geſandtſchaft nach Maroko zu reiſen. Dieſer Künſtler ward aber ſehr in ſeiner Erwartung getäuſcht; denn ſeine Spekulation gewährte ihm nicht nur keinen Vortheil, ſondern gereichte ihm noch überdies zu großer Beſchwerde. Jede Botſchaft, die er vom Kaiſer erhielt, kam ihm ſehr theuer zu ſtehen, und nützte ihm weiter zu nichts, als daß er im Serail gut aufgenommen wurde. Es iſt herkömmlich, ja man iſt ſo zu ſagen gezwungen, einem Jeden, der uns von Seiten des Kaiſers eine Nachricht überbringt, ein Geſchenk zu machen, und dieſes Geſchenk muß mit dem Range des Ueberbringers in Verhältniße ſtehen. Unſer Uhrmacher ſah daher ſeine Börſe in kurzer Zeit durch dergleichen Botſchaften erſchöpft, und er bekam für alle ſeine Mühe weiter nichts als ein Schwein, welches die Mauren für ein unreines Thier halten und verabſcheuen.

In dieſem auf die abſcheulichſte Art despotiſirten Staate gelangt ſelten ein neuer Regent auf den Thron, ohne daß dieſe Regierungsveränderung mit allen Schreckniſſen eines bürgerlichen Kriegs verbunden iſt. In der

Türkei läßt der Sultan ſeine Brüder erdroſſeln; in Perſien läßt ihnen der Sophi die Augen ausſtechen; in Indien läßt ſie der Mogul zu Narren machen; und in Marokko iſt die blutigſte Anarchie das Mittel, wodurch man zu dem unumſchränkteſten Despotismus gelangt. Armes Menſchengeſchlecht! Wie traurig, wie beklagenswerth iſt nicht dein Loos, in allen jenen Ländern, die unter dem Joche der Knechtſchaft ſchmachten! Alles was der Regierung des verblendeten Despoten unterworfen iſt, welkt dahin und verdorrt; die Kanäle der Induſtrie verſiegen, und jedes Talent, jede Tugend, wird im Keim erſtickt. Unter einer ſolchen Regierungsverfaſſung kann die Erziehung keinen anderen Zweck haben, als das Schrecken zum Grundſatz, und die Sklaverei zur Gewohnheit zu machen. Die Gelehrſamkeit iſt hier nie ohne Gefahr, und der Wetteifer zieht oft die traurigſten Folgen nach ſich. Die, denen die Wohlfahrt der Menſchen am Hetzen liegt; die, welche die Maſſe gemeinnütziger Kenntniſſe zu vermehren ſuchen, die dazu beitragen können, die Völker der Erde glücklich zu machen, würden weit lieber auf dem Veſuv und Aetna zu wohnen wünſchen, als auf den fruchtbaren und reizenden Gefilden von Mauritanien. Was für einen traurigen erbarmenswerthen Anblick ſtellt nicht ein groſſes Volk dar, dem es vermöge ſeiner Konſtitution durchaus an Induſtrie mangelt!

Wenn die Wilden in Louiſiana, ſagt Montesquieu, gern Obſt eſſen wollen, ſo hauen ſie den Baum um, und nehmen das Obſt ab. Dies iſt, in wenigen Wor-

ten, eine treue Darſtellung der despotiſchen Regierungs verfaſſung; und ſo iſt insbeſondere die Verfaſſung von Maroko beſchaffen.

Ein Jude, der Lieblingsagent des Muley Abdalla, erzählte mir, er habe einſt auf Befehl des Kaiſers einem engliſchen Kaufmann zwanzig Ohrfeigen geben ſollen, weil derſelbe in einiger Entfernung, ohne den Kaiſer wahrgenommen zu haben, bei ihm vorüber geritten war, und zufälliger Weiſe unterlaſſen hatte, den Hut abzuthun. Der Jude war über dieſen mißlichen Auftrag äußerſt beſtürzt; denn es betraf einen Mann, der ihn nur erſt vor wenig Tagen anſehnlich beſchenkt hatte, damit er ihm Erlaubniß auswirken ſollte, ſich zu Mogador zu etabliren, und daſelbſt Handel zu treiben. Er faßte daher den Kaiſer ſcharf ins Auge, und da er aus ſeinen ruhigen Geſichtszügen ſchloß, daß derſelbe nicht aufgebracht ſey, ſo warf er ſich nach Landesbrauch vor ihm nieder, und ſuchte, als er wieder aufgeſtanden war, ihm vorzuſtellen, daß dieſe Handhabung der Gerechtigkeit den Geldeinkünften des Kaiſers zum größten Nachtheile gereichen könne, weil die Engländer in ſeinen Staaten einen ſehr ausgebreiteten Handel trieben. Ueber dieſe demüthige Vorſtellung ward aber der Kaiſer, wiewohl ſie einen Gegenſtand betraf, der ihm mehr als alles Andere am Herzen lag, und ganz darauf berechnet war, ihn auf der ſchwachen Seite zu faſſen, ſo ſehr entrüſtet, daß er auf der Stelle Befehl gab, ſeinen Liebling ins Gefängniß zu werfen. Auch nahm er ihn nicht eher wieder zu Gnaden an, als bis er ihm alles

deſſen beraubt hatte, was ihm von den europäiſchen Kaufleuten, welche die Gewinnſucht in dieſes barbariſche Land lockt, geſchenkt worden war. Heißt dieſes nicht den Baum an der Wurzel abhauen, um die Frucht zu bekommen?

Dieſer Jude geſtand mir, daß ihn ſeine Ranzionirung über fünfzigtauſend Thaler gekoſtet habe. Er beſaß aber auch eine Geldgierde, die alle Begriffe überſteigt. Man mußte ſo zu ſagen, jedes Wort mit Gold aufwägen, das er mit dem Botſchafter im Namen des Kaiſers zu ſprechen hatte, vor welchem er nie erſcheinen darf, ohne vor ihm niederzufallen und auf alles zu antworten: N'a m a S i d y, der Herr hat die Wahrheit geſagt.

Auſſer unſerem Botſchafter befand ſich zugleich auch ein ſpaniſcher am Hofe des Kaiſers, den er mit ausgezeichneter Achtung behandelte. Es war der berühmte Don Georg Juan (d' U l l o a), der einſt mit Bouguer und La Condamine die Höhe des Aequators gemeſſen hatte.

Dieſer angeſehene Gelehrte maß die Länge und die Breite, unter welcher Maroko liegt. Er war ſo gefällig, ſich mit mir in einen für die Wiſſenſchaften ſehr nützlichen Briefwechſel einzulaſſen, den ich nachher dem Seeminiſter P r a s l i n zugeſtellt habe. Leider iſt derſelbe in einem ſeiner Bureaux abhanden gekommen und dieſer Verluſt ſchmerzt mich um ſo mehr, da ich hier bloß die Länge und Breite von Safie angeben kann, die nach der Pariſer Sternwarte unter dem 32° 20′ 10″ nördlicher Breite und

unter dem 11 Gr. weſtlicher Länge liegt. Dieſe Länge iſt deſto genauer beſtimmt, da ſie nach den Verfinſterungen der Jupiterstrabanten, und nach den Bedeckungen der Sterne vom Monde, berechnet wurde, die man zu eben der Zeit auf der Pariſer Sternwarte beobachtet hat.

Es iſt nun hohe Zeit, daß ich aufhöre meinen Leſern von einem Lande zu erzählen, das nicht das mindeſte enthält, was ſie intereſſieren könnte. Ueberdies können diejenigen, welche ſich mit dieſem Reiche bekannt machen wollen, das Werk des Konſul Chenier hierüber zu Rathe ziehen. Dieſer in jedem Betracht achtungswürdige Mann, wird ihnen alle jene Aufſchlüſſe mittheilen, die das Reſultat ſeines vieljährigen Aufenthalts in einem Lande ſind, das er mehrmals in ſeinem ganzen Umfange durchreiſet hat. Der Botſchafter Breugnon hat mir zwar die ſämmtlichen Geſandſchaftsakten zukommen laſſen; ich habe aber nichts darin gefunden, das der öffentlichen Bekanntmachung werth iſt. Wem kann wohl daran gelegen ſeyn, die mannichfaltigen Kniffe und Ränke kennen zu lernen, deren ſich die daſigen Einwohner in der Abſicht bedienen, die Europäer zu quälen und um das Ihrige zu bringen? Laßt uns vielmehr den Staub von unſeren Füßen ſchütteln, und dieſem berüchtigten Garten der Hesperiden auf immer entfliehen. Er wird nicht von Drachen, ſondern von Tigern bewacht. Es iſt keineswegs wie Plinius ſagt, ein Meerarm wodurch man verhindert wird, ſich demſelben zu nähern, ſondern es iſt eine mit dem Schaum der Meereswogen bedeckte Sandbank, die ihn umgiebt, und den Europäern das Anlanden erſchweret. Laßt uns eilen, Freunde der Freiheit,

laßt uns eilen, daß wir aus dieſem unwirthbaren Lande kommen! Laßt uns, ſo ſchnell wie möglich, die von dem Tyrannen erhaltene Erlaubniß benutzen, in unſere Heimath zurückzukehren! Laßt uns zum letztenmal die zerbrechlichen Fahrzeuge dieſer Sklaven beſteigen, und muthig über jenen mächtigen Damm hinüberſchiffen, womit Neptun nach der Sage der Vorzeit ſeine Staaten umgab! Fünfzig Tage, die wir in Sklaverei verlebten, ſind uns eben ſo lang vorgekommen, als ſo viele Jahrhunderte.

Sobald ſich der Botſchafter wieder an Bord ſeines Schiffs begeben hatte, verließen wir die Rhede bei Saſie, um nach Salee, einer uralten Stadt zu ſegeln, die zwar im Königreiche Fez liegt, aber unter der Botmäßigkeit des Kaiſers von Marokko ſteht. Jetzt kreuzten wir lange bei dem Thurme Haſſans, bis die beiden franzöſiſchen Fahrzeuge, welche die Korſaren von Salee aufgebracht hatten, die Erlaubniß erhielten, den Haven zu verlaſſen; dann ſchifften wir ohne weiteren Aufenthalt nach der Rhede von Breſt, wo wir am ein und zwanzigſten Julius vor Anker giengen. Hier mußten wir einige Tage Quarantaine halten, und wir erhielten nicht eher Erlaubniß ans Land zu gehen als bis man ſich überzeugt hatte, daß ſich auf unſerem Schiffe nicht die mindeſte Spur einer anſteckenden Krankheit geäuſſert habe. Arabiſche Pferde, Schafe aus der Tartarei, türkiſche Teppiche, einige mauriſche Kleidungsſtücke, vortreflichen Honig, und Saffianleder, hierin beſtanden ſo ungefähr die Handelswaaren, welche wir aus Marokko mitbrachten.

Noch muß ich des Umſtandes erwähnen, daß wir auf unſerm Schiffe einen Diſtillierkolben hatten, um das Seewaſſer, nach der Verfahrungsart des Doktors Poiſſonnier trinkbar zu machen. Dieſes diſtillierte Waſſer war zwar der Geſundheit nicht nachtheilig, hatte aber einen etwas brändlichten Geſchmack, der ſich nicht leicht verlor und denen, die ſonſt gern davon getrunken hätten, zuwider war. Nach und nach würde man ihn wahrſcheinlich gewohnt werden ſeyn, wenn wir nicht ganz vortreffliches Waſſer an Bord gehabt hätten. Uebrigens wurden dieſe Verſuche deswegen nicht fortgeſetzt, weil man ſich vor Feuersgefahr fürchtete. Hätte man zu dieſer Diſtillation Steinkohlen genommen, ſo wäre unſer Beſaanſegel gewiß nicht in Brand gerathen. Seit dieſem Vorfalle legte man den Diſtilierkolben auseinander und machte nie wieder Gebrauch davon.

II.

Rochon's erſte Reiſe nach Oſtindien.

Zu Anfang des Jahres 1768 ertheilte mir die Regierung den wichtigen Auftrag, die Inſeln und Klippen zu unterſuchen, die zwiſchen der Küſte von Indien und den beiden Inſeln Isle de France und de la Reunion (Bourbon) mitten inne liegen.

Ich ſchiffte mich zu l'Orient auf dem Flutſchiff die Normande ein, worüber ein ſehr erfahrner Offizier, Kapitän Tromelin, der mein Anverwandter und Freund war, das Kommando führte.

Die Normande ſegelte den 19ten März 1768 mit einem Nordoſtwinde von der Rhede von l'Orient ab, und den 29ſten deſſelben Monates kamen wir zu Kadix an. Auf dieſer kurzen Fahrt erignete ſich nichts, das Erwähnung verdienet; nur hat man ſich, wenn man um das Vorgebirge Finisterre herumfährt, vor einer Untiefe in Acht zu nehmen die auf den Seecharten nicht angegeben iſt, und zuerſt vom Kapitän Bauquelin wahrgenommen wurde, deſſen

Flutſchiff, die Garonne genannt, an dieſer Bank ein wenig anſtieß.

Den 12ten April verlißen wir Kadix, und den 18ten bekamen wir die Kanariſchen Inſeln zu Geſicht. Wir richteten unſern Lauf nach der Inſel Teneriffa. Die Winde kamen aus Nordoſten und Oſt-Nord-Oſten. Sobald wir uns unter dem Winde der Inſel befanden, konnten wir die Spitze des Pik von Teneriffa, der wegen ſeiner Höhe und Geſtalt ſo merkwürdig iſt, ſehr deutlich wahrnehmen. Wir fanden, daß die Magnetnadel gegen Weſten hin ſechzehn Grad abwich, als der Pik ſüdoſtwärts ſechs Grad gegen Oſten in einer Entfernung von viertbalb Seemeilen von uns lag.

Daprès in ſeinem Buche über die Schiffahrt von Frankreich nach Oſtindien, ſchreibt den Seefahrern ausdrücklich vor, die Höhe der Inſel Madera zu halten. Er ſetzt hinzu, es ſey zwar nicht unumgänglich nöthig, daß man dieſe ebengenannte Inſel auf dieſer Fahrt zu Geſicht bekomme, doch thue man wohl, ſich entweder nach ihr oder Porto Santo zu richten. Ich kann aber der Meinung dieſes berühmten Hydrographen nicht beiſtimmen, ſondern bin vielmehr der Meinung es ſey beſſer, wenn man gerade nach den Kanariſchen Inſeln ſteure, die von Oſten nach Weſten zu, einen viel größeren Raum einnehmen. Bei dieſen Inſeln iſt man bei weitem keiner ſo großen Gefahr ausgeſetzt, als bei Madera und Porto Santo.

Von den Kanariſchen Inſeln richteten wir unſern Lauf

nach den Inſeln des grünen Vorgebirgs. Die Rhede Praya auf der Inſel Sanct Jago, iſt gegen die Winde gedeckt. Man bekömmt hier Gemüſe, Obſt, Geflügel, Schafe und Ochſen; das Brennholz aber iſt ſelten und theuer. Waſſer erhält man aus einem Brunnen, der unweit dem Fort liegt, und ſehr ergiebig iſt. Das Waſſer aus dieſem Brunnen iſt zwar nicht ſelenitiſch, doch thut man am beſten, wenn man nur dringender Bedürfniſſe wegen hier anlegt, weil das Klima ſehr ungeſund iſt *). Ueberdies hat das Landen an dieſen Inſeln zuweilen ſeine Schwierigkeiten; denn ſie ſind faſt immer in Nebel verhüllt, und ſobald man dieſen wahrnimmt, iſt es ein ſicheres Kennzeichen, daß man ſich in ihrer Nähe befindet. Unſer Kapitän hielt es daher für rathſamer ſeine Fahrt fortzuſetzen, als zu landen.

Um von den grünen Vorgebirgsinſeln nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu ſegeln, ſollte man eigentlich, wie die Charte zeigt, nach Südoſten ein Viertel ſüdwärts fahren, und ſodann unter dem zwölften Grad der Länge die Linie paſſiren. Allein das ſicherſte Mittel, vermöge deſſen man ſich aus den Gewäſſern in der Nähe der Linie, vor welchen ſich die Seefahrer wegen der langwierigen Windſtillen auſſerordentlich fürchten, entfernen kann, iſt dies, daß man die Abwechslung der Winde benutzt und immer weiter ſüdwärts hinanſchifft, ohne die Linie auf dieſem oder jenem ſchon in voraus beſtimmten Punkte paſſiren zu wollen. Auf dieſe Art gelang es uns, ſie in ſehr kurzer Zeit unter dem fünf und zwanzigſten Grade

*) M. ſ. die Beſchreibung dieſer Inſel im XI. B. der Allgem. Geogr. Ephem. S. 675. f.

der Länge zu durchſchneiden. Zu gleicher Zeit machten wir die Bemerkung, daß die Magnetnadel ſieben Grad nach Weſten zu abwich.

Die Paſſatwinde ſind anhaltende Winde, die beſtändig zwiſchen den Wendezirkeln wehen. D'Alembert, in ſeiner vortrefflichen Abhandlung über die Winde, beweiſet, daß die Attraktionen der Sonne und des Mondes die Entſtehung dieſer Winde veranlaſſen.

Von den grünen Vorgebirgsinſeln bis dahin, wo wir die Bank des Equilles ſondirten, hatten wir eine ſtille und ruhige Fahrt; doch hatten uns die Seeſtröme ſtark gegen die Küſte von Braſilien getrieben, wie wir daraus erſahen, daß den dritten Junius die durch Schätzung beſtimmte Länge von den beobachteten um 6 Gr. 11 Min. verſchieden war.

Ob wir gleich zu einer Zeit, wo man öfteren Windſtößen ausgeſetzt iſt, das Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifft hatten, und durch den Kanal von Mozambique gefahren waren, ſo gieng dennoch unſere Fahrt bis nach Isle de France ohne die mindeſte Gefahr von ſtatten. Den fünfzehnten Julius, um 11 Uhr Vormittags, entdeckten wir die Inſel Rodriguez, wo wir zu Lande die Bemerkung machten, daß die Magnetnadel um 10 Gr. 56 Min. variirte.

Nach Pingrés Beobachtungen liegt die Inſel Rodriguez unter dem 10° 40′ der Breite, und unter dem 60°

52' der Länge. Auf dieſer kleinen Inſel beobachtete dieſer geſchickte Aſtronom im Jahr 1761 den Durchgang der Venus durch die Sonne. Sie iſt von Oſten nach Weſten ungefähr ſechs Meilen lang, und ihre größte Breite von Norden nach Süden beträgt zwei und eine halbe Meile. Am 23. Julius ließen wir in dem Haven auf der Nordweſtſeite von Isle de France die Anker fallen. Dieſer Haven iſt das Arſenal unſerer Kriegsſchiffe und das Entrepot unſerer Kauffahrer, die nach Oſtindien ſegeln.

Die beiden Inſeln, Isle de France und de la Reunion wurden von den Portugieſen entdeckt. Sie nannten die erſtere Mascarenhas, und die letztere Cerne. Die Inſel de la Reunion hat keinen Haven für große Schiffe; ſie liegt unter dem Winde von Isle de France. Sie mag ungefähr fünfzig Meilen im Umfange haben, iſt beinahe ganz rund, und die auf derſelben befindlichen Berge haben eine beträchtliche Höhe. Der Gipfel des Berges les trois Salasses ſoll ſechzehnhundert Toiſen höher ſeyn, als die Meeresfläche. Dieſer Berggipfel iſt nicht weit vom Mittelpunkte der Inſel entfernt. Der Hauptort auf dieſer Inſel heißt Saint-Denis. In dieſer Stadt haben die Adminiſtratoren der Kolonie ihren Sitz. Nach der aſtronomiſchen Berechnung des la Caille liegt das Adminiſtrationshaus unter 20 Gr. 51 Min. ſüdlicher Breite und unter dem 53 Gr. 10 Min. der Länge oſtwärts des Meridians der Pariſer Sternwarte.

Die Schwierigkeit zu Saint-Denis zu landen, hat die Erfindung einer Brücke veranlaſſet, deren Fallklappe

über die See vorſpringt, und die ſo hoch iſt, daß ſelbſt die größten Wellen nicht hinanreichen können. Am äuſſerſten Ende der Brücke iſt eine Strickleiter befeſtigt, und die Schaluppen legen unterhalb der Brücke auf eine ſolche Art an, daß diejenigen, welche ſich ausſchiffen wollen, die Strickleiter in eben dem Nu ergreifen können, wo die Meereswellen den ſtärkſten Grad ihrer Höhe erreichen. Das Schwanken der Leiter, und die Stöße, welche ſie von der flutenden See auszuhalten hat, machen dieſe Art des Ausſteigens freilich ſehr unangenehm, indeß kann ich aus eigener Erfahrung verſichern, daß es ſehr ſchnell von ſtatten geht. Es kömmt nur auf ein wenig Entſchloſſenheit an; doch muß ich geſtehen, daß das Einſteigen ſchwieriger iſt, als das Ausſteigen. Uebrigens würde es ohne dieſes Kommunikationsmittel oftmals nicht möglich ſeyn, ans Land zu gelangen, weil ſich die See am Strande mit außerordentlicher Heftigkeit bricht.

Der Vulkan auf der Inſel de la Reunion, deſſen Ausbrüche nicht ſelten ſind, hat der Inſel, ſeitdem ſie bewohnt iſt, nie Schaden zugefügt. Die Koloniſten ſind ſo klug geweſen, ſich in weiter Entfernung vom Rande dieſes Schlundes niederzulaſſen, und zwar um ſo mehr, da man ſich demſelben, nach der Beſchreibung zu urtheilen, die der gelehrte Commerſon davon entworfen hat, nicht ohne Gefahr nähern darf. Der Intendant Cremont *)

*) Von dieſem Cremont haben wir den Bericht von einer Reiſe, die er im J. 1768 auf dieſen Vulkan gethan hat; dieſer intereſſante Bericht iſt, wie es ſcheint gar nicht be-

ſparte weder Mühe noch Koſten, um dieſen geſchickten Naturforſcher in Stand zu ſetzen, dem Krater dieſes Vulkans möglichſt nahe zu kommen, und deſſen Produkte zu unterſuchen. Er that mehr, denn er begleitete ihn, und erwarb ſich durch dieſen rühmlichen Eifer gerechte Anſprüche auf die Erkenntlichkeit aller derjenigen, die ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigen.

Rings um den Berg her iſt der Boden auf eine fürchterliche Art unfruchtbar. Die ganze Gegend, auf ſechs Meilen im Umkreiſe, iſt überall verbrannt und öde. Die auf einander gehäufte Aſche, Lava, Schlacken und Bimsſteine, dann die vielen Riſſe, Spalten und Abgründe machen den Zugang ſehr gefahrvoll und mühſam. Man muß einen günſtigen Zeitpunkt abwarten, einen Tag, an welchem kein Wölkchen am Himmel iſt, wenn man die Mündung dieſes Feuerſchlundes in Augenſchein nehmen will. Ein klein wenig Regen iſt hinreichend eine Eruption zu verurſachen; und wer es wagte, ſich demſelben an einem bedenklichen Tage zu nähern, der könnte dieſe Unvorſichtigkeit leicht mit dem Leben bezahlen. Schon der Weg, welcher zu dieſem Schlunde führet, zeugt von ſeinen Verwüſtungen; denn er führet ununterbrochen über große Haufen Eiſenſchlacken und halbverglaſete Maſſen. Commerſon ließ ſich von keiner dieſer Gefahren abſchröcken; es

kannt geworden. Das Original ſteht in Freron's Année littéraire, 1772, und eine teutſche Ueberſetzung in Ehrmann's Unterhaltungen für Freunde der Länder- und Völkerkunde. I. Bdchen S. 1. u. f. A. d. H.

ſchien, als habe er ſich vorgenommen, den Plinius nachzuahmen, der bei einer Beobachtung des Veſuvs ums Leben kam. Seine Imagination war ſo ſehr erhitzt, daß er nicht einmal den Fall des Intendanten Cremont bemerkte, der von einer jener gähling en Erſchütterung über den Haufen geworfen wurde, die Jeder zu fürchten hat, der dieſem gefährlichen Krater zu nahe kömmt. Unfehlbar würde dieſer Adminiſtrator als ein Opfer ſeiner Wißbegier ums Leben gekommen ſeyn, wenn ihm nicht einige edelmüthige Neger mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu Hülfe geeilt wären. Es koſtete ihnen nicht wenig Mühe, ihn von den Abgründen wegzubringen, von welchen er umgeben war. Commerſon dachte mittlerweile in ſeinem Enthuſiasmus weiter an nichts, als an die Ehre, der Mündung des Kraters viel näher gekommen zu ſeyn, als irgend ein anderer von ſeinen Reiſegefährten. Er bemerkte nicht einmal, daß man ihn verlaſſen hatte, um dem hülfsbedürftigen Manne beizuſpringen, der ihm bei ſeinen Unterſuchungen Geſellſchaft leiſtete.

Einen Berg zu beſteigen, der Feuer auswirft, iſt allerdings intereſſant, inſofern es darauf ankömmt, die Beſchaffenheit vulkaniſcher Produkte zu unterſuchen; wenn man aber den Anblick dieſes majeſtätiſchen Schauſpiels ganz genießen will, ſo muß man es bei Nachtzeit zur See betrachten; denn es verhält ſich mit den feuerſpeienden Bergen auf eben die Art, wie mit großen Feuersbrünſten, die in einer gewiſſen Entfernung einen viel ſtärkeren Eindruck machen. Ich muß geſtehen, daß mich dieſes Schauſpiel in den zwei Nächten, während welcher ich dieſen Vul-

kan vor Augen hätte, in Erſtaunen ſetzte. Ich halte dafür, daß diejenigen, welche dergleichen Feuerſchlünde ohne Gefahr unterſuchen wollen, dieſelben nach Art der Vögel, von oben herab betrachten müſſen, und ich ſollte denken, mit Beihülfe eines Luftballons und vermittelſt eines Fernrohrs, müßte es ihnen leicht werden, alle Wirkungen derſelben betrachten zu können. Die Unterſuchung dieſer unterirdiſchen Feuer, noch mehr aber die Wirkung ihrer Produkte, kann allen Reiſenden, die ſich um die Naturgeſchichte verdient machen wollen, nicht genugſam anempfohlen werden.

Die vulkaniſchen Produkte ſind von mancherlei Art. Nach einer Eruption des feuerſpeienden Berges auf der Inſel de la Reunion fand man in weiter Entfernung von der Mündung des Kraters außerordentlich zarte Glasfäden, die vollkommen wie Haare ausſahen. Dieſe Art von Lava kömmt ſelten vor.

Die Entſtehung der Kolonie auf Isle de France und der Inſel de la Reunion, ſteht mit den erſten Niederlaſſungen der Franzoſen auf der Inſel Madagaskar im Zuſammenhange. Wenn Madagaskar und dieſe Inſeln nicht ſo nahe bei einander lägen, ſo würde es ſich ſchwerlich erklären laſſen, wie man auf den Einfall kommen konnte, auf dieſen Inſeln Kolonien anzulegen; denn ſie ſind auf der Charte des indiſchen Meeres kaum wahrzunehmen.

Es iſt bekannt, daß mehrere Franzoſen, die des ungeſunden Aufenthalts auf der Inſel Madagaskar überdrüſ

ſig waren, den Entſchluß faßten, die große Inſel zu verlaſſen, um auf der kleinen Inſel de la Reunion, wo die Luft überaus geſund iſt, ſich anzuſiedeln. Es war zu Ende des Jahres 1664, als ſie dieſes Vorhaben zur Ausführung brachten. Sie gebrauchten die kluge Vorſicht, Schafe, Kühe und einen jungen Stier auf die Inſel zu ſchaffen. Das Land war damals weder bewohnt noch angebauet; an der Seeküſte gab es aber eine Menge Fiſche, und auf der Inſel wimmelte es von außerordentlich großen Schildkröten. In der erſten Zeit ihres Aufenthaltes nährten ſich die Koloniſten bloß von Fiſchen, Schildkröten, Reiß, Kartoffeln und Ignames; den Genuß der Fleiſchſpeiſen verſagten ſie ſich, weil ihnen äußerſt viel daran gelegen ſeyn mußte, ihre kleine Viehheerde am Leben zu erhalten.

Sobald es die Witterung geſtattete, pflanzte man Zuckerrohr und ſäete Getraide. Die erſten Aerndten fielen über alle Erwartung gut aus, und in kurzer Zeit war nicht im mindeſten mehr daran zu zweifeln, daß das Vorhaben dieſer kleinen Kolonie glücklich von ſtatten gehen werde. Heutiges Tages wird der Landbau in einer Höhe von neunzehnhundert Toiſen getrieben. Eine Niederlaſſung, die zu Lenux gehöret, wo ich Gelegenheit hatte, die Fruchtbarkeit des Bodens zu bewundern, wird ziemlich in dieſer Höhe liegen. Der Eigenthümer dieſer Niederlaſſung beſaß ſehr ausgebreitete Kenntniſſe in Betreff des Ackerbaues, der Phyſik, und ſogar der Aſtronomie. Er gab mir einen Aufſatz, worin verſchiedene Beobachtungen enthalten ſind, die er mit bloßen Augen anſtellte, und wor-

aus ſich ergiebt, wie vortheilhaft es für den Beobachter iſt, wenn er ſich in einer Gegend befindet, die eine hohe Lage hat.

Die Sitten der alten Einwohner auf der Inſel de la Reunion waren ſehr einfach, und das ſind ſie auch jetzt noch; beſonders in jenen Niederlaſſungen, die in den höheren Gegenden und in einiger Entfernung von den Städten Saint-Denis und Saint-Paul liegen. Die meiſten Einwohner verſchließen nicht einmal ihre Häuſer; ſie gehen barfuß, kleiden ſich in blaue Leinwand, und nähren ſich bloß von Kartoffeln, Reis, Kaffee und Flangourin, einer Art von gegohrnem Getränke, das aus dem Safte des Zuckerrohrs zubereitet wird. Die Lebensart der Patriarchen hat kein treueres Gemälde jener wahren Glückſeligkeit aufzuweiſen, die dem Menſchen nie entgeht, wenn er ſich dem Stande der Natur nähert, und ſeine Tage in einer fruchtbaren Gegend, die unter heiterem Himmel liegt, in Arbeit und Unſchuld verlebt.

Noch immer erinnere ich mich mit dem lebhafteſten Vergnügen eines ehemaligen Kapitäns bei der Kavallerie, Namens Robuxint, der eine Niederlaſſung in der Gegend von Lanur beſaß, und ſich als Paſſagier am Bord unſeres Schiffs befand. Als er an's Land ſtieg, zog er ſogleich Schuhe und Strümpfe aus, ſchenkte ſie einem Matroſen; dann zog er eine kurze Jacke von Leinwand nebſt dergleichen Beinkleidern an, und ſchenkte ſeine Uniform und ſeine ganze Garderobe dem Schiffsvolke. So gekleidet führte er mich nach ſeiner Niederlaſſung. Seinem Ver-

langen gemäß mußte ich mich auf ein kleines Pferd ſetzen, welches Berge hinankletterte, die überall von Abgründen umgeben waren, und zwar auf Fußſteigen, wo ich bei dem geringſten Fehltritt in Tiefen hinabgeſtürzt wäre, die ich nicht zu beſchreiben wage. Je leichter ſeine Bewegungen von ſtatten giengen, deſto unbehülflicher waren die meinigen. Ich lehnte meinen Kopf auf den des Pferdes, und klammerte mich mit beiden Händen an ſeinem Hals an. Der Weg war ſo jähe, daß das Pferd nicht etwa fortſchritt, ſondern wie eine kleine Ziege von einer Stelle zur andern ſprang. Nachdem ich einen Weg von drei Stunden zurückgelegt hatte, kam ich in jener Niederlaſſung an, und verlebte daſelbſt einige glückliche Tage, ohne daß mir meine ſonderbare Poſitur unterwegs geſtattet hatte, über die Gefahren, von welchen ich umgeben war, im mindeſten nachzudenken.

Kommt, Freunde des Landlebens, laßt uns dieſe zwar einſame aber anmuthige Gegend in Augenſchein nehmen! Ihr athmet hier eine reine geſunde Luft; Bäume, von allerlei Wuchs, die ſo alt wie die Welt ſind, ſchützen auch hier vor der brennenden Sonnenhitze, die unter dem heißen Erdgürtel herrſcht; mannichfaltige euch unbekannte Produkte, erhöhen den Wonnegenuß, den euch der impoſante Anblick des unüberſehbaren Meeres gewährt, von welchem ihr euch überall umgeben ſehet, und die himmelhohen Gebirge, die ſich in der Nähe eurer Wohnung emporthürmen. Von dieſen Bergen, deren Gipfel ſich in den Wolken verlieren, blicket ihr auf die Region der Wolken herab, wo Donner und Blitz entſtehen; die größten

Schiffe werden euch von hieraus ſo klein vorkommen, daß ihr ſie faſt nicht bemerken könnet, und während der heftigſten Stürme werdet ihr kaum wahrnehmen, daß ſich die See bewegt. Fürchtet nicht, daß ihr in dieſer entlegenen einſamen Gegend das mindeſte entbehren müſſet; im Gegentheile werdet ihr hier alle Süßigkeiten des Lebens in ungeſtörter Ruhe genießen. Eine auserleſene Bibliothek wird euerm Geiſte alle Befriedigung gewähren, die er ſich nur wünſchen kann; und wenn euch meine Feder das Vergnügen, welches ich ſelbſt in dieſer Bibliothek genoſſen habe, nicht zu ſchildern vermag, ſo rührt dieſes bloß daher, daß ich mich von Jugend auf mit abſtrakten Wiſſenſchaften beſchäftigte, ſo daß es mir leichter wird, nach der Natur zu zeichnen, als zu malen.

Der Gouverneur Belcombe erzählte mir einſt, daß ein junger achtzehnjähriger Kreole, gleich ſchön an Körper und Geiſt, als man den Namen ſeines Vaters von ihm zu wiſſen begehrte, geantwortet habe: Ich nenne ihn jederzeit Vater und er nennet mich ſeinen Sohn. Dieſe Kreolen bewohnen eine wahrhaft paradieſiſche Gegend. Ueberaus ſchmackhafte Kartoffeln, Kaffee ohne Zucker, und Flangourin, den ich dem beſten Aepfelwein in der Normandie vorziehen würde; ein Huhn mit Reiß und ein Carie, welches ſie ſtark mit langem Pfeffer und Saffran würzen. Dies ſind die Gerichte und das Getränk, woran ſie das meiſte Behagen finden. Mangos, Bananen oder Adamsfeigen, grüne Melonen, Waſſermelanen, und mehrere andere Obſtarten ſind faſt in allen ihren Niederlaſſungen in Menge vorhanden. Eis gab man mir aber ſonſt

nirgends, als in der Niederlaſſung des [illegible], und dieſer müßte es mit ſchweren Koſten vom Gebirge der trois Salasses herbeiholen laſſen.

Als die Bewohner der Inſel de la Reunion vermittelſt eines gut eingerichteten Ackerbaues, dieſer ſo ergiebigen Quelle des Reichthums, hinlänglich für ihren Unterhalt geſorgt hatten, waren ſie der Meinung, daß der Kaffee allem Vermuthen nach dazu dienen könne, zwiſchen Europa und ihrer Inſel einen einträglichen Handel zu eröffnen. Sie ließen ſich daher im J. 1718 von Mokka und Aden junge Kaffeebäume kommen. Dieſe Spekulation der Koloniſten hatte den gewünſchten Erfolg; jene Bäumchen gediehen, und gewährten binnen wenig Jahren ein reiches Einkommen. Jetzt kultivirten ſie auch die Baumwolle, und von nun an wurde die Inſel de la Reunion für Frankreich eine Kolonie, von welcher es, ohne viel darauf wenden zu müſſen, überaus großen Nutzen hatte.

Während der Zeit, als die kleine franzöſiſche Kolonie auf der Inſel de la Reunion immer mehr in Aufnahme kam, gerieth die holländiſche, welche ſich auf der Inſel Cerne niedergelaſſen hatte, die man in der Folge Isle de France nannte, täglich mehr in Verfall. Ich weiß nicht, was die Holländer bewogen hatte, ſich auf dieſer Inſel, welche ſie die Mauritiusinſel nannten, zu etabliren; nur ſo viel weiß ich, daß ſie ſich ſehr über die Verwüſtungen beklagten, welche die Heuſchrecken und Ratten daſelbſt anrichteten. Im Jahre 1712 faßten

ſie den Entſchluß, das Etabliſſement, welches ſie auf Isle de France angelegt hatten, ganz aufzugeben, und ſich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung niederzulaſſen. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſie ihre guten Gründe hatten, dieſer kleinen Inſel ein großes Kontinent vorzuziehen.

Sobald die Bewohner der Inſel de la Reunion in Erfahrung brachten, daß die Holländer abgereiſet waren, ſäumten ſie keinen Augenblick, die Orte, wo dieſelben ihre Niederlaſſungen gehabt hatten, in Beſitz zu nehmen. Auf Isle de France, die von der Inſel de la Reunion nur vier und dreißig Seemeilen entfernt iſt, ſind zwei gute Haven. Man genießt daſelbſt eine reine geſunde Luft. Zwar iſt dieſe Inſel nicht ſo fruchtbar und von keinem ſo großen Umfange wie die vorgenannte; dieſe Mängel aber werden dadurch erſetzt, daß ihre Haven von guter Beſchaffenheit ſind, daß ſie weiter gegen Oſten liegt, und vermöge dieſer Lage Vortheile für die Sicherheit der Schifffahrt gewährt, die man auf keinen Fall aus der Acht laſſen darf. Noch muß ich anmerken, daß die Abweichung der Magnetnadel in dieſen Gewäſſern ziemlich beſtimmt anzeigt, ob man ſich in Oſten oder Weſten befindet.

Von der Inſel de la Reunion begab ich mich nach Madagaskar, in der Abſicht, dieſe wegen ihres Umfangs und ihrer Fruchtbarkeit berühmte Inſel genau kennen zu lernen. Ich landete zu Foule-Pointe, und nachdem ich die Inſel Roſſi Ibrahim in Augenſchein genommen hatte, verfügte ich mich unweit Bigorne in die Bai von Anton-

gil. Poivre hatte mir den Auftrag ertheilt, alles zu ſammeln und anzumerken, was auf die Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften Bezug haben könnte; und dieſes wichtige Land enthält eine ſolche Menge wiſſenswerther Gegenſtände, daß ich für nöthig erachte meine Erzählung hier abzubrechen, und ſogleich die Reiſe zu beſchreiben, die ich in der Abſicht unternahm, die Straße zwiſchen Isle de France und der Küſte von Koromandel zu unterſuchen.

Die Schiffe, welche von Isle de France nach Oſtindien fuhren, waren genöthigt, mit einem der beiden Paſſatwinde einen großen Umweg zu nehmen, um nicht in den Archipelagus der Inſeln und Klippen zu gerathen, die von Isle de France nordwärts liegen. Die Anzahl und Lage dieſer gefährlichen Stellen waren beide in den damaligen Zeiten noch weit weniger bekannt, als ſie es dermalen ſind.

Man darf nur die Charte von Oſtindien betrachten, und die in den daſigen Gewäſſern herrſchenden Winde und Paſſatwinde kennen, um ſich zu überzeugen, daß es allerdings möglich iſt, die Ueberfahrt abzukürzen. Natürlicherweiſe würde dieſelbe mit einem der beiden Paſſatwinde viel ſchneller von ſtatten gehen, wenn man die Gefahren und Klippen, vor welchen man ſich nordwärts von Isle de France in Acht zu nehmen hat, genauer kennte.

Es iſt bekannt, daß ſüdwärts der Linie die Südoſtwinde vom achten bis zum acht und zwanzigſten Grade der

Breite anhaltend wehen. Allein vom achten Grade der Breite bis zur Aequinoktiallinie weht der ſüdöſtliche Paſſatwind nur vom Floreal (Mai) an bis zum Brumaire (November), wo er aufhöret, und nun beginnt der weſtliche Paſſatwind, welcher ſo lange anhält, bis jener wieder eintritt. Nordwärts der Linie verhält es ſich mit den Paſſatwinden gerade umgekehrt wie in Süden.

Zu jener Zeit, wo ich mich auf Isle de France befand, nahmen die Schiffe, welche im Frühjahr nach der Küſte von Koromandel führen, ihren Lauf bis zu der Höhe des Vorgebirges Amber, auf der Inſel Madagaskar, ſteuerten ſodann zwiſchen der Untiefe bei Patrom und den Admiralitätsinſeln hindurch, und ſegelten in dem Gewäſſer, das unter dem 40ſten Gr. der Länge liegt, unter der Linie weg. Alsdann richteten ſie nordwärts der Linie, mit Beihülfe des weſtlichen Paſſatwindes, ihren Lauf ſo ein, daß ſie ſich in der Breite von neun Grad, in einer Entfernung von hundert Myriametern, unter dem Winde der Maldiviſchen Inſeln legten zwiſchen Kelok und Schewlipar hindurchführen und ſich der malabariſchen Küſte näherten. Von nun an war der übrige Theil dieſer Seereiſe bloß als eine Küſtenfahrt zu betrachten.

Wenn man nun aber, anſtatt bis auf die Höhe des Vorgebirges Ambre zu fahren ſeinen Lauf gerade nach der Bank bei den Sechelleninſeln richtet, ſo gelangt man, es müßten dann nicht vorzuſehende Vorfälle dazwiſchen kommen, viel geſchwinder an die Stelle, wo man in einer Breite von neun Graden die Linie paſſieret, und die Fahrt

wird dadurch abgekürzt. Dieſe Straße wird die Straße Boscawens genannt, weil dieſer Admiral ſie mit ſeiner Eskadre durchſchiffte. Sie iſt nicht ganz von Gefahren frei, wegen der in den daſigen Gewäſſern befindlichen Klippen und Untiefen, die man nicht genugſam kennt.

Die Schiffe, welche von Isle de France im Nivoſe und Ventoſe (Jan. und März) nach der Küſte von Koromandel ſegeln, bringen länger auf ihrer Fahrt zu. Sie ſuchten ſich die Weſtwinde unter dem dreiſigſten Grad der Breite zu Nutze zu machen; dann paſſirten ſie die Linie unter dem 24 Grad der Länge, um die Höhe der Inſel Ceylon zu gewinnen. Der Admiral d'Aché welcher die von Joannis und Daprès gegebenen Nachrichten auf ſeiner Reiſe im Jahr 1758 benutzte, vollendete dieſe Fahrt in Zeit von hundert und drei Tagen. Ob er gleich in der Nacht vom dritten auf den vierten Februar von der Inſel de la Reunion abreiſete, ſo entdeckte er doch die Inſel Ceylon nicht eher als den zwei und zwanzigſten April, und nur erſt den ſechs und zwanzigſten dieſes Monats konnte er auf der Rhede von Karikal vor Anker gehen.

Im Brumaire und Frimaire (Nov. und Dec.) dauert dieſe Fahrt noch länger, weil dann der öſtliche Paſſatwind auf dem Meerbuſen von Bengalen mit der äuſſerſten Heftigkeit weht, ſo daß man genöthigt iſt, zwiſchen dem 85ſten und 90ſten Grade der Länge die Linie zu paſſieren. Eine ſehr wichtige Bemerkung die man dem Kapitän Grenier zu danken hat, der über die beiden Korvetten, l'Heure du Berger und le Vert-Galant, das Kommando führte, iſt dieſe, daß man

vom achten Grad ſüdwärts bis zur Linie hin, vom Brumaire (Nov.) an bis in den Germinal (April), den Weſtwinden ausgeſetzt iſt. Dieſe Winde ſind zwar nicht anhaltend, ſtellen ſich auch in dem einen Jahre ſeltener ein, als im andern; man kann aber immer mit Gewißheit darauf rechnen, das ſie ſich in den Gewäſſern, die unter dem vierten bis fünften Grade liegen ziemlich ſtark ſpüren laſſen. Kapitän Grénier hatte daher vollkommen recht, als er darauf antrug, man ſollte dieſe Winde benutzen, um im Spätjahre die Fahrt von Isle de France nach der Küſte von Koromandel zu verkürzen; und ſeine diesfalls gethane Vorſchläge ſind wirklich mehreren Seefahrern, beſonders aber dem Admiral Suffren und ſeiner Eskadre, überaus gut zu ſtatten gekommen. Indeſſen hätte es allerdings die Klugheit erfordert, dieſe Straße genau unterſuchen, und ſowohl die Lage als auch die Anzahl der Inſeln und Klippen, die nordwärts von Isle de France vorkommen, beſtimmt angeben zu laſſen, um ohne Gefahr bis an die Sandbank bei den Sechelleninſeln zu gelangen. Auch hätte man in der Parallele von fünf Graden ſüdwärts der Sechelleninſeln bis zum neunzigſten Grad der Länge eine Zeitlang hin und her fahren müſſen, um ſich zu überzeugen, ob es auch wahr ſey, daß in den daſige Gewäſſern von Vendemiaire (Okt.) bis zum Floreal (Mai) die Südweſtwinde wirklich eintreten und einige Zeit anhalten; denn die älteren Seefahrer hatten ziemlich gegründete Urſachen, hieran zu zweifeln.

Ich will nun alles das treu und der Wahrheit gemäß mittheilen, was in Betreff dieſer für den oſtindiſchen Handel ſo wichtigen Angelegenheit vorgieng. Der Kommandant

Steinaure und der Intendant Poivre, zwei Adminiſtratoren, die ſowohl in Anſehung ihrer ausgebreiteten Kenntniſſe als ihres perſönlichen Karakters die größte Achtung verdienten, beeiferten ſich ſehr, den Abſichten des Seeminiſters Praslin auf alle mögliche Art zu entſprechen. Sie ertheilten daher dem Schiffsfähndrich Grenier den Auftrag, alle von Isle de France nordwärts liegende Riffe, Klippen und Inſeln auf das genaueſte zu unterſuchen und ausfindig zu machen; ein mißliches Geſchäft, welches man nicht leicht einem entſchloſſenern Offizier hätte anvertrauen können. Grenier kommandierte die Korvette l'heure du Berger, (die Schäferſtunde) und hatte noch eine kleinere Korvette, le Vert-Galant, (der Stutzer) unter ſeinem Befehle, die von dem Fregattenlieutnant la Fontaine geführt wurde. Was mich anbetrifft, ſo war ich auf Befehl des Miniſters ausdrücklich dazu ernannt worden, die Lage der Inſeln und Klippen welche wir anſichtig würden, mit der größten Genauigkeit aufzunehmen, und überhaupt nichts aus der Acht zu laſſen, was ſich unmittelbar auf die Beförderung der Wiſſenſchaften überhaupt an die Schiffahrtskunſt ins beſondere bezöge. Der Kapitän hatte die gemeſſenſten Befehle, mir in allen Stücken ſo ſehr er nur könnte, behülflich zu ſeyn. Es war den 30ſten Mai 1769 als die beiden Korvetten l'Heure du Berger und le Vert-Galant, aus dem Haven von Isle de France abſegelten. Der zweite Junius war der in den Jahrbüchern der Aſtronomie ſo merkwürdige Tag, an welchem die Venus durch die Sonne gieng. In aller Frühe wurde der Matroſe, welcher im Maſtkorbe die Wache hatte, vor dem Schiffe Klippen und Felſen gewahr, welche ſich von

Oſtnorden gegen Nordweſten erſtreckten und von welchen wir kaum noch zwei Myriamenter entfernt waren. Die Geſtalt dieſer Felſenbank diente uns, zu Folge eines in Händen habenden Plans, zum Beweiſe, daß es dieſelbe ſey, die ſchon ehedem von den beiden Fahrzeugen, der Charles und die Eliſabeth endeckt worden war. Da Kapitän Grenier nicht mit dem Winde um dieſelbe herumfahren konnte, ſo entſchloß er ſich, unter dem Winde an derſelben hinzuſteuern, und ſobald wir in die Bucht einliefen, welche die unter dem Winde liegenden Riſſe bildeten, befanden wir uns in ſtillem Gewäſſer. Wir nahmen ganz deutlich Sandſtrecken wahr, wo es uns leicht geweſen wäre, vor Anker zu gehen. Wenn uns nicht der unerwartete Anblick der Felſenbank in eine Art von Schrecken verſetzt hätte, ſo würden wir unfehlbar hier angelegt haben, um nicht nur die Lage derſelben genau zu beſtimmen, ſondern zugleich auch in der Abſicht, einige Seeſchildkröten zu fangen, die wir auf dem Strande liegen ſahen. Alsdann hätten wir uns aber entſchließen müßen, einige Tage hier liegen zu bleiben, denn am vierten hatten wir Neumond, und die Mondsentfernungen von der Sonne laßen ſich bekanntlich um die Zeit wenn der Neumond oder der Vollmond eintritt nicht gut beobachten. Die Breite der ſüdlichen Spitze dieſer Felſenbank iſt 16 Gr. 47 Min. Man kann ſich darauf verlaſſen, daß es mit dieſer Angabe ſeine Richtigkeit hat; denn ich habe ſie im Angeſichte des Landes mit einem guten Inſtrumente gemeſſen. Dieſe gefährliche Stelle iſt überall mit ſpitzigen Klippen beſetzt, zwiſchen welchen Sandbänke liegen. Sie muß wenigſtens zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen im Umfang haben. Gegen Norden hin erblickten wir ſechs

kleine Eilande die von einander entfernt und von Klippen umgeben waren. Dieſe ſind auf dem Plane, welchen die Fahrzeuge der Charles und die Eliſabeth aufgenommen haben, nicht angezeigt. Die Abweichung der Magnetnadel war ungefähr 11 Grade.

Am vierten erblickten wir eine große Sandbank, welche Saya de Malha oder Nape de Malheur, genannt wird, und den dreizehnten deſſelben Monats ließen wir in dem vorzüglichſten Haven der Sechelleninſeln in der ſüdlichen Breite von 4 Gr. 37 Min. 15 Sec. und in der Länge von 53 Gr. 13. Min. die Anker fallen. Oſtwärts vom Pariſer Mittagskreiſe wich die Magnetnadel in dieſem Haven nur noch 16 Gr. gegen Weſten ab. Die Beſtimmung dieſer hier angezeichten Lage, iſt das Reſultat mehrmals wiederholter Beobachtungen, die ich am Lande anſtellte, und zwar bei dem Steine der das Zeichen unſerer Beſitznahme war; denn wir verweilten einen ganzen Monat auf dieſer Inſel, wo ſich damals nur Krokodile, Land- und See-Schildkröten, und Raubvögel aufhielten.

Ich will den Leſer nicht mit der ausführlichen Beſchreibung meiner Obſervationen ermüden; ich will nicht einmal vergleichen über die Produkte anſtellen, die in dieſem Archipelagus erzeugt werden; die Koloniſten, welche ſich nachher daſelbſt niedergelaſſen haben, müßen dieſelben ſo wie die benachbarten Inſeln, weit beſſer kennen als ich. Doch muß ich hier anführen, daß unſer Kapitän, während der Zeit daß ſeine Korvette kalfatert wurde, eine Maa machen ließ, die aus einem einzigen Baume beſtand, der ganz weißes Holz hatte, einen milchähnlichen Saft

enthielt, und deſſen Rinde der des Ebenbaums ſehr ähnlich ſah. Dieſe Bäume erreichen eine Höhe von ſiebenzig Fuß und kommen ſowohl in Anſehung ihrer Höhe als Dicke, jeder anderen Gattung gleich, nur nicht dem Brey- apfel- und Affenbrodbaume. Ich ſah Breyäpfelbäume, die achtzig Fuß hoch waren, und fünf Fuß im Durchmeſſer hatten. Ueberhaupt giebt es auf dieſen Inſeln eine Menge Bäume von allerlei Art, und die Anſicht derſelben iſt maleriſch ſchön; ſobald man aber den Fuß ans Land ſetzet, verſchwindet dieſes anmuthige Gemälde; denn nun wird man gewahr, daß der Boden überall ſandig, mit unzugänglichen Bergen beſetzt, und von Thälern durchſchnitten iſt, die ſo eng ſind, daß man nur ſelten auf eine Ebene kömmt, die einen halben Kilometer lang iſt.

Man muß ſich wundern, daß das Klima in einer Gegend, die doch ſo nahe bei der Linie liegt, ſo temperirt iſt. In Anſehung ihrer Lage, und wegen der Beſchaffenheit ihres Havens, iſt dieſe Inſel in jedem Betrachte der Aufmerkſamkeit werth. Man athmet daſelbſt eine reine geſunde Luft, und ihre dereinſtigen Bewohner werden unfehlbar Bedacht darauf nehmen, die abſcheulichen Krokodille zu vertilgen, die einen Jeden anfallen, der nicht auf ſeiner Hut iſt. Wir waren dieſer Gefahr einigemal ausgeſetzt, doch war ſie bei weitem nicht ſo groß wie jene, die wir ſowohl bei Tag als bei Nacht, ſo oft wir uns ans Land begaben, von den Haifiſchen und Krampffiſchen zu fürchten hatten. Mehrere unſerer Leute waren von dieſen Thieren verwundet worden, die uns allemal wenn wir unſer Boot auf den Strand ſetzten, bis auf eine Strecke

von einem halben Myriameter verfolgten; denn ſo weit mußten wir durchs Waſſer waden, um an den Ort zu gelangen, wo ich mein Obſervatorium hatte. Meine Inſtrumente beſtanden aus einem von Canivet verfertigten Quadranten, von drei Fuß Radius, einer Penduluhr von Gallonde, einem Sextanten von Ramsden, und einem achromatiſchen zwölfſchuhigen Fernrohre; dann aus Barometern, Thermometern, und einem Variationskompaße.

Es war mir äußerſt unangenehm, daß ich auf meinen Reiſen von einem ſo ſchwerfälligen Inſtrumente Gebrauch machen mußte, wie der Quadrant war, den mir die Akademie des Seeweſens mitgegeben hatte. Von allen Obſervationen, die ich auf der Sechelleninſel in der Abſicht anſtellte, ihre Länge zu beſtimmen, iſt jene die zuverläſſigſte, vermöge welcher ich eine Emerſion des erſten Jupitersstrabanten beobachtete, die den dritten Julius um acht Uhr, 1 Min. 10 Sek. wahrer Zeit ſtatt hatte. Es war ein ſchöner Tag; meine Penduluhr, die ich nach korreſpondirenden Sonnenhöhen vollkommen genau geſtellt hatte, gieng auf den Punkt, und mein zwölfſchuhiges achromatiſches Fernrohr that mir vortreffliche Dienſte. Da man dieſes nämliche Phänomen zu Paris um vier Uhr 28 Min. 42 Sek. beobachtet hatte, ſo macht dieſes in Zeit einen Unterſchied von drei Stunden 32 Min. 28 Sek. aus, und reduciret man dieſe auf Grade, ſo erhält man die Länge von 53 Gr. 7 Min.

Man iſt dem Ingenieur Barré Dank ſchuldig, daß

er von dieſer Sandbank und den Inſelgruppen, von welchen die Inſel Sechelles umgeben iſt, einen ſehr vollſtändigen und mit möglichſter Genauigkeit aufgenommenen Plan gefertigt hat. Unter jenen zahlreichen Inſeln iſt beſonders eine der Erwähnung werth, nämlich die, ſo auf den Seecharten die Inſel Palme genennet wird. Dieſe Inſel iſt überall mit einer Art Latanbäumen bedeckt, die eine Frucht tragen, welche ſehr von den Indianern geſucht wird, und unter der Benennung Seekokosnuß bekannt iſt. Sie gleicht einer großen mißgeſtalteten Kokosnuß, deren Rinde faſericht und hart iſt. Das Innere der Nuß enthält eine milchähnliche Subſtanz, die einen bitteren Geſchmack hat. Die Indianer glauben, daß der Kern in medizinischer Hinſicht von großer Wirkſamkeit ſey. Dieſe Kokosnüſſe wurden bis zum Jahr 1769, als dem Zeitpunkte, wo der Ingenieur Barré die Entdeckung machte, daß dieſe Frucht in den Waldungen auf der Inſel Palma wächſet, zu einem außerordentlich hohen Preiſe bezahlt. Man pflegte damals den Kern in kleine Stückchen zu ſchneiden, und ſie in Indien und China auf den Märkten zu verkaufen. Der Intendant Poivre freute ſich ganz auſſerordentlich, daß man den Ort ausfindig gemacht hatte, wo dieſe ſo berühmte Frucht einheimiſch iſt. Er ertheilte uns daher den Auftrag, die beſagte Inſel zu beſuchen, und von da mehrere junge Stämmchen dieſes Latanbaums mitzunehmen, um ſie nach Isle de France zu verpflanzen. Wir machten es uns zum angelegenen Geſchäft, dieſen Auftrag zu erfüllen. Wir thaten mehr, denn wir brachten für das Naturalienkabinet der Pariſer Akademie eine große, zwanzig Fuß lange Palme mit, und begleiteten

ſie mit einigen Nachrichten, die eine ſehr gute Aufnahme fanden.

Bei meiner Zurückkunft nach Europa verehrte ich dem Arzt und Akademiker Le Monnier eine ſehr ſchöne Seekokosnuß (denn ſo pflegt man dieſe Frucht zu nennen) die, vermöge der im Schiffsraum enthaltenen Wärme, bereits angefangen hatte, einen Keim zu treiben. Dieſer Keim mochte aber vermuthlich einen Fehler haben, denn er verwelkte, troz aller Sorgfalt und Mühe, die dieſer berühmte Botaniker anwendete, ihn zur Reife zu fördern. Die Geſtalt dieſer Frucht und ihres Keims hatte viel Aehnlichkeit mit gewiſſen Dingen, welche die Schamhaftigkeit nicht zu nennen erlaubt; und dieſe Eigenheit mag wohl nicht wenig dazu beigetragen haben, dieſe Nuß, welche die Botaniker Nux medica nennen, in Ruf zu bringen. Die Indier halten ſie nicht nur für ein ſehr wirkſames Gegengift, ſondern auch für ein vortreffliches Mittel veneriſche Krankheiten zu heilen.

Als der Ingenieur Barré im Jahr 1769 auf ausdrückliches Verlangen des braven Kapitäns Marion, der nachmals von den Neuſeeländern gefreſſen wurde, die bei der Inſel Sechelles liegenden Inſelgruppen aufnehmen mußte, ſah er am Geſtade der Inſel Palma eine Frucht liegen, die er ſogleich für eine Seekokosnuß erkannte, und ſorgfältig aufhob. Als er aber nachher in einen Wald gieng, mußte er zu ſeinem Leidweſen wahrnehmen, daß eine Menge ſolcher Früchte auf der Erde lagen, und überall Bäume wuchſen, welche dieſelbe hervorbrachten. Dieſe

Bäume werden funfzig Fuß hoch; aus ihrem Gipfel wachſen zehn bis zwölf Palmen hervor, die zwanzig Fuß lang ſind und einen Fächer bilden; jede dieſer großen Palmen hat ihren beſondern Stängel, deſſen Länge ſechs Fuß beträgt, und dieſer Stängel iſt ringsum ausgezackt. Aus den Winkeln zwiſchen den Stängeln und Blattſtielen wächſet eine in mehrere Zweige vertheilte Rispe hervor, und an dieſen Zweigen ſitzen die weiblichen Blumen. Aus der Blumenpiſtille treibt die Frucht hervor, die, wenn ſie zur Reife gediehen iſt, bei fünfzig Pfund wägen mag. Als Barré dieſen Wald mit Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, kam er auf den Gedanken, die Kokosnuß dieſer Inſel könne doch wohl nicht die ächte ſeyn. Er ließ es demnach dabei bewenden, einige dreißig Stücke bloß zur Kurioſität mitzunehmen; als aber der berühmte Poivre dieſelben zu Geſichte bekam, erklärte er ohne den mindeſten Anſtand, dies ſey die nämliche Frucht, nach welcher in Indien und ganz Aſien ſo ſtarke Nachfrage geſchähe; und von nun an beſchleunigte er unſere Abreiſe, um über dieſen Gegenſtand baldige Auskunft zu erhalten.

Man hätte dieſe Entdeckung allerdings auf eine ſehr vortheilhafte Art benutzen können; aber die Engländer haben dieſen ſo einträglichen Handelsartikel ganz allein an ſich gezogen. Mithin trifft auch hier die Bemerkung ein, daß die Reiſenden neue Produkte, die ſie der Zufall entdecken läßt, nicht immer auf die vortheilhafteſte Art anzuwenden wiſſen.

Ich will nun die Inſel Palma verlaſſen, und nur

noch anmerken, daß die daſigen Seeſtröme, nach aller Wahrſcheinlichkeit ihren Lauf nach den Maldiviſchen Inſeln nehmen. Wirklich werden die mehrerwähnten Nüſſe unter andern auch Maldiviſche Nüſſe genannt, weil man ſie häufig in den daſigen Gewäſſern antrifft.

Auf der Inſel Sechelles trafen wir ungefähr vierzig verſchiedene Arten von Bäumen oder Sträuchen an; unter andern Citronenbäume, Olivenholzbäume (Rubentia), Breyäpfelbäume mit großen und kleinen Blättern, den Takamacha, den Ebenbaum, Palmen-, Latan- und Kokosbäume, unächte Arekabäume, Kohlpalmen, Manglebäume und Affenbrodbäume.

Es giebt auf dieſer Inſel kleine weiße Reiger, indiſche Wittwen, blaue Hüner, Turteltauben, Papagaien und Tauben. Vor allen anderen gefiel uns der ſchwarze Papagai und die holländiſche Taube. Unter den Schalthieren, womit ich hier meine Sammlung bereicherte, fanden ſich überaus ſchöne Düten- und Olivenſchnecken, Brandhörner und eine zackige Schwimmſchnecke, von welcher die Liebhaber der Conchyliologie viel Weſens machen.

Am vierzehnten Julius verließen wir die Inſel Palma, die von der Inſel Sechelles nur ſieben Seemeilen entfernt iſt. Den acht und zwanzigſten ſchifften wir zwiſchen Keloé und Scheulipar bei den Maldiviſchen Inſeln vorüber, und ſteuerten ſodann längs der Küſte von Malabar hin; als wir aber bei der Inſel Ceylon umbogen, wären wir unweit der ſogenannten petite Balse beinahe verunglückt.

Unſere Rettung hatten wir bloß einer Liſt zu danken, die ich in der Abſicht anwenden mußte, unſerm Schiffskapitän, der uns durch ſeinen Leichtſinn in die äußerſte Gefahr ſetzte, wieder zur Beſinnung zu bringen. Ich kann und darf dieſe Thatſache ſchlechterdings nicht mit Stillſchweigen übergehen, ſo groß übrigens meine Achtung für einen Offizier iſt, dem die Marine überaus viel zu danken hat, weil er einen viel kürzern Weg ausſindig machte, um mit dem entgegengeſetzten Paſſatwinde nach Indien zu fahren; einen Weg, den ſich nachher Admiral Suffren nebſt ſeiner Eskadre und einige Seefahrer, mit dem beſten Erfolge zu Nutze gemacht haben. Grenier, der zwar ein herzhafter und unerſchrockener Seemann war, ſich aber von ſeinem Jähzorne nicht ſelten zu Uebereilungen hinreißen ließ, hatte ſich in Anſehung des Windſtrichs geirrt, von welchem die Schiffsleute, ſeitdem wir die Höhe des Löwen- und Elephantenberges gemeſſen hatten, ſeinem ausdrücklichen Befehl zufolge, ſchlechterdings nicht abweichen ſollten. Einer unſerer Oberoffiziere ſtellte ihm zwar vor, daß wir unfehlbar noch in derſelben Nacht auf die Sandbank petite Baſse gerathen würden, wenn wir dem Schiffe keine andere Wendung gäben; anſtatt aber, daß Grenier einen Blick auf die Charte werfen, und die Behauptung des Offiziers unterſuchen ſollte, gerieth er ſo ſehr in Zorn, daß es ſchlechterdings nicht möglich war, ihn von der Gefahr, die uns bevorſtand, zu überzeugen. Da wir indeß nicht eine Minute Zeit zu verlieren hatten, ſo kam ich auf den Einfall, ihn auf eine Art zu überliſten, die, anſtatt ſeine Eigenliebe zu beleidigen, ihr vielmehr ſchmeichelte. Ich machte ihm daher weiß, daß ich von den auf den Schiffen ge-

bräuchlichen graphiſchen Proceduren nicht die mindeſte Kenntniß hätte, und mir folglich keinen deutlichen Begriff davon machen könne, wie es möglich ſey, den eigentlichen Punkt, wo ſich das Schiff befinde, ſogleich auf der Charte beſtimmt anzugeben. Grenier wunderte ſich ſehr, daß mir dieſe ſo einfache Methode noch nicht bekannt ſey, und erbot ſich mit vieler Höflichkeit, mich ſogleich durch den Augenſchein auf die untrüglichſte Art zu überzeugen, daß die Verfahrungsart, nach welcher er den Lauf des Schiffs beſtimme, pünktlich eintreffen müſſe. Ich ſah es ihm an den Augen an, daß er ſich freute, mich unterrichten zu können; anſtatt aber mir eine Lektion zu geben, bekam er ſelbſt eine, die er von Rechtswegen in der Folge nie wieder hätte vergeſſen ſollen, ſo oft es um das Wohl derer zu thun geweſen war, die unter ſeinem Befehle ſtanden; denn kaum hatte er angefangen ſein Beſteck zu machen, als er von ſeinem Irrthum überzeugt wurde. Er warf daher ſeinen Zirkel haſtig bei Seite, und ertheilte ſogleich Befehl, das Schiff zu wenden; zu gleicher Zeit ließ er dem Vert-galant vermittelſt eines Signals die Ordre zugehen, uns gleich zu Hülfe zu kommen, im Fall uns etwa ein Unglück widerführe. Kaum waren wir fertig mit dieſem Manövre, als die hohen Wogen, von welchen die petite Basse umgeben iſt, an unſer Schiff ſchlugen, glücklicherweiſe kamen wir aber mit einem Seeſtoß davon, der uns Abends neun Uhr traf, und von dieſem Augenblick an waren wir außer Gefahr.

Den ſechſten Auguſt ließen wir vor Pondichery, der Hauptſtadt der franzöſiſchen Beſitzungen in Oſtindien, die

Ariker fallen. Sie liegt unter dem 11 Gr. 55 Min. nördlicher Breite, und unter dem 78 Gr. der Länge, oſtwärts vom Pariſer Meridian. Der König von Viſapour trat ſie 1672 in Erwägung der wichtigen Dienſte, die ihm der Gouverneur Martin geleiſtet hatte, an Frankreich ab. Das kluge Verhalten dieſes Gouverneurs hatte die Folge, daß ſich die Franzoſen im Beſitz dieſer Hauptſtadt erhielten, ungeachtet die Invaſion des Prinzen Sivagi eine große Staatsveränderung in Karnate nach ſich gezogen hatte. Dieſe berühmte Stadt iſt allzu bekannt, als daß es von Nutzen ſeyn könnte, die Beſchreibung derſelben hier einzurücken. Unſer daſiger Aufenthalt war nur von kurzer Dauer, da wir den drei und zwanzigſten Auguſt ſchon wieder unter Segel giengen. Am fünf und zwanzigſten deſſelben Monats nahmen wir zur See einen ungemein ſchönen Komet wahr, deſſen Schweif ſich am Himmel ziemlich weit ausdehnte. Er ſtand in der Nähe des Geſtirns Aldebaran ſüdwärts von den Plejaden.

Den vierten September nahm der Schweif des Kometen einen größeren Raum ein, auch gab er einen ſehr hellen Glanz von ſich, und des Morgens um drei Uhr achtzehn Minuten ſtand er 14 Grad weſtwärts vom Y der Schulter Orions. An dieſem Tage wurden wir unter der Aequinoctiallinie von einer Windſtille überfallen. Am neunten September befanden wir uns nahe bei Sumatra, und als wir unſere durch Schätzung beſtimmte Länge mit jener verglichen, die wir nach dem Abſtande des Mondes von der Sonne berechnet hatten, ſo entdeckten wir einen Irrthum von hundert und zwanzig Seemeilen. Allem Ver-

muthen nach müſſen die Seeſtröme im Meerbuſen von Bengalen ſehr heftig ſeyn, ſonſt wäre es nicht wohl erklärbar geweſen, wie in ſo kurzer Zeit ein ſo großer Unterſchied nach Oſten zu entſtanden ſeyn konnte.

Als wir uns den ſechszehnten September in der Breite von 5 Grad ſüdwärts und unterm 90 Gr. der Länge befanden, faßte Kapitän Grenier den Entſchluß, dieſen Parallelkreis bis zum 66ſten Grade zu durchſchiffen. Auf dieſer Fahrt mußten wir die Inſeln A d u zu Geſicht bekommen.

Unſer Kapitän hatte bei der Fahrt nach der Richtung dieſes Parallelkreiſes die Abſicht, dem Seefahrer Aufklärung über einen Weg zu verſchaffen, der ihm außerordentlich wichtig vorkam, und es iſt nicht zu läugnen, daß ſeine Bemühungen in dieſer Hinſicht einen glücklichen Erfolg hatten. Es gereicht mir zum wahren Vergnügen, ihm dieſe Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und mein Zeugniß kann um ſo weniger für verdächtig gehalten werden, da ich damals allerlei Zweifel über die Beſchaffenheit der Winde hegte, die im Spätjahre in den Gewäſſern wehen, welche ſüdwärts in der Nähe der Aequinoctiallinie liegen.

Ich muß geſtehen, daß uns in der ganzen Länge dieſes von uns durchſchifften Parallelkreiſes von fünf Grad, vom zwei und achtzigſten Grad der Länge, bis zum ſechs und ſechzigſten, nicht die mindeſte Gefahr aufſtieß; aber freilich lenkten wir auch dann und wann auf eine geſchickte

Art von unſerer Fahrt ab, als wir glaubten, daß wir uns in den Gewäſſern befänden, wo die Inſeln Adu liegen. Auch bei dieſer Gelegenheit mußten wir uns der Liſt bedienen, da es der Kapitän an der nöthigen Aufmerkſamkeit ermangeln ließ, uns vor Gefahren zu ſichern.

Die Inſeln Adu wurden vom Kapitän Moreau entdeckt, der das Bootſchiff le Favori kommandirte, welches von Isle de France abgeſchickt wurde, um dem Gouverneur Lally und dem General d'Aché die Nachricht zu überbringen, daß auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine franzöſiſche Eskadre unter dem Kommando des Admirals l'Eguille angelangt ſey. Moreau, welcher ſich dieſes Auftrags ſo geſchwind als möglich entledigen wollte, ſchlug einen ganz anderen Weg ein als den, welchen die Kompagnieſchiffe gewöhnlich zu nehmen pflegten, und richtete ſeine Fahrt, ohne ſich um die Hinderniſſe zu bekümmern, die ihm unterwegs aufſtoßen könnten, ſo gerade als möglich von Isle de France aus nach Nariapour.

Es war den neunten Februar 1757 als er abſegelte, und am ſechs und zwanzigſten März entdeckte er die Aduinſeln. Die ſüdliche Breite, welche er im Angeſichte des Landes maß, überzeugte ihn, daß er ſich unter dem Parallelkreiſe von 5 Gr. 6 Min. befand; was aber die durch Schätzung beſtimmte Länge betrifft, auf die er in jenen Gewäſſern wo reißende Seeſtröme die Schiffe ſtark nach Weſten treiben, nicht mit Gewißheit

rechnen konnte, ſo hatte er dieſelbe auf ſechs und ſiebenzig Grad oſtwärts vom Pariſer Mittagskreiſe beſtimmt. Kapitän Moreau, den es außerordentlich freute, auf ſeiner Fahrt einige wenig bekannte Inſeln entdeckt zu haben, wollte Beſitz davon nehmen. Er beorderte daher ſeinen Schiffslieutenant Riviere, nebſt drei Weiſſen und fünf indiſchen Matroſen (Lascars) ans Land zu gehen. Riviere ſchiffte rings um dieſe kleine Inſelgruppe herum, ohne einen Ort ausfindig zu machen, wo er anlegen konnte, und während er damit beſchäftiget war, auf einer dieſer Inſeln ans Land zu gehen, ſah er das Bootſchiff le Favori auf und davon ſegeln. Man ſtelle ſich den verzweiflungsvollen Zuſtand dieſer unglücklichen Menſchen vor, als ſie ſich mitten auf dem indiſchen Meere, wo ſie bei dreihundert Seemeilen weit von jeden bewohnten Orten entfernt waren, verlaſſen ſahen! Riviere ſah in dieſer entſetzlichen Lage kein anderes Rettungsmittel, als auf einer dieſer unbewohnten Inſeln Zuflucht zu ſuchen. Nach manchen Gefahren gelang es ihm endlich an einer kleinen Inſel zu landen, die kaum eine Meile im Umfang hatte. Zum Glücke für ihn gab es hier ſehr viele Kokosbäume; Riviere und die zu ſeinem Boote gehörige Mannſchaft nährten ſich ein ganzes Vierteljahr von Muſcheln, Fiſchen und Seevögeln. Der erquickende und der Geſundheit zuträgliche Saft der Kokosnuß erſetzte ihnen den Mangel des Trinkwaſſers; denn auf der ganzen Inſel war keines zu haben. Als aber ihre Beile ſo ſtumpf wurden, daß ſie keine Kokosbäume mehr fällen konnten, mußten ſie ſich entſchließen, dieſe wüſte Inſel zu verlaſſen. Riviere machte ſich Hoffnung mit ſeinem kleinen Fahrzeuge die Malabariſche Küſte zu

erreichen; er hatte aber keine Seecharten, kein einziges Inſtrument, als einen kleinen Kompaß. Sein ganzer Vorrath an Lebensmitteln beſtand bloß in Kokosnüſſen. Er mußte noch überdies ein Floß bugſieren, auf welchem, auſſer ſeinen fünf Indiern auch noch die Lebensmitteln enthalten waren, deren ſie zur Forſetzung ihrer Reiſe bedurften. Wenn ſich der Leſer von den Gefahren überzeugen will, die mit dieſem Unternehmen vereinbaret waren, ſo werfe er einen Blick auf die Charte des indiſchen Meeres, und er wird einſehen, daß nur die Verzweiflung den Gedanken eingeben konnte, eine ſo abentheuerliche Seereiſe zu wagen.

Riviere führte das Steuerruder; die beiden Weiſſen, welche unter ſeinem Befehle ſtanden, mußten rudern, und wenn der Wind gieng, ſo erleichterten die Indier das Bugſieren dadurch, daß ſie ihre Kleider ſtatt der Segel gebrauchten, ſo daß ihre Körper die Stelle der Maſten, und ihre Arme die Stelle der Raen vertraten. Sie ſteuerten gegen Norden nordweſtwärts. Fünf Stunden nachher als ſie das Land aus dem Geſicht verloren hatten, entdeckten ſie eine Sandbank; und nach Verlauf von einigen Tagen gieng ihr Floß ganz in Trümmern, ſo daß die Indianer gezwungen waren an das Boot zu ſchwimmen. Die Weiſſen, welche befürchteten, daß ihre Lebensmittel nicht zureichend ſeyn möchten, wollten ſie nicht aufnehmen, ſo daß Riviere ſeine ganze Autorität zu Hülfe nehmen mußte, ſie dazu zu vermögen. „Kameraden, ſprach er, ganz in dem energiſchen Tone, der einer edelmüthigen Seele eigen iſt, dieſe Indianer ſind unſere Brüder, unſere Unglücks-

gefährten; entweder müſſen wir uns insgeſamt retten, oder insgeſamt umkommen; lieber will ich mein Leben aufopfern, als zugeben, daß ihr dieſes ſtrafwürdige Verbrechen begehet!"

Vernehmt es ihr tugendhaften Menſchen aller Nationen, wie großmüthig dieſer wackere Offizier handelte! Er empfange hiermit die Belohnung für das männliche, ſtandhafte Benehmen, welches er in der dringendſten Gefahr an den Tag legte, wo ſelbſt die beſten Menſchen gemeiniglich nur auf ihre eigene Rettung bedacht ſind!

Riviere hat mir alle dieſe Thatſachen ſelbſt erzählt; denn ich ſprach ihn zu Pondichery, wo ich ihn friſch und geſund antraf. Ich eröffnete ihm, daß ſich ſein ehemaliger Kapitän, Moreau, auf unſerm Schiffe befinde; ich fügte hinzu, dieſer Offizier habe bei jeder Gelegenheit den lebhafteſten Schmerz geäußert, daß er durch die Beſchaffenheit ſeiner Sendung gezwungen geweſen ſey, ihn im Stiche zu laſſen; denn er habe das Unglück gehabt, in dem mehr erwähnten Archipelagus unter den Wind zu gerathen. „Ich habe ihm längſt verziehen, erwiederte Riviere, daß er mich unglücklich machte. Es war weiter nichts daran Schuld, als ſein Hang zum Trunk; es ſoll mir lieb ſeyn, wenn ihn die erlittenen Gewiſſensbiſſe bewogen haben, ſich dieſes Laſter abzugewöhnen. Nach einer Fahrt von acht und zwanzig Tagen ſetzte er noch hinzu, ward ich an die Malabariſche Küſte geworfen. Man fand mich bei dem Fort Kranganor, wo ich ohne Bewußtſeyn lag. Nur ein einziger von meinen Unglücksgefährten hatte unſer ſchröck-

liches Geſchick überlebt. Unſere Kokosnüſſe waren aufgezehrt; in den letzten Tagen hatten wir nichts mehr unſer Leben zu friſten, als unſern Urin."

Verfaſſer von Paul und Virginie! Nimm deinen Pinſel, und benutze dein vortreffliches Talent, eine Scene zu malen, die der Theilnahme deines gefühlvollen Herzens in jedem Betracht würdig iſt. Du kenneſt dieſe Geſchichte in ihrem ganzen Zuſammenhange; dir kömmt es zu, ſie auf eine rührende Art darzuſtellen! —

Die Aduinſeln bilden eine Bucht, die beinahe ganz zirkelrund iſt, und ungefähr ſechs Meilen im Umkreis hat. Die Felſenkette, vermittelſt welcher dieſe Inſeln an einander hängen, und jenes Baſſin bilden, beſteht aus einem Riff, das man zur Zeit der Ebbe wahrnimmt. Man kann leicht von einer Inſel zur andern gelangen, denn die Felſenkette iſt ſonſt nirgends durchbrochen, als auf der Weſtſeite, und dieſer Durchbruch bildet die Einfahrt und Mündung der Bucht. Die Inſelgruppe ſelbſt beſteht aus zwölf flachen Eilanden, auf welchen man aber weder Schildkröten noch trinkbares Waſſer antrifft. Jeder Seefahrer, der ſo wie wir in der Parallele von fünf Grad ſüdwärts ſchifft, muß ſorgfältig auf ſeiner Hut ſeyn, wenn er ſich dem zwei und ſiebenzigſten Grade der Länge nähert.

Es iſt mir leid, daß ich hier abermals eines Kunſtgriffs erwähnen muß, deſſen ich mich in der Abſicht bediente, jene gefährlichen Klippen zu vermeiden. Der Vorfall, welcher ſich bei der Inſel Ceylon ereignete, diente

uns zum Fingerzeig, wie wir uns bei dergleichen Gelegenheiten zu verhalten hatten. Als ich daher aus meinen in Betreff der Länge angeſtellten Beobachtungen erſah, daß wir uns in der Nähe des zwei und ſiebenzigſten Grades befanden, fürchteten wir ſogleich unter eine andere Breite zu gelangen, weil unſer Kapitän, aller Vorſtellungen ungeachtet, auf ſeinem Vorſatz, unter dem Parallelkreiſe von fünf Graden zu bleiben, beharrte, und ſowohl bei Tag als bei Nacht alle Segel aufſetzen ließ. Die Urſache war, daß dieſer Offizier kränkelte, und daher ſehnlich wünſchte, ſeine Sendung bald möglichſt beendigen zu können. Dem zu Folge ſahen wir uns genöthigt, ihm weiß zu machen, daß uns die Seeſtröme in Zeit von vier und zwanzig Stunden ungefähr zwanzig Minuten nordwärts von unſerer Fahrt abgebracht hätten. Da wir das Inſtrument des Steuermanns abſichtlich verrückt hatten, ſo konnte man die Richtigkeit meiner Längenmeſſung nicht unterſuchen. Mithin befand ſich der Kapitän vermittelſt derſelben bewogen, den Lauf des Schiffs ſo abzuändern, daß wir in der Nacht vom zwanzigſten auf den ein und zwanzigſten September an jener Inſelgruppe vorbei fuhren. Dies muß aber jeder vorſichtige Seefahrer zu vermeiden ſuchen, weil er im Dunkeln jene Felſenbank nicht wahrnehmen kann, welche ſich, wie wir bereits weiter oben erwähnten, in einer beträchtlichen Länge von Oſten gen Weſten erſtreckt. Ob wir gleich die Aduinſeln nicht anſichtig wurden, ſo halte ich es doch für nöthig, den Seefahrern die Nachricht zu ertheilen, daß ſie dieſelben in der Breite von fünf Grad ſechs Minuten, und unter dem zwei und ſiebenzigſten Grad der Länge zu ſuchen

haben. Dieſe Lage iſt nach der Beobachtung des Abſtandes des Mondes von der Sonne beſtimmt, welche ich am ein und zwanzigſten und den zunächſt darauf folgenden Tagen gemacht habe. Auf den meiſten Charten iſt dieſelbe ganz unrichtig angegeben.

Als wir den ſechs und zwanzigſten Grad erreichten, gab endlich unſer Kapitän die Hoffnung auf, die mehrerwähnten Inſeln ausfindig zu machen. Er verließ den Parallelkreis von fünf Grad ſechs Minuten, und legte ſich mehr unter den Wind, um in gerader Richtung nach Isle de France zu ſegeln. Den vier und zwanzigſten Morgens acht Uhr meldeten die Schildwachen, daß ſie Land ſähen. Es war die Inſel Diego-Garcia. Wir näherten uns dieſer Inſel auf der weſtlichen Seite, und ſteuerten ſodann eine Viertelmeile weit längs derſelben hin. Des Mittags erblickten wir die Mündung einer großen Bucht, vor welcher drei kleine Eilande lagen, welche zwei Einfahrten bildeten. Ich maß die Breite, und fand, daß die nördliche Spitze der Inſel unter dem ſiebenten Grad vierzehn Minuten liegt. Mehrere ſorgfältig angeſtellte Beobachtungen der Mondsentfernungen von der Sonne gaben mir acht und ſechzig Grad zehn Minuten für ihre Länge. Wir wollten in die Bucht einlaufen; als wir uns aber dem Vert-Galant, welcher daſelbſt vor Anker lag, genähert hatten, wurden wir von den Seeſtrömen verhindert, durch die erſte Einfahrt zu ſegeln. Wir machten einen Verſuch durch die zweite hineinzufahren; das Waſſer nahm aber auf einmal ſo ſehr ab, daß der Kapitän für nö-

thig erachtete, ſich unter den Wind zu ſetzen und gegen Norden Nordoſtwärts an der Inſel hinzufahren. Unſere Hoffnung, hier einen Ankergrund zu finden, war vergebens, und dennoch waren wir nur in der Länge eines Kabeltaues vom Ufer entfernt, ſo daß wir die Stellen, wo Schildkröten im Sande gelegen hatten, deutlich wahrnehmen konnten.

Die Inſel Diego-Garcia iſt nicht gar hoch; ſie iſt überall mit Kokosbäumen beſetzt und umkränzt, und kann ungefähr zwölf Meilen im Umkreiſe haben; aber ihre größte Breite wird nicht über eine Viertelmeile betragen. Sie bildet eine ſehr große Rhede, die einem Hufeiſen nicht unähnlich ſiehet. Die Tiefe dieſer Rhede beträgt wenigſtens eine Viertelmeile. Späterhin haben wir in Erfahruug gebracht, daß ſie eine beträchtliche Anzahl Kriegsſchiffe aufnehmen kann, die daſelbſt deſto ſicherer vor Anker liegen, da die See in dieſem großen Baſſin immer ruhig iſt. La Fontaine, der auf dem Vert-Galant das Kommando führte, erhielt in der Folge den Auftrag, dieſelbe genauer zu unterſuchen, und er hat von dieſer Inſel, die wir verlaſſen mußten ohne ſie auf der ſüdlichen Seite in Augenſchein genommen zu haben, einen Abriß und eine Beſchreibung entworfen.

Wir richteten unſeren Lauf nach Isle de France, wo wir den ſechſten Oktober ankamen. Mein daſiger Aufenthalt war von kurzer Dauer, denn ich machte bald darauf eine Reiſe nach dem Vorgebirge der guten

Hoffnung, und zwar über Saint-Denis, der Hauptſtadt auf der Inſel de la Reunion. Unſere Fahrt bis ans Vorgebirge war eben ſo wenig intereſſant, als gefährlich. Als ich in der dortigen Kolonie anlangte, war ich ein wenig vom Scharbock befallen; aber durch den Genuß vegetabiliſcher und anderer geſunden Nahrungsmittel ward ich dieſe Krankheit bald wieder los. Mein Aufenthalt am Vorgebirge der guten Hoffnung war, während dieſer meiner erſten Reiſe nach Oſtindien, viel zu kurz, als daß ich mich ſchon jetzt darauf einlaſſen könnte, von dieſer Niederlaſſung, die unter allen, welche die Holländer auf der Küſte von Afrika beſitzen, die vorzüglichſte iſt, einige Nachricht zu ertheilen; ich muß dieſes alſo bis zu meiner zweiten Reiſe nach den oſtindiſchen Gewäſſern verſparen. Bevor ich aber die vorliegende Reiſebeſchreibung beendige, will ich nur darthun, daß man ſich ſeit meiner Zurückkunft nach Frankreich überzeugt hat, wie nützlich es für die Sicherheit der Schiffahrt iſt, den Abſtand des Mondes im Verhältniß gegen die Sonne und die Sterne zu meſſen. Es iſt notoriſch, daß die franzöſiſchen Seefahrer vor jenem Zeitpunkte von dieſem Hülfsmittel die unvermeidlichen Irrthümer der Schätzung (l'estime) zu berichtigen, noch nie Gebrauch gemacht hatten. Die Inſtrumente, deren ſich la Caille auf ſeiner 1750 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung unternommenen Reiſe bedienen mußte, waren leider noch viel zu unvollkommen, als daß ihm dergleichen Beobachtungen, womit er den erſten Verſuch machte, gelingen konnten. Wiewohl nun der Erfolg nicht ſeiner Erwartung entſprach, ſo ſah

doch dieſer geſchickte Aſtronom, der ſo vieles zur Vervollkommung der Schiffahrt beigetragen hat, ſchon damals ein, daß man den Hadleyiſchen Oktanten nicht nur verbeſſern, ſondern auch dem gemeinen Seefahrer begreiflich machen müſſe, wie man es anzuſtellen habe, um vermittelſt dieſes Inſtruments die Länge zu meſſen. Um dieſen Zweck zu erreichen, erfand er jene ſinnreiche graphiſche Methode, die allen denen, welche man nachher in Vorſchlag gebracht hat, zum Vorbilde diente. Er that mehr als dies; denn er war der erſte, der eine Art von Tafeln verfertigte, woraus man ſogleich erſehen kann, wie weit der Mond von der Sonne und den Sternen entfernt iſt.

Doch ich komme nun wieder auf dasjenige zurück, was unſere Fahrt anbetrifft. Ich embarquirte mich am Vorgebirge der guten Hoffnung auf dem Oſtindiſchen Kompagnieſchiff le Vilvaut, auf welchem Kapitän Maugendre ein ſehr angeſehener Offizier, das Kommando führte. Es war den erſten Januar 1770, als wir unter Segel giengen. Kapitän Maugendre that mir den Vorſchlag, einen Verſuch zu machen, ob es nicht möglich ſey, vermittelſt der Diſtanzmeſſungen in einerlei Windſtrich nach der Ascenſionsinſel zu fahren. Dieſer Verſuch, ſprach er, wird dazu dienen, meine Offiziers von dem Nutzen der Längenmeſſungen zu überzeugen, und zugleich meinem Schiffsvolke Gelegenheit verſchaffen, an einem Platze zu landen, wo diejenigen, welche am Scharbock leiden, ihre Geſundheit wieder herſtellen können. Wir werden dort Seeſchildkröten fangen, deren Fleiſch, nach dem einſtimmigen Zeug-

niß der Schiffsärzte, ein ganz vortreffliches Mittel gegen den Scharbock iſt. Allein ungeachtet der Vortheile, die wir uns von dieſem Erholungsorte verſprechen können, darf ich, erhaltener Ordre zu Folge, ſchlechterdings nicht von meiner Fahrt abweichen, ihn aufzuſuchen, weil die Oſtindiſche Kompagnie alle ihre Offiziere für jeden Verzug verantwortlich macht, der ihrem Intereſſe nur im mindeſten zum Nachtheil gereicht.

Die Aſcenſionsinſel iſt achthundert Meilen vom Vorgebirge der guten Hoffnung entfernt. Wir brachten acht Tage zu, bevor wir dort ankamen, doch blieben wir immer in möglichſt gerader Richtung nach Maaßgabe oft wiederholter Meſſungen der Breite und der Länge. Als wir das Land erreichten, fand ſich, daß wir uns nicht merklich geirrt hatten. Wir waren noch acht Meilen davon entfernt, als wir den Gipfel eines Berges erblickten, der hundert und ſechs und ſechzig Toiſen höher iſt, als die Meeresfläche. Man nennt ihnen den grünen Berg (la montagne verte), weil er der einzige Ort auf der ganze Inſel iſt, wo etwas Gras wächſet. Alles übrige, ſo weit man durch die beſten Fernröhre zu ſehen vermag, iſt ein durch einander geworfenes Gemengſel von Lava, Schlacken, Aſchen- und Bimsſteinhaufen. Wir legten uns an der Mündung der größten Bucht vor Anker, und es koſtete uns einige Mühe ans Land zu gehen, weil wir am Fuße der Felſen ausſteigen, und über einen Strand gehen mußten, der überall mit zertrümmerten Madreporen bedeckt war, die in Anſehung ihrer Farbe und Geſtalt mit dem kleinen Zuckerwerke (dragées) von Verdun viel Aehn-

lichkeit haben. Nicht weit vom Strande beſucht man eine Grotte in welcher die Seefahrer aller Nationen, die an dieſer Inſel landen ihre Briefe verwahrlich niederlegen. Dieſe Briefe, worin ſie ihren in Europa befindlichen Landsleuten von den Geſundheitsumſtänden ihrer Mannſchaft, und von dem, was ſich auf ihrer Fahrt ereignet hat, Nachricht ertheilen, werden in gläſernen Flaſchen verwahrt.

Unſre Matroſen ſchlugen nicht weit von Geſtade ein Zelt auf, das ihnen zur Küche diente. Sobald die Sonne untergieng gab keiner einen Laut mehr von ſich, damit die Seeſchildkröten, die von dem kleinſten Geräuſch erſchrecken, nicht unterlaſſen möchten, ihre Eyer, der Gewohnheit nach während der Nacht in den Sand zu legen. Dies iſt die Zeit wo man ſie fängt, und damit ſie nicht entwiſchen, darf man ſie nur auf den Rücken legen.

Die Seeſchildkröten auf der Aſcenſionsinſel haben fünf bis ſechshundert Pfund am Gewichte. Man macht davon antiſcorbutiſche Suppen. Ihr Fleiſch, wenn es klein gehackt und ſtark gewürzt wird, hat einen vortrefflichen Geſchmack. Aus ihrem Fett und Eingeweide, macht man beſonders viel Weſens. Im Grunde betrachtet, hat man am Bord der Schiffe ganz recht, wenn man eine zum Unterhalt des Schiffsvolks beſtimmte Seeſchildkröte einem Ochſen vorzieht; denn man darf ſie nur mit Seewaſſer begießen, um ſie einige Monate lang, ohne die mindeſte Nahrung am Leben zu erhalten.

Wir fanden es ſehr intereſſant den Boden dieſer In-

ſel in Augenſchein zu nehmen, welcher von Grund aus durch die Wirkungen eines Vulkans verheeret iſt, die zur Zeit ſeiner Eruptionen entſetzlich geweſen ſeyn müſſen. Dies läßt ſich aus den Aſchenhaufen, den ungeheuern Lavablöcken und Schlacken ſchließen, die wir überall antrafen. Die Ascenſionsinſel wurde im J. 1508 von Triſtan d'Acunha entdeckt. Sie liegt unter dem achten Grade ſüdlicher Breite und unter dem ſechzehnten Grade der weſtlichen Länge von Paris. Man ſagt, ſie habe fünf Meilen im Umfange. Der Ingenieur Bourcet zeichnete eine Anſicht dieſer Inſel und einen Riß von der Gegend, wo wir vor Anker lagen. Als wir nach Frankreich zurückkamen, ließ er dieſe Zeichnung in Kupfer ſtechen und abdrucken.

Von dem Tage an, wo wir die Aſcenſionsinſel verließen, bis zu jenem, wo wir die Azoriſchen Inſeln anſichtig wurden, fiel auf unſerer Fahrt nichts Merkwürdiges vor. Im Angeſichte dieſer Inſeln, hatten wir kurz nach einander zwei Stürme auszuhalten, die unſere große Stange zerbrachen. Während der Windſtille, die auf dieſe Stürme folgte, wurden wir gewahr, daß unſer Schiff ſehr gelitten hatte, weil auf unſerer Fahrt bis in die Gegend wo man nach den franzöſiſchen Küſten ſegelt, überaus viel Waſſer eingedrungen war. Den fünfzehnten März überfiel uns eine Windſtille, und zwar in jenen Gewäſſern wo die ältern Charten eine Klippe bemerkbar machen, die heutiges Tags La Chapelle genannt wird, weil ſie ein Schiffskapitän von Nantes, der dieſen Namen führte, im Jahr 1764 wahrgenommen hat. Dieſe Klippe iſt auf Belins

Charte nicht angegeben; vermuthlich deswegen, weil mehrere Seefahrer dieſelbe vergebens aufſuchten. Sollte man denn aber nicht billig Bedenken tragen, ein Merkzeichen unangedeutet zu laſſen, das dazu dienet, den Seefahrer vor Gefahr, ſie ſey nun gegründet oder eingebildet, zu warnen? Als wenn eine zu groſse Sorgloſigkeit nicht für ihn von nachtheiligen Folgen ſeyn könnte; als wenn eine Wachſamkeit, die Erfahrung und zahlloſe Unglücksfälle ihm zum Geſetze gemacht haben, von ſolcher Beſchaffenheit wäre, daß er dieſelbe unterlaſſen dürfte! Ich lege den Schiffern aller Nationen die Frage vor: kann man ſich auf eine andere Art als bloß durch Zufall von dem Daſeyn einer Felſenſpitze überzeugen, die der Ozean in ſeinem unermeßlichen Umfange mit ſeinen Fluthen bedeckt? Wer getrauet ſich wohl, einen ſolchen Felſen ſelbſt dann ausfindig zu machen, wenn ſeine Lage auch noch ſo genau beſtimmt iſt? Man müßte ganz und gar nichts von der Schiffahrt verſtehen, um das Gegentheil behaupten zu wollen. Dem ſey wie ihm wolle; genug man wird aus folgendem Vorfall erſehen, ob es möglich iſt, ohne die Exiſtenz einer Untiefe in den Gewäſſern, wo die Klippe La Chapelle liegt, zur Zeit einer Windſtille von einem ſolchen Wellenſchlage getroffen zu werden, wie einer unſer Schiff traf. Der Kapitän Maugendre und ich, wir ſaßen auf der Kaſtenbank in der obern Kajüte, gerade der Thüre gegenüber, als wir ein Geräuſch hörten, das uns auf die Vermuthung führte, als würde das Senkblei geworfen. Der Kapitän, welcher der Meinung war, man habe ſich in Anſehung der Stunde, wo dieſe Operation vorgenommen werden ſollte, geirret, war eben im Begriffe, den wachhaben-

den Offizier um die Urſache zu fragen, als er, ſo wie ich auch, an die Wand flog, die ſich der Kaſtenbank auf welcher wir ſaßen, gegenüber befand. Mit dieſem unerwarteten Stoße drang zugleich eine ſolche Menge Waſſer ins Schiff, daß wir ein Paar Minuten lang in der obern Kajüte, ſo zu ſagen herumſchwammen. Der Stoß war ſo heftig, daß der Gewehrkaſten ſogar von den Haken herunterfiel, an welchen er befeſtigt war. Er erſtreckte ſich bis auf den Abſatz, der rings um das Schiff geht, und zerbrach ihn. Im Schiffe ſchwamm alles; es war in allen ſeinen Theilen ſo übel zugerichtet, daß von nun an das Waſſer in jeder Stunde zwei und vierzig Zoll eindrang. Meine Beobachtung der Länge und der Breite wichen nicht merklich von jenen ab, nach welchen die Felſenklippe La Chapelle in der Breite von ſieben und vierzig und einem halben Grade, und in der Länge von zwei Graden von Paris weſtwärts liegt. Wir waren daher der Meinung, daß wir uns auf keine andere Art retten könnten, als wenn wir einen ſpaniſchen Haven, wo möglich den von Corunna, zu gewinnen ſuchten; denn in eben dem Nu, wo uns der Wellenſchlag traf, wehte der Wind heftig aus Nordoſten. Der Kapitän Maugendre ſegelte daher gerades Wegs nach dieſem Haven zu. Er richtete ſich bloß nach meinen Meſſungen und am zwanzigſten März 1770 hatten wir das Glück Corunna zu erreichen, ohne uns im mindeſten verſpätet zu haben. Dieſer abermalige Erfolg machte auf die Offiziere, die dabei zugegen waren, einen ſo lebhaften Eindruck, daß ſie ſich ſogleich vornahmen, eine Wiſſenſchaft zu ſtudieren und in Anwendung zu bringen, welche die unvermeidlichen Irrthümer der Schätzung

ſo berichtigt, daß ſie nicht nur zur Sicherheit der Seereiſenden beiträgt, ſondern auch ihre Fahrt merklich verkürzet.

Corunna iſt das Flavium Brigantium der Alten. Dieſe zur Provinz Gallizien gehörige Stadt liegt unter dem 43 Gr. 30 Min. der Breite, und unter dem 10 Gr. weſtlicher Länge von Paris Ihr Haven, der wie ein halber Mond geſtaltet iſt, wird eben ſo ſehr wegen ſeiner Sicherheit als Bequemlichkeit gerühmt. Er iſt nur fünf Meilen von dem von Ferrol entfernt, wo die Spanier eines der vorzüglichſten Arſenale angelegt haben. Die beiden Forts: Sant Diego und Sant Antonio ſchließen und vertheidigen die Einfahrt des Havens von Corunna. Der damalige Intendant von Gallizien, der in dieſer Stadt reſidirt, nahm den Kapitän Maugendre, als einen nahen Anverwandten ſehr gnädig auf. Dieſer Intendant war von Saint-Malo gebürtig hieß eigentlich Rochebonne, hatte aber ſeinen Namen verändert und nannte ſich Pietra Buenna. Sein Geſchmack an den Wiſſenſchaften bewog ihn, mir eine ziemlich große Platinaſtange zu verehren, die man in Peru vermittelſt eines Zuſatzes von Zink zuſammengeſchmolzen hatte. Dieſem Geſchenke hatte ich es zu danken, daß ich mich damit beſchäftigen konnte, aus dieſem köſtlichen Metalle Spiegel für meine Teleſkope, zugleich auch mehrere nautiſche Inſtrumente zu verfertigen.

Als ich mich einige Tage in Spanien aufgehalten hatte, machte ich mit mehreren Paſſagieren gemeinſchaftliche Sache,

eine kleine Barke zu miethen, um wieder nach Frankreich überzuſchiffen. Unſer Schiff war zu ſehr beſchädigt, als daß ich ſo lange warten konnte, bis es wieder im Stande war in See zu gehen. Wir hatten uns vorgenommen, geradeswegs nach Breſt zu fahren; der Wind war uns günſtig, aber der Kapitän welcher ſich bloß auf die Küſtenfahrt verſtand, hatte ſich ins Geheim alle Mühe gegeben, um während der Nacht ſich wieder dem Lande zu nähern; ſo daß wir nicht wenig erſtaunten, als wir uns des andern Morgens zwiſchen den Klippen bei Penmarch befanden. Dieſe Klippen ragen nur wenig über die Meeresfläche hervor. Bei ſo bewandten Umſtänden, ſahen wir uns genöthigt in den Haven von l'Orient einzulaufen. Wenig Tage nachher reiſete ich von da auf Befehl der Regierung nach Paris.

ſchaftlichen Fuß zu ſetzen, und ſeine Waaren gegen die ihrigen zu vertauſchen. Er ſoll die Erzeugniſſe des Landes, die Kultur deſſelben, und die Manufakturwaaren, welche man daſelbſt verfertigen möchte, genau unterſuchen und überlegen, in wiefern dieſelben für Frankreichs Handel von Nutzen ſeyn könnten. Der Akademiker Rochon welcher ſich mit dem Kapitän Kerguelen zu gleicher Zeit einſchiffen wird, ſoll, ſo oft es ſich thun läßt, aſtronomiſche Beobachtungen anſtellen, um die Lage der verſchiedenen Orte zu beſtimmen, wo man anlegen wird. Man erwähnt hier gefliſſentlich nichts von jenen Vorſichtsregeln, welche Kapitän Kerguelen zu befolgen hat, um ſeine Reiſe glücklich zu vollenden, und die Gefahren zu vermeiden, welche er ſich in jenen Gewäſſern, wo er noch gar nicht bekannt iſt, unfehlbar ausſetzen muß. Man verläßt ſich vielmehr in dieſer Hinſicht auf ſeinen Dienſteifer und ſeine Erfahrung, und iſt ſchon im Voraus überzeugt, daß er kein Mittel unverſucht laſſen werde, das zu dem glücklichen Ausgange eines ſo rühmlichen Unternehmens beitragen kann, von welchem ſich in der Folge die erheblichſten Vortheile erwarten laſſen. Was die Landungsorte betrifft, ſo ſtellt man die Auswahl derſelben dem Kapitän Kerguelen gänzlich anheim, und empfiehlt ihm nur noch, ſeine Expedition geheim zu halten."

„Wenn nun aber Kapitän Kerguelen jene Länder erforſcht, oder wenigſtens ſich alle Mühe gegeben hat, ſie ausfindig zu machen; dann ſoll er, um ſeine Mannſchaft ausruhen zu laſſen, und ſie mit friſchen Lebensmit-

keln zu verſorgen, nach dem Plataſtrom ſegeln, und von da nach Frankreich zurückkehren.“

Dieſe Inſtruktion gründet ſich auf einen ſehr unzuverläſſigen Bericht, nach welchem ein Seefahrer, wäre er auch noch ſo geſchickt geweſen, ſeine Reiſeroute unmöglich auf eine ſolche Art einrichten konnte, daß er nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit hoffen durfte, eine Gegend wieder ausfindig zu machen, deren Lage ihm nicht einmal nach der Beſtimmung ihrer Länge und Breite bekannt war. Der Präſident de Broſſes erzählt, daß Gonneville's Schiff, welches zu Honfleur im Junius 1503 ausgerüſtet wurde, ſechs Jahre nachher nach Oſtindien abgegangen ſey, als Vasco de Gama den Europäern den Weg eröffnet und vorgezeichnet habe, auf welchem man um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Oſtindien fährt. Als Gonneville bei dieſem berühmten Vorgebirge, welches man damals noch das Vorgebirge der Stürme (le Cap des Tourmentes) nannte, vorbeiſegeln wollen, ſey er von einem fürchterlichen Orkan überfallen worden, und ganz von ſeiner Fahrt abgekommen. In vorliegendem Falle kann der Seemann nicht wohl begreifen, wie das zugieng, daß der Schiffer von dem Laufe, den das Schiff genommen hatte, nichts habe wiſſen ſollen, wenn auch daſſelbe wirklich in der äußerſten Gefahr ſchwebte; denn vermittelſt des Kompaſſes, des Loths, und der beobachteten Breiten, kann man doch immer errathen, in welchem Gewäſſer man ſich befindet, wenn ſich auch gleich die Länge nicht mit Gewißheit beſtimmen läßt. Der Präſident de Broſſes erzählt ferner, Gonneville habe ſich in dieſer äußerſten Verlegenheit ent-

ſchloſſen, ſeinen Lauf in derſelben Richtung fortzuſetzen, die ihm der Flug einiger aus Süden kommenden Vögel angezeigt hätte. Sonach ſey dieſer Seefahrer zufälliger Weiſe an ein großes Land gekommen, dem er nach der damaligen Gewohnheit, vermöge welcher man alle neuentdeckte Länder ohne Unterſchied Indien nannte, die Benennung Südindien beigelegt habe. Es iſt nicht zu vermuthen, daß Gonneville in dieſem Lande jene ſtrenge Winterkälte zu erdulden hatte, welcher man unter einer hohen Breite gewöhnlich ausgeſetzt iſt, ſonſt hätte er dieſen Umſtand gewiß nicht verſchwiegen; und dennoch ſoll er ſich ſechs Monate daſelbſt aufgehalten haben, um ſein Schiff wieder in guten Stand ſetzen zu laſſen. Den Fluß, in welchen er einlief, vergleicht er mit der Orne, die bei Caen vorüberſtrömt. Er entwirft eine ſehr vortheilhafte Schilderung von dem gaſtfreundlichen Volke, das jene fruchtbare und anmuthige Gegend bewohnt. Der Häuptling Arosca, ein Mann von ſechzig Jahren, ließ es ſich äuſſerſt angelegen ſeyn, mit ſeinen Nachbarn in Friede und Eintracht zu leben. Seine Obergewalt erſtreckte ſich nur auf etwa zwölf Dörfer, die zuſammen einen Raum einnahmen, der höchſtens zwölf Quatradmeilen betrug.

Dieſer Häuptling trug nicht das mindeſte Bedenken, dem Gonneville einen ſeiner Söhne, Nahmens Eſſomeric, anzuvertrauen, und zwar in der Abſicht, ihn in den Künſten der Europäer unterrichten zu laſſen. Die übrigen Umſtände dieſer Erzählung, welche in der Geſchichte der nach den Südländern unternommenen Seereiſen vorkömmt, bedürfen des Abſchreibens nicht. Jene Völkerſchaften leben von

Wurzeln und Gemüſen, von der Jagd und vom Fiſchfange; ſie tragen Mäntel von Matten, oder Felle, welche ſie über die Schultern hängen; ein Schurz, den ſie oberhalb der Hüften befeſtigen, geht ihnen bis auf die Kniee; die Aſſagaye, nebſt Pfeil und Bogen, ſind ihre Waffen. Die Mannsperſonen tragen große Federbüſche von allerlei Farben; die Weibsleute flechten ihr Haar und ſchmücken es mit Blumenkränzen. Im Ganzen betrachtet widmen dieſe Menſchen den größten Theil ihres Lebens dem Schlaf und den Vergnügungen. Sorgloſigkeit und einnehmendes Weſen ſprechen aus ihren Geſichtszügen. Dies alles ſind karakteriſtiſche Eigenſchaften, woraus ſich abnehmen läßt, daß das Land, welches Gonneville ausfindig machte, zum ſüdlichen Amerika gehöret, wohin er allerdings durch heftige Winde, die aus Weſten wehten, verſchlagen werden konnte. Das hölzerne mit Thon überzogene Küchengeräthe der daſigen Einwohner, ſo wie die vierfüßigen und andere unbekannte Thiere, welche Le Fevre Nicole abgebildet hat, ſind als eben ſo viele bemerkenswerthe Gegenſtände zu betrachten, welche dieſer Vermutung noch mehr Gewicht geben.

Auf ſeiner Rückreiſe nach Frankreich wurde Gonneville von einem Kaper der Inſel Jerſey oder Guerneſey genommen. Er kam bei dieſer Gelegenheit um ſein Tagebuch und alles was er geſammelt hatte. Bei ſeiner Zurückkunft zeigte er dieſes unglückliche Ereigniß dem Admiralitätsgericht an und erhärtete die Wahrheit ſeiner Ausſage. Da es dieſer edeldenkende Mann nicht dahin bringen konnte, daß der beſagte Eſſomeric wieder in ſein Vaterland zurück-

geſchafft wurde, ſo gab er ihm eine ſeiner Verwandtinnen zur Frau und vermachte ihm ſein ganzes Vermögen; jedoch unter der Bedingung, daß er ſich hinführo Paulmier nennen ſolle. Ein Abkömmling dieſes Eſſomeric, war im Jahr 1664. Domherr zu Liſieux und galt für einen Mann, der überaus viel Gelehrſamkeit beſaß. Er erzählte einem Mitgliede der Académie des Inſcriptions, Namens Falconet, daß die Finanzpachter, welchen die Regierung das Recht übertragen hatte, von den Ausländern eine gewiſſe Abgabe zu erheben, dieſelbe unter dem Vorwande von ihm gefordert hätten, daß er von einem Wilden abſtamme, der aus den Südländern nach Frankreich gebracht worden ſey.

Richtig iſt es allerdings, daß ſich das Daſeyn der vom Kapitän Gonneville entdeckten Länder ſchlechterdings nicht bezweifeln läßt; man wird mir aber zugeben, daß man dieſelben, nach Maaßgabe der unzuverläſſigen Nachrichten, die ich dem Leſer vor Augen gelegt habe, unmöglich wieder auffinden kann. Dieſe nämliche Bemerkung äuſſerte ich gegen Kapitän Kerguelen, als er mir die Abſicht ſeiner Sendung eröffnete.

Ich konnte nicht eher nach l'Orient abreiſen, als bis mir Ferdinand Berthoud ſeine mit No: 8 bezeichnete Seeuhr zugeſtellt hatte. Ich erhielt dieſelbe zu Paris den dreizehnten April 1771, und den dreißigſten deſſelben Monates traf ich zu l'Orient ein. Der Berryer, an deſſen Bord ſich der Kapitän Kerguelen befand, lag bereits bei der Inſel Groas vor Anker. Es war den erſten Mai, Morgens Ein Uhr, als er unter Segel gieng. Jetzt ſetzte ich

ſogleich meine Seeuhr in Bewegung, und überzeugte mich durch abſolute Sonnenhöhen von der wahren Stunde, in welcher das Schiff abfuhr.

Die mannichfaltigen Beobachtungen, welche ich während dieſer langwierigen Seereiſe machte, übergehe ich mit Stillſchweigen. Ich habe ſie ſamt und ſonders aufgezeichnet, und mit meiner Namensunterſchrift in ein doppeltes Verzeichniß eingetragen, das zum Beweis dienet, daß dieſe vortreffliche Seeuhr ununterbrochen einen regelmäßigen immer gleichförmigen Gang hielt. Am ſiebzehnten Mai bekamen wir die Inſel Teneriffa zu Geſicht; ein dicker Nebel verhinderte uns aber den Pik zu ſehen, deſſen Höhe über der Meeresfläche der Aſtronom Borda zu 1900 Toiſen beſtimmt hat. La Manon erzählt uns in La Peirouſe's Reiſe, daß das Queckſilber ſeines Barometers auf dem Pik bis auf 18 Zoll und vier oder drei Linien gefallen ſey, da es hingegen am Seeufer auf 28 Zoll und drei Linien ſtand. Reaumürſche Thermometer zeigte 24°¼ unter dem Gefrierpunkte, und dieſes beträgt 1078 Toiſen, wenn man die Berichtigung des Thermometerſtandes nicht mit in Anſchlag bringt, den man auf dem Pik nicht angemerkt hat. Des folgendes Tages, als am achtzehnten Mittags, um zwölf Uhr, beobachtete ich die Breite von 28 Gr. 7 Min. wie auch die Länge, nach dem Abſtande des Mondes von der Sonne, zu 18 Gr. 33 Minuten oſtwärts von Paris. Als dies geſchah, lag der Gipfel des Pik in einer Entfernung von zehn Seemeilen gegen Weſt-Nordweſten von uns. Hieraus erhellet, daß dieſe Beobachtungen ſo genau zutrafen, als es zur Sicher-

heit der Schiffahrt erforderlich war; denn man wird ſich erinnern, daß der Piko in der Breite von 28 Gr. 13 Min. und in der Länge von 28 Gr. 52 Min. liegt. Ich fand, daß ſich die Seeuhr ſeit unſerer Abreiſe von l'Orient täglich nur zwölf Sekunden der mittlern Zeit verſpätet hatte. Ferdinand Berthoud hatte keine Gelegenheit finden können, mir die Tafel zu überſenden, worin die Abweichungen ſeiner Seeuhr nach den verſchiedemen Graden der Temperatur angezeigt waren.

Kapitän Kerguelen wollte zwar Anfangs von den Kanariſchen Inſeln bis in die Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung ſegeln, um ſich von dem Gange und der Richtigkeit meiner Beobachtungen zu überzeugen, zugleich auch zu unterſuchen, wieviel etwa die Seeuhr während dieſer langen Fahrt abweichen möchte; da er aber nicht das mindeſte Vertrauen auf jene Mittel ſetzte, deren Vorzüge von allen nur einigermaßen unterrichteten Seefahrern anerkannt ſind, ſo richtete er ſich auf ſeiner Fahrt nach einer ungewiſſen Schätzung und ſchiffte nicht einmal bis zur Bank des Eguilles, die von dem eben genannten Vorgebirge vierzig Meilen ſeewärts liegt.

Als wir durch die Mündung des Kanals von Mozambik fuhren, hatten wir mit heftigen Stürmen zu kämpfen, und der Blitz hätte beinahe unſer Schiff getroffen. Dergleichen Zufälle pflegen ſich in den dortigen Gewäſſern ſehr oft zu ereignen. Wie manches Schiff das durch dieſen Kanal ſegelte iſt nicht durch Wetterſchläge verunglückt! Und wie leicht hätte es dieſem Unfall entgehen können, wenn es mit Blitzableitern verſehen geweſen wäre! Die Wiſſenſchaften geben dem Menſchen alle Mittel an die Hand, für

[ſe]ine Erhaltnng zu ſorgen; ſein Leichtſinn verleitet ihn aber oft Dinge aus der Acht zu laſſen, die von der äuſſerſten Wichtigkeit ſind.

Heftige Seeſtröme hatten auf unſere Fahrt eine ſolche Wirkung geäuſſert, daß am achten Auguſt, als wir uns in der Breite von 30 Gr. 58 Min. befanden, die beobachtete Länge von der muthmaßlichen um ſechs Grade verſchieden war. Ich hinterbrachte dieſes dem Kapitän Kerguelen, und bewies ihm, wenn er dabei beharre ſeine Schätzung für untrüglich zu halten, ſo werde dieſes die unvermeidliche Folge haben, daß wir unter den Wind von Isle de France fielen. Wir befanden uns bereits in jenen Gewäſſern, wo anhaltende Winde wehen, und fiengen ſchon an, ihre Wirkung zu ſpüren. Dem zu Folge mußten wir wieder wenden, und in Süden veränderliche Winde zu gewinnen ſuchen, um einige Grade weiter gegen Oſten hinanzuſteuern, Dieſes Manövre, wozu wir durch die Umſtände gezwungen wurden, zog dem Kapitän einige Vorwürfe zu, die er auf mich ſchieben wollte. Ich lehnte ſie aber öffentlich ab, und bewies ihm, es ſey phyſiſch unmöglich, daß man ſich in Anſehung der Länge nur um einen einzigen Grad irren könne, ſobald man die Diſtanzen gehörig beobachtet habe. „Ich gebe Ihnen mein Wort, ſagte ich, daß Sie faſt ununterbrochen mit demſelben Winde nach Isle de France ſegeln ſollen, ohne daß Sie nöthig haben, die Höhe der Inſel Rodrigues zu gewinnen. Ich müßte ein ſehr ungeſchickter Aſtromon ſeyn, und zu der Sendung, welche mir die Regierung übertragen hat, ganz und gar nichts taugen, wenn ich dies nicht zu leiſten vermöchte."

[illegible] gewiß möchten
[illegible] wollen; aber das
[illegible] wenig dazu beigetr[illegible]
[illegible] Einführung in Anſp[illegible]

[illegible] Kenntniſſe [illegible]
[illegible] das Depot der [illegible]
[illegible] verſch[illegible]
[illegible] langen Bergang[illegible]
[illegible] daß der [illegible]
[illegible] angeſtellt hätte, [illegible]
[illegible] und [illegible] den [illegible]
[illegible] Im neun[illegible]
[illegible] wanderten die [illegible]
[illegible] und Nachmittags Ein[illegible]
[illegible] dieſer
[illegible] Erreichung der Länge,
[illegible] menſchlichen Irrthum
[illegible] daß nur die See[illegible]
[illegible] Punkte glei[illegible]
[illegible] Stunden
[illegible] Die einzigen Ab[illegible]
[illegible] ließen, mach[illegible]
[illegible] nach den Verhältniſſen
[illegible] das Verzeichniß
[illegible] wir finden nämlich, daß ſie
[illegible] und zwanzig Stunden um
[illegible] zu [illegible] gang.

Als ich zu Isle de France ankam, begab ich mich ſogleich zu dem Intendanten der Kolonie, dem berühmten Poivre, der ein ſehr guter Freund von mir war. Dieſem ſtattete ich von meiner Reiſe und dem Zwecke meiner Sendung Bericht ab. Ich zeigte ihm, wie unangenehm es mir ſeyn müſſe, in Geſellſchaft eines Offiziers zu reiſen, der nicht nur ſelbſt gar nicht dazu geeignet ſey, ſich auf irgend eine Art belehren zu laſſen, ſondern noch überdies alle die, welche unter ſeinem Befehle ſtänden, abzuhalten ſuche, ſich mit denjenigen Kenntniſſen zu beſchäftigen, an deren Erlangung ihnen hauptſächlich gelegen ſeyn müſſe. Noch mehr hierüber zu ſagen, will ich mir nicht erlauben; denn dieſer Offizier iſt nun todt; auch hat er ſchwer für das Betragen gebüßt, welches er in Anſehung der Entdeckungen auf die er ausgeſchickt wurde, beobachtete. Mir genügt es, verſichern zu können, daß Poivre in meine Abſichten eingieng, wie man aus nachſtehendem Schreiben erſehen wird.

Isle de France, den 14ten Sept. 1771.

Ich habe Ihre Antwort vom 10ten dieſes Monates auf jenes Schreiben erhalten, worin ich Ihnen die Abreiſe des Kapitäns Kerguelen meldete. Sie hatten allerdings recht, daß Sie die Reiſe in Geſellſchaft dieſes Offiziers nicht mitmachen wollten, da Ihnen derſelbe ihre Inſtrumente vorenthielt, die ich ihm vergebens abgefordert habe. Eben ſo gegründet ſcheinen mir auch die anderen Urſachen zu ſeyn, welche Sie in Ihrem Schreiben anführen, und ich verſpreche Ihnen, dem Miniſter hierüber Bericht zu erſtatten. Da mir Ihr Eifer für den Dienſt, ſo wie für al-

les was zum Nutzen und zur Vervollkommnung der Schiffahrt beitragen kann, ſattſam bekannt iſt, ſo darf ich vorausſetzen, daß Sie ſchwerlich ſich weigern werden, mit Marion die ſo intereſſante Reiſe um die Welt zu machen. Dieſer Offizier hat gegen mich das lebhafteſte Verlangen geäußert, Sie zu beſitzen, und ich bin von dem Nutzen, welchen Sie dadurch ſtiften werden, ſo ſehr überzeugt, daß ich meine Wünſche mit den ſeinigen vereinigt, um Sie zu dem Entſchluße zu bewegen, dieſe Gelegenheit, Ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe auf eine vortheilhafte Art anzuwenden, nicht unbenutzt zu laſſen. Auf dieſer Reiſe, während welcher man faſt immer in der Länge ſchifft, hat man mehr als bei jeder andern eine Perſon nöthig, die auf einer ſo langwierigen Fahrt, und in beinahe ganz unbekannten Gewäſſern, die Länge beſtimmt. Dem zu Folge erſuche ich Sie, mir gefälligſt zu melden, wozu Sie ſich in dieſer Hinſicht entſchließen werden. Die Vortheile, welche man ſich natürlicher Weiſe von Ihren Unterſuchungen zu verſprechen hat, verbürgen Ihnen den Beifall des Miniſters, und Sie können verſichert ſeyn, daß ich gewiß nicht unterlaſſen werde, den Dienſteifer, welchen Sie bei dieſer Gelegenheit an den Tag legen, in meinem Berichte zu rühmen. Ich für meine Perſon kann nicht anders als Ihnen anrathen, dieſe Reiſe zu machen. Sie werden wohl thun, wenn ſie mir Ihren Entſchluß bald melden, damit ich Ihnen eine bequeme Wohnung verſchaffen kann. Unterzeichnet: Poivre.

Kapitän Kerguelen verließ den Berryer, der 64 Kanonen führte, und übernahm das Kommando zweier Fahr-

zeuge, welche beſſer dazu geeignet waren, auf Entdeckungen auszulaufen. Am dreizehnten September gieng er an Bord der Fortune, nebſt dem Gros-Ventre, in See, mit dem Vorhaben nach Pondichery zu ſegeln, und zwar auf dem Wege, den Grenier im Frühjahre vorgeſchlagen hatte. Nordwärts von Isle de France entdeckte er unter 7 Gr. 16 Min. ſüdlicher Breite, eine Sandbank, die er Banc de la Fortune nannte. Hier blieb er die Nacht durch vor Anker, die Winde begünſtigten ſeine Fahrt bis nach Ceilan, aber der nordweſtliche Paſſatwind geſtattete ihm nicht, Pondichery zu erreichen, ſo daß er genöthigt war, nach Isle de France zurückzuſegeln. Hier kam er den achten December an, und brachte nicht die allergeringſte intereſſante Nachricht mit.

Kapitän Kerguelen blieb nicht lange zu Isle de France; er wollte die ſchöne Jahreszeit benutzen, um wieder auszulaufen, und die Südländer ausfindig zu machen. Er reiſete daher, den ſechzehnten Januar 1772 abermals ab, um unter einer entferntern Breite, gegen Süden hin, dieſe Länder aufzuſuchen, deren Kenntniß für alle jene Gelehrte von der äuſſerſten Wichtigkeit iſt, die ſich mit der Theorie der Erde beſchäftigen, und über die Geſtaltung dieſes Weltkörpers nachgrübeln. Kerguelen war auf dieſer Reiſe eben nicht glücklicher, als auf der vorhergehenden; doch entdeckte er den 12ten Februar eine kleine Inſel, die unter dem 60 Gr. muthmaßlicher Länge, und unter dem 50 Gr. ſüdlicher Breite liegt. Des andern Morgens ſah er höheres, Land das ſüdwärts der Inſel Rodriguez lag. Er hielt daſſelbe für das ſüdliche Kontinent; Kapitän Cook aber hat

nachher erwieſen, daß dieſe Vermuthung keinen Grund hatte. Uebrigens herrſcht in dieſen Gegenden eine ganz entſetzliche Unfruchtbarkeit. Sie ſind unaufhörlich mit Nebel und Schnee bedeckt, ſo daß der daſige Aufenthalt denen die unter dem heißen Erdgürtel wohnen, ſelbſt mitten im Sommer unerträglich ſeyn würde. Wir wollen daher den Leſer nicht länger daſelbſt verweilen laſſen, ſondern uns, wie Kapitän Kerguelen, von dieſen elenden und unbewohnten Inſeln entfernen, und wieder nach Isle de France zurückkehren, wo ſein Schiff, La Fortune, den ſechzehnten März vor Anker gieng. Den Gros-Ventre, unter Kommando des Kapitän S. Allouant, hatte er die angefangene Entdeckungsreiſe fortſetzen laſſen, ohne ihm weiters eine Ordre mitzugeben, als die, daß er, im Fall ſie von einander abkämen, nach Neuholland und andere ihm angezeigten Gegenden fahren ſollte.

Als Kerguelen nach Frankreich zurückkam, ſtattete er der Regierung von ſeiner Entdeckungsreiſe Bericht ab. Man nahm für bekannt an, daß dieſer Offizier das ſüdliche Kontinent wirklich entdeckt habe. Dem zu Folge veranſtaltete man eine andere Ausrüſtung, die aus dem Roland, einem Schiffe von vier und ſechzig Kanonen, und der Fregatte, der Vogel, beſtand, worüber Kapitän Rosnevet das Kommando führte, den man allgemein bei unſerer Marine für einen ſehr geſchickten Seefahrer hielt. Schiffe von ſolcher Größe waren keineswegs zu einer Expedition dieſer Art tauglich; man wollte nun aber der Fortſetzung dieſer Entdeckungsreiſe, welche man für auſſerordentlich wichtig zu halten ſchien, mit aller Gewalt ein großes An-

ſehen geben. Beſage der Inſtruction, welche Kerguelen erhalten hatte, ſollte er nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ſegeln, er konnte ſich daſelbſt ſo lange aufhalten, als er es für nöthig erachtete, damit ſich ſeine Männſchaft erhole; er ſollte den aufgezehrten Vorrath an Lebensmitteln ergänzen und ſodann wieder nach Isle de France ſegeln. Nach der Abfahrt von dieſer Inſel ſollte er ſodann nach den Südländern ſteuern, und nebenher einen Verſuch machen, ob er vielleicht auf der Inſel Routegat einen Haven entdecken könne. Sobald er ſich hiervon überzeugt habe, welches er aber, damit ihm nichts von der Zeit, die er zu wichtigeren Entdeckungen bedürfe, verloren gehe, in aller Geſchwindigkeit bewerkſtelligen müſſe, ſolle dieſer Offizier ſeine Fahrt wieder fortſetzen und nach der Bucht ſteuern, an deren Mündung er ſich zu Folge ſeiner Ausſage, vom Gros-Ventre getrennt hatte. Der Miniſter hatte ihm ausdrücklich vorgeſchrieben, nicht nur die Länge, unter welcher dieſes Land läge, zu beſtimmen, ſondern zugleich auch von den Küſten, Rheden, Häven, Buchten, von den Flüſſen, ihrem Laufe, und von den Gegenden im Innern des Landes, denen er ſich allenfalls nähern könne, einen möglichſt genauen und vollſtändigen Plan zu entwerfen. Endlich ſolte er einen Ort ausſuchen, wo man eine Niederlaſſung anlegen könne, oder, im Fall er es für räthlich erachte, ſelbſt eine dergleichen anlegen. Kapitän Kerguelen ſollte unter dem Paralellkreiſe vom 40ſten bis zum 60ſten Grade gen Oſten ſchiffen, an den Südländern hinſteuern, und überall anlegen, wo einige Beobachtungen zu machen ſeyn dürften. Wäre er genöthigt, ſich von einem oder dem andern ins Auge fallenden Punkte zu ent-

fernen, ſo war ihn befohlen, zu einer günſtigern Zeit wieder dahin zurückzukehren. Van-Diemens-Land, Neu-Seeland, und alle von anderen Seefahrern bereiſete Straßen, ſollte er ſeitwärts liegen laſſen.' Man hatte ihm ausdrücklich verboten, ſich in einem oder dem andern Haven der Südſee vor Anker zu legen; damit es ihm aber während einer ſo langwierigen Reiſe nicht an der nöthigen Unterſtützung ermangeln möchte, ſollte er ſich an den Gouverneur von Buenos-Ayres wenden, welcher Befehl habe, ihn mit allem zu verſehen was er zur Fortſetzung dieſer Reiſe bedürfe.

Kerguelen kam den neun und zwanzigſten Auguſt 1773 zu Isle de France an, und erhielt die Erlaubniß, daß ihn die Korvette La Dauphine geleiten dürfte. Als er daher am achtzehnten October von Isle de France abfuhr, hatte er den Roland, den Vogel und die Dauphine unter ſeinem Kommando. Nicht eher als den vierzehnten December bekam er eine Inſel zu Geſicht, die unter dem 49 Gr. der Breite und dem 66 Gr. der öſtl. Länge von Paris liegt. Von dieſem Tage an bis zum ſechſten Januar 1774 wurde man mehrere Inſeln anſichtig bis man endlich in einer Bucht an Land gieng, die unter 48 Gr. 21 Min. der Breite und unter der Länge von 66 Gr. 47 Min. liegt. Die Abweichung der Magnetnadel war dreißig Grad gegen Nordweſten. Ganz im Hintergrunde des Havens, da wo ein kleiner Bach, in die See fließt, deponirte man die Urkunde der Beſitznahme von dieſen Inſeln, welche Cook in ſeiner dritten Reiſe die Verzweiflungs-Inſeln (terres de Désolation) nennet. Den acht-

zehnten verließ Kapitän Kerguelen dieſe Gewäſſer, nachdem er fünf und dreißig Tage lang in denſelben gekreuzt hatte. Er ſegelte nach der Bay Antongil auf der Inſel Madagaskar. Die mehr erwähnten Südländer ſind es nicht werth, daß man dabei verweilet; auch hat ſie Kapitän Cook in ſeiner dritten Reiſe bereits ausführlich beſchrieben.

Ich will nicht fürchten, daß man mir vorwerfen werde, als wenn ich die beiden Reiſen, welche Kerguelen nach den Südländern machte, zu flüchtig beſchrieben habe. Eine ausführlichere Schilderung derſelben, würde dem Leſer nur unfruchtbare Felſen und mit Schnee bedeckte Gebirge vor Augen ſtellen. Der Erdboden iſt überall mit Binſen und jenen fetten Pflanzen bewachſen, welche man Fucoïdes nennet. Es halten ſich daſelbſt nur Seevögel, Pinguinen und Seelöwen auf. Cook ſah in den daſigen Gewäſſern eine ungeheure Menge Seegras, das zu jener Gattung gehörte, die der Naturforſcher Banks für Rieſentang (fucus giganteus) hält. Dieſes Seegras, ſagt er, wächſt zu einer ungeheuern Größe, obgleich der Stängel kaum Daumens dick iſt. Man hat gefunden, daß es in einer Tiefe von vier und zwanzig Klaftern wächſet. Da es nun nicht vertikal in die Höhe ſchießt, ſo muß ſeine Länge bei ſechzig Klaftern und noch mehr betragen; denn es erſtreckt ſich auf der Oberfläche des Waſſers mehrere Klaftern weit. Cook fand hier die Inſchrift, welche Kerguelen in eine Flaſche gethan, und mit einem Meſſingdrat an der Spitze eines Felſens befeſtigt hatte. Sie lautete folgendermaßen: Ludovico decimo quinto, Galliarum Rege, et de Boynes, Regi à ſecretis ad res mariti-

mas, annis 1772 et 1773. Zum Andenken ſeines daſigen Aufenthalts ſetzte Cook Folgendes auf die andere Seite des Pergaments: Naves Resolution et Discovery, de Rege magnae Britanniae. Decembris 1776.

Weit intereſſanter wird man unfehlbar die Reiſe des Kapitäns Marion finden, deren Beſchreibung ich im Jahr 1783 herausgab. Der Intendant Poivre hatte mir die Ehre erwieſen, mich in Betreff der Inſtructionen zu Rathe zu ziehen, welche man dieſem Seefahrer, zu deſſen Reiſegefährten man mich auserſehen hatte, mitgeben wollte. Mein Gehülfe bei dieſer Arbeit war der berühmte Commerſon, welcher ſchon ehedem mit Bougainville die Reiſe um die Welt gemacht hatte. Bougainville's Entdeckungen in der Südſee, waren freilich von der Art, daß ſie den Nachforſchungen Marions ein weites Feld öffneten. Dieſer Offizier hatte speziellen Auftrag erhalten, den Indianer Mayoa, der mit ſeinem eigentlichen Namen Auturu genannt wurde, wieder nach Otahiti, das iſt, nach jener Inſel der Südſee zu bringen, die von Quiros entdeckt und La Sagittaria genannt worden war. In Gemäßheit unſers Vorhabens mußten wir folglich unſer Augenmerk hauptſächlich auf die großen Cycladen, oder das ſüdliche Land, welches Quiros Heiliggeiſtland nannte, auf die Inſel Louiſiade, und auf die Meerenge nordweſtwärts der Bai Choiſeul, auf Mendana's Sanct Iſabellen-Inſel richten. Commerſon wünſchte hauptſächlich, daß man ihm Gelegenheit verſchaffen möchte, die Produkte dieſer Inſeln, wo er ans Land gehen wollte, mit aller möglichen Sorgfalt zu unterſuchen. Er ſah vorher, daß ſich ihm auf dieſer

Entdeckungsreiſe Gelegenheit darbieten werde, die Naturgeſchichte zu vervollkommnen, und derſelben unüberſehbare Vortheile zu verſchaffen. Dieſer gelehrte Mann ließ ſich in jenen unbekannten Gewäſſern durch keine Gefahr abſchröcken, ſowohl in der berüchtigten Magellaniſchen Meerenge, als auch in der unermeßlichen Südſee, die damals nur von wenigen europäiſchen Seefahrern beſchifft worden war, neue Pflanzen zu ſammeln. Es waren aber nicht bloß die Gefahren, welche mit einer langwierigen Seereiſe unzertrennlich vereinbaret ſind, die dieſen unermüdeten Seefahrer veranlaßten ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen, ſondern noch weit mehr griffen ihn die Mühſeligkeiten an, denen er ſich unter jenem kalten Himmelsſtrich unterzog, und ſeine Wanderungen auf den Gebirgen, welche den ganzen Strich von dem nördlichen Meere an, bis zur Südſee begränzen, und überall mit Abgründen umgeben ſind. Ungeachtet der erlittenen Strapazen und ſeiner äußerſt geſchwächten Geſundheit, verlieh ihm ſein Eifer für die Beförderung der Wiſſenſchaften dennoch hinlängliche Stärke, dieſe abermalige Reiſe zu unternehmen; während derſelben hatte man aber mit Hinderniſſen zu kämpfen, die er nicht überſtehen konnte, und bald nachher betraf leider die Botanik das Unglück, in ſeiner Perſon einen ihrer thätigſten Beförderer zu verlieren. Seine reichhaltige Sammlung, welche die Frucht ſeines Fleißes und ſeiner unermüdeten Unterſuchungen war, iſt leider durch die Sorgloſigkeit gewiſſer Perſonen, die, was die Beförderung der Wiſſenſchaften anlangt, mehr als gleichgültig waren, verloren gegangen. Aus Schonung will ich ſie nicht nennen; denn ich hoffe, daß man Kenntniſſe, an deren Erlangung

den Liebhabern der Wiſſenſchaften unter allen Nationen ſo auſſerordentlich viel gelegen iſt, nie wieder auf eine ſo verächtliche Art behandeln werde.

Der Intendant Poivre ſchien mit dem Plane welchen wir ihm vorlegten, ſehr wohl zufrieden zu ſeyn. Der Kapitän Marion ſollte ſich, um ſeinen Schiffsvorrath wieder zu ergänzen nach Madagaskar begeben. Von dort aus ſollte er nach dem von Lozier Bouvet ſo genannten Vorgebirge de la Circonciſion ſegeln und nach dem ſüdlichen Kontinente. Während dieſer Fahrt ſollte man ſich nach dem Diemens-Lande ſteueren, an deſſen Beſichtigung allerdings viel gelegen iſt. Nachdem man um die ſüdliche Spitze von Neuholland herum gefahren iſt, wird man ſeinen Lauf nach der Südſee richten, und zwar ſo, daß man Neu-Seeland zu ſehen bekömmt. Dieſe überaus große Inſel, auf welcher das Klima äußerſt verſchieden iſt, bietet dem Naturforſcher ein weites Feld zu mancherlei Unterſuchungen dar; auch kann man ſich hier mit den benöthigten Lebensmitteln verſehen; um von da nach Otahiti, als dem Orte zu ſegeln, wo der Indianer Mayoa nebſt ſeinem Ackergeräthe ans Land geſetzt werden ſoll. Man wird Bedacht darauf nehmen, unter dem 21 Gr. die Inſel aufzuſuchen, welche die Engländer, dem Vernehmen nach, entdeckt haben ſollen; da aber der Intendant Poivre die in dieſer Hinſicht verbreiteten Nachrichten nicht ganz für gegründet hält, ſo darf man weder viel Zeit auf dieſe Unterſuchung verwenden, noch lange zu Otahiti verweilen. Auf der Fahrt nach den großen Cycladen, das heißt, nach dem ſüdlichen Lande Mendana's, wird man

um neue Länder zu entdecken Bedacht darauf nehmen, unter einem Paralellkreiſe zu bleiben, der von jenen, unter welchen die Seeleute zeither ihre Fahrt fortgeſetzt haben, verſchieden iſt. Man wird nach der Inſel Louiſiade nnd Bougainville's Meerenge ſteuern, weil es weſentlich nothwendig iſt, die daſigen eben ſo weitſchichtigen als vortheilhaft belegenen Gegenden ſo genau kennen zu lernen, als ſie es in jeder Rückſicht verdienen. Man vermuthet zwar, daß die Gewürznelke und der Muskatnußbaum auf der Küſte von Neu-Guinea eben ſo gut anzutreffen ſeyn werde, wie auf den Molukken; man macht ſich aber die wahrſcheinlichſte Hoffnung, Setzlinge dieſer koſtbaren Bäume von den benachbarten Inſeln zu bekommen; und in dieſer Hinſicht werden die geheimen Inſtruktionen des Intendanten Poivre den Kapitän Marion in Stand ſetzen, ſich dieſes wichtigen mit ſeiner Sendung verbundenen Auftrags, zum Vortheile der auf Isle de France etablirten Kolonie entledigen zu können.

Dies iſt ein gedrängter Auszug des Reiſeprojects, welches wir dem Kapitän Marion vorlegten. Dieſer Offizier war überaus damit zufrieden, und lag dem Gouverneur von Isle de France ſehr an, daß er uns die Erlaubniß ertheilen möchte, ihn begleiten zu dürfen. Leider ſtimmten aber die Grundſätze und Abſichten dieſes Mannes mit jenen des Intendanten nicht überein, wie man aus dem Schreiben, welches ich hier in Abſchrift beifüge, erſehen wird.

Isle de France, den 14ten October 1771.

Eben erhalte ich ein Schreiben vom Kapitän Marion, worin mir derſelbe meldet, daß er den General abermals zu bereden geſucht habe, das Verlangen zu genehmigen, welches Sie auf meine Einladung an den Tag gelegt haben, die Reiſe nach der Südſee zu machen. Ich muß Ihnen geſtehen, daß es mich äuſſerſt ſchmerzt, Ihre Abreiſe durch die Widerſetzlichkeit des Generals verhindert zu ſehen, weil ich mir leicht vorſtellen kann, wie angenehm es dem Miniſter ſeyn würde, wenn er vernähme, daß Sie ſich zu dieſer Reiſe verſtanden hätten, und weil ich die Vortheile, welche man ſich von Ihren intereſſanten Beobachtungen zu verſprechen hat, nach ihrem ganzem Umfange zu ſchätzen weiß. Ich wünſche ſehnlich, daß der General Ihren wohlmeinenden Abſichten entſprechen möge, und ich insbeſondere werde Ihre Bemühungen mit dem lebhafteſten Danke erkennen, wenn Sie ſich angelegen ſeyn laſſen, ihn dahin zu vermögen, daß er Ihnen die zur Einſchiffung benöthigte Erlaubniß ertheile, ohne welche Sie ſich von Isle de France ſchlechterdings nicht entfernen dürfen. Melden Sie mir gefälligſt, was Sie durch dieſen Verſuch ausrichten. Wahrſcheinlich wird er der letzte ſeyn, da Kapitän Marion jeden Augenblick von hier abzureiſen gedenket. Unterzeichnet: P o i v r e.

Meine Vorſtellungen waren vergebens. Der Gouverneur ſah es ungern, daß ich lieber mit dem Kapitän Marion reiſen wollte, als mit ſeinem alten Bekannten Kerguelen. Er verübelte mir meine Anhänglichkeit an den Intendanten, der wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe

ſeines einnehmenden Weſens und ſeiner philoſophiſchen Grundſätze, als das Muſter eines guten Adminiſtrators und thätigen Beförderers aller derer zu betrachten war, die ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigen. Der Gouverneur ließ zwar in ſeinen Gedanken den Verdienſten und Tugenden des Intendanten volle Gerechtigkeit widerfahren, fand aber ein Vergnügen daran, ſeine Anſchläge zu hintertreiben. Hauptſächlich hielt er ſich darüber auf, daß der Intendant die Koloniſten zu Beförderung des Feldbaues ermunterte, und, wie ſich der Gouverneur auszudrücken beliebte, trotz dem Utrechter Friedenstraktat, die Kultur der Spezereyen in Aufnahme zu bringen ſuchte

Es würde nur Widerwillen erregen, wenn ich hier alle die abgeſchmackten Streitigkeiten erzählen wollte, weswegen ſich die Adminiſtratoren, zu Folge machiaveliſtiſcher Grundſätze, die leider nichts Seltenes ſind, in mehrere Parteien theilten; ſtatt daß ſie mit einander in Friede leben, und wenigſtens in ſofern gemeinſchaftliche Sache machen ſollten, als es das Wohl der ihrer Obſorge anvertrauten Länder betraf. Eine ſolche Vereinigung der Gemüther nahm man aber bei ihnen nur ſelten wahr. Dem ſey wie ihm wolle; genug ich hatte mir Glück zu wünſchen, daß meine Abreiſe durch die oberwähnten Kabalen verhindert wurde. Der unglückliche Marion und vier und dreißig ſeiner Reiſegefährten, wurden in Neu-Seeland ermordet. Auch mich würde daſſelbe Schickſal unfehlbar betroffen haben. Der Unterlieutenant Crozet, welcher auf Marion's Schiffe gedienet hatte, überbrachte mir deſſen

Reiſejournal, wovon ich im Jahr 1783 einen Auszug abdrucken ließ.

Ueber Isle de France.

Isle de France wurde von Mascarenhas entdeckt. Die Entſtehung dieſer Kolonie rührt von den erſten Niederlaſſungen der Franzoſen auf der Inſel Madagaskar her. In Betracht ihrer Seehäven glaubte man, daß ſie ſich ſehr gut zu einer Niederlage des indiſchen Handels ſchickte, und ihre Lage gewährte alle Vortheile eines völlig iſolirten Arſenals. Ich maaße mir nicht an, beſtimmen zu wollen, ob und wiefern dieſe Kolonie in Kriegszeiten für die franzöſiſchen Beſitzungen in Indien von Wichtigkeit iſt; wenn man ſie aber aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſo würde man natürlicher Weiſe auf den Gedanken geleitet, daß es nichts-weniger als gleichgültig ſeyn kann, die verſchiedenen Wege kennen zu lernen, welche man einſchlagen muß, um ſowohl im Frühjahr als Spätjahr dahin zu gelangen. Ich habe bereits gezeigt, daß dieſes der Hauptzweck meiner zweiten Reiſe nach Indien war, und der Intendant Poivre that alles Mögliche, damit ich denſelben erreichen ſollte. Er verſchaffte mir alle Journale, die dazu beitragen konnten, mir in Betreff dieſes Gegenſtandes Auskunft zu geben. Vom demjenigen, was ich in dieſer Hinſicht geleiſtet habe, werde ich nicht eher Rechenſchaft ablegen, als am Ende meiner Reiſe; denn die damit vereinbarten Diskuſſionen, intereſſiren nur Seefahrer.

Isle de France iſt auf der Charte des Oceans kaum

bemerkbar. Nach den Meſſungen des berühmten Aſtronomen La Caille, enthält ihre Oberfläche nicht mehr als 433000 Morgen Landes. Im ſüdlichen Theile erblickt man eine Reihe Berge, von welchen der höchſte vierhundert und vier und zwanzig Toiſen höher iſt als die Meeresfläche. Der nordweſtliche Theil iſt viel flacher und ebener, und man trifft daſelbſt, unter der Breite von 20 Gr. 10 Min. und unter der Länge von 35 Gr. weſtwärts von Paris einen guten Haven an. Hier iſt die Hauptſtadt der Kolonie, wo die Adminiſtratioren zu reſidiren pflegen. Sie beſteht aus Häuſern, die von Holz gebauet und nur ein Stockwerk hoch ſind. Jedes Haus ſteht einzeln und hat eine Einfaſſung von Paliſſaden. Die Straßen ſind ziemlich gerade. Dieſe altväteriſche Stadt liegt im Hintergrunde des Havens, am Eingange eines engen Thals, das nur halb ſo breit als der vierte Theil einer fr. Meile, und nur drei Viertel einer ſolchen lang iſt. Dieſes Thal iſt von ſehr hohen an einander hängenden Bergen umgeben, auf welchen heutiges Tages kein Baum, nicht einmal ein Strauch, wächſt. Die Seiten dieſer Berge ſind mit Chinawurzeln bedeckt, deren holzartige Wurzeln an der brennenden Sonnenhitze ſo austrocknen, daß ſie der kleinſte Feuerfunke in helle Flamme ſetzet. Es entſtehen daher alle Jahre ſtarke Brände, welche zuweilen in der Nähe befindliche Waldungen in die Aſche legen, und der ganzen Landſchaft ein äuſſerſt widerliches Anſehen geben. Am Ende der Berghöhen, welche dieſes öde Thal umgeben, ragt ein Fels hervor, welcher vierhundert und ſechzehn Fuß höher iſt, als die Meeresfläche. In dieſer gebirgigen Gegend ſtehen hie und da einzelne Bäume;

auch entſpringt hier ein kleiner Bach, der durch die Stadt fließt. Das Waſſer dieſes Baches iſt aber nicht trinkbar. Im Jahr 1734 entſchloß ſich die Oſtindiſche Kompagnie, am daſigen Haven beträchtliche Etabliſſements anzulegen. Sie übertrug dieſes Geſchäft dem berühmten Mahé la Bourbonnais. Dieſer Mann, der ganz dazu geboren war, über Menſchen zu gebieten, weil er ſie kannte und ſich Gehorſam von ihnen zu verſchaffen wußte, legte in dieſen fernen Weltgegenden den Beweis ab, daß er ein eben ſo brauchbarer Adminiſtrator ſeyn könne, als er ein geſchickter Seefahrer und unerſchrockner General war. Ihm allein hat man die Waſſerleitungen, die Brücken, die Spitäler und die vorzüglichſten Magazine zu danken. Kurz, faſt alle jene Anlagen, welche gegenwärtig zum Nutzen der Kolonie gereichen, ſind das Werk dieſes Mannes von Genie. La Bourbonnais verſtand ſich auf die gemeinſten und für die Kolonie unentbehrlichſten Handarbeiten. Oft ſah man ihn ſchon mit Anbruche des Tages, wie jeden andern Taglöhner mit dem Schubkarren fahren; oder man traf ihn auch wohl mit der Kelle in der Hand an. Da er ſelbſt mit guten Beiſpielen voran gieng, ſo konnte es nicht anders ſeyn, als daß man ſeine Abſichten, wie überhaupt alles, was er während ſeiner zwölfjährigen Adminiſtration veranſtaltete, ſo viel wie möglich zu befördern ſuchte, Daher kam es denn auch, daß alles, was er unternahm, eben ſo ſchnell als glücklich von ſtatten gieng.

Ferner hat man es dem La Bourbonnais zu danken, daß das Hauptetabliſſement an dem Haven auf der Nord-

weſtſeite dieſer Inſel angelegt wurde. Ein Mann, der keine ſo gründlichen Einſichten gehabt hätte, würde vielleicht dem ſüdlichen Haven den Vorzug gegeben haben, weil dieſer viel geräumiger und bequemer iſt; denn nur der Seemann ſieht ein, daß ein Haven, der unter dem Winde liegt, ganz auſſerordentliche Vortheile gewähret, beſonders in ſolchen Gewäſſern, wo anhaltende Winde herrſchen. Ueberdies laſſen ſich dergleichen Häven weit leichter vertheidigen, als andere, da man die Schiffe, um daſelbſt einlaufen zu können, bugſiren muß.

Zu jener Zeit, wo Isle de France von Mascarenhas entdeckt wurde, war der Erdboden bis auf die höchſten Berggipfel mit Holz bewachſen. Dieſes brannten die Koloniſten anfänglich ab, wenn es ihnen darum zu thun war, einen Strich Landes urbar zu machen. Klüger würden ſie gehandelt haben, wenn ſie hier und da einzelne Waldſtrecken ſtehen gelaſſen hätten. In heißen Ländern kann der Erdboden ſchlechterdings nichts hervorbringen, wenn er nicht zum öftern vom Regen befeuchtet wird, und dennoch regnet es nur ſelten in Gegenden, die von Bäumen entblößt ſind; denn nur die Wälder haben die Eigenſchaft, die Wolken an ſich zu ziehen, und aus denſelben die Feuchtigkeit abzuleiten. Dadurch, daß man das Erdreich in der Nähe des Havens ohne Maaß und Ziel urbar machte, wurde derſelbe ſchon vor mehreren Jahren ſo ſehr verſchüttet, daß ſich die Schiffe jetzt nirgends vor Anker legen können, wo ſie vor den hineinſchlagenden Meereswogen und vor den Sturmwinden geſichert ſind. Seitdem man die Wälder in Aſche gelegt und die großen Bäume

umgehauen hat, die das Herabſchießen der Erde verhinderten, iſt dieſe von den Bergrücken in die Thäler hinabgeſtürzet, ſo daß ſie heutiges Tages großen Theils damit ausgefüllt ſind. Als der Haven noch nicht verſchüttet war, fanden die Schiffe hier einen ſicheren Zufluchtsort vor den Orkanen, die im Spätjahre in dieſen Gegenden große Verheerungen anrichten. Sonach hatte der unverzeihbare Leichtſinn und temporäre Vortheil einiger wenigen Koloniſten die Folge, daß ein Haven beinahe ganz unbrauchbar gemacht wurde, der als die einzige Schutzwehr unſerer Kriegsmacht und als die bequemſte Niederlage unſeres Handels in den indiſchen Gewäſſern zu betrachten iſt. Poivre's Scharfblick drang zu tief ein, als daß er die vorgefallenen Fehler nicht klar und deutlich hätte wahrnehmen ſollen. Er genehmigte einen Plan, welchen ihm Tromelin, ein Offizier von ſeltenen Verdienſten, zu deren Verbeſſerung vorlegte. Er that noch mehr als dieſes; denn er machte dem Miniſter die dringende Nothwendigkeit einleuchtend, ſich damit zu beſchäftigen. Der eben genannte Offizier hatte den Vorſchlag gethan, den Bergſtrömen, welche ſich nebſt der weggeſchwemmten Erde in den Haven ſtürzen, einen ganz anderen Lauf anzuweiſen, und in dem ſchlammigen Boden des ſogenannten Trou-Fanfaron, jenes geräumige Becken anzulegen, wo mehrere Schiffe zu gleicher Zeit vor Anker gehen können, und gegen die Orkane geſichert ſind. Durch dieſen ſchlammigen Grund mußte man noch überdies einen Kanal führen, um die beſagten Ströme hindurch zu leiten. Ich muß geſtehen, daß dieſes Unternehmen ſehr glücklich ausfiel, und ganz der Erwartung entſprach; zugleich aber darf ich dieſer Ar-

heit das gebührende Lob nur ſpärlich ertheilen, da der Mann, welcher den Plan dazu entworfen, und ihn ſo glücklich ausgeführt hat, mein nächſter Verwandter und vertrauteſter Freund iſt. Die Kolonie hat ihm ihren Dank gezollt, und ſeinen Namen dem des Intendanten Poivre an die Seite geſetzet, ſo daß er auf dieſer Inſel bis in die ſpäteſten Zeiten mit aller der Achtung genannt werden wird, die dem wahren Verdienſte gebührt. Wer die Wichtigkeit dieſer Arbeiten gehörig beurtheilen will, muß die Wirkungen der Orkane mit angeſehen haben. Eine fürchterlichere Naturerſcheinung als dieſe kann man unmöglich ſich vorſtellen. Ein Orkan iſt faſt immer mit Gewittern und Erdbeben vereinbaret; die ganze Atmoſphäre ſteht im Feuer, und die Winde ſtürmen mit der äußerſten Wut aus allen Himmelsgegenden. Ein Orkan iſt eine Art von Waſſerhoſe, die demjenigen Theile des Erdbodens, auf welchem ſie ruhet, den gänzlichen Untergang drohet; während der Zeit, daß ſie ſich konzentriret, verurſacht ſie auſſerordentlich heftige Wirbelwinde. So zeigt ſich dieſe furchtbare Naturerſcheinung wenigſtens den Seefahrern, und die Schiffe bleiben oft unweit dem Orte, wo dieſe Orkane ihre verheerenden Wirkungen äuſſern, ganz ruhig vor Anker liegen. Wenn der Wind mit ſolcher Heftigkeit weht, daß er, in Zeit von einer Sekunde einen Raum von mehr als hundert und funfzig Fuß durchläuft, ſo iſt nichts vermögend ihm Widerſtand zu leiſten. Er reißt die ſtärkſten Bäume aus der Erde, und wirft die maſſivſten Häuſer um. Die ſchwerſten Anker, die dickſten Taue, und der beſte Ankergrund ſchützen alsdann die Schiffe nicht vor der Gefahr, losgeriſſen, an die Küſte

geworfen und zertrümmert zu werden; es müßte denn ſeyn, daß ſie das Glück hätten, auf ſchwammigem Boden ſich feſtzuſezen. Ich ſah, daß die große Stange des Mars, eines Schiffs von vier und ſechzig Kanonen, dicht bei dem Eſelshaupte vom Winde zerbrochen wurde, ob man gleich die Segel eingerafft hatte. Dieſer Vorfall, welchen nur Seefahrer gehörig zu beurtheilen wiſſen, kann ihnen zum Beweiſe dienen, daß ich die Sache gewiß nicht übertreibe, wenn ich behaupte, daß der Wind, während der entſezlichen Stürme, welche im März 1771 auf Isle de France ſo große Verwüſtungen anrichteten, in einer Zeit von einer Sekunde einen Raum von hundert und zwanzig Toiſen durchlief. Dies war der zweite Orkan, den ich als Augenzeuge mit anſah, der aber nicht ſo fürchterlich wütete, wie der erſte, der einen Monat vorher ſtatt gehabt hatte. Wir wollen ein wenig bei der Beſchreibung dieſes Ereigniſſes ſtehen bleiben. Es war im Febr. 1771 als ich wahrnahm, daß das Queckſilber in meinem Barometer ſehr ſchnell und ganz ungewöhnlich fiel. Dieſe Erſcheinung ließ mich nichts Gutes vermuthen, ſo daß ich für nöthig erachtete, den Adminiſtratoren der Kolonie meine Beſorgniſſe mitzutheilen. Dies geſchah Nachmittags um vier Uhr. Der Intendant Poivre ließ ſogleich den Havenkapitän zu ſich bitten. Dieſer Offizier hatte den Orkan von 1761 mit angeſehen, und ſagte, es gäbe ganz andere Kennzeichen, woraus man auf die Annäherung eines Orkans ſchließen könne, als die Veränderungen des Barometerſtandes. Seiner Ausſage zu Folge mußten die Negern ehe der Sturm losbrach, von den Gebirgen herabkommen, und uns davon Nachricht ertheilen. Auch müſſe

man, ſprach er, den Untergang der Sonne beobachten, um auf die Annäherung des Orkans zu ſchließen. Kurz, dieſer ſtörriſche Seemann ließ ſich eben ſo wenig durch Poivre's Bitten als durch meine Beobachtungen bewegen, auch nur die allermindeſte Anſtalt zu Sicherſtellung der Schiffe zu treffen. Wir ſollten und mußten ſchlechterdings warten, bis die Sonne untergegangen ſeyn würde. Mittlerweile fiel das in meinem Barometer enthaltene Queckſilber immer ſchneller und tiefer, und der Havenkapitän that ſich auf ſeine Vorherſagung nicht wenig zu gut, als er ſah, daß die Sonne ſchöner als gewöhnlich unter den Horizont ſank, und ſeine Ausſage zu beſtätigen ſchien. Allem Vermuthen nach bemitleidete er uns, daß wir auf die Variationen eines Inſtruments achteten, das er vielleicht in ſeinem ganzen Leben nie zu Rathe gezogen hatte. Gewiß, wer ſich damit abgeben wollte, den Schaden und Nachtheil zu zeigen, den unwiſſende und vom Selbſtdünkel ſtrotzende Obere angerichtet haben, der würde ein Gemälde entwerfen, das eben ſo intereſſant als nützlich ſeyn müßte.

Wie mag nicht der Havenkapitän erſchrocken ſeyn, als er ſich nicht länger verhelen konnte, daß er unrecht hatte! Abends um ſieben Uhr brach das Ungewitter los, und vor neun Uhr waren bereits alle im Haven liegende Schiffe an den Strand geworfen worden, ausgenommen das Flutſchiff l'Ambulante und eine Korvette, die den Namen Vert-Galant führte. Die Ambulante wurde in die offene See getrieben, und die Korvette, welche an einem Kabeltau befeſtiget war, hatte man kaum losgemacht, als ſie die Wellen verſchlangen.

Die Ambulante, welche ihr Steuerruder und alle ihre Segel verlor, nicht mit Lebensmitteln verſehen war, und noch überdies ein Detaſchement des irländiſchen Regiments de Clare an Bord hatte, war länger als zwölf Stunden ein Spiel der Winde, welche dieſelbe um die Inſel herumtrieben. Endlich, wie durch eine Art von Wunder, warf der Sturm dieſes Schiff auf die einzige an der Küſte befindliche Stelle, wo die Mannſchaft während dieſes entſetzlichen Sturms, aber freilich nur mühſam, ſich retten konnte. Die Schreckniſſe dieſer fürchterlichen Naturbegebenheit werden hauptſächlich noch dadurch vergrößert, daß es den Menſchen phyſiſch unmöglich iſt, einander zu Hülfe zu kommen. Mitten unter den Ruinen, von welchen man umgeben iſt, muß man unbeweglich auf einerlei Stelle bleiben. Man muß ſein Schickſal erwarten, ohne daſſelbe vorherſehen, oder ihm entgehen zu können. Das Toben des Windes und der heftige Regen geſtatten ſchlechterdings nicht, daß man den Zufluchtsort, wo man ſich verſteckt hat, verlaſſen darf. In dieſer fürchterlichen Lage beugt ſich der Menſch unter das Joch der unvermeidlichen Nothwendigkeit, und ſcheint alles Bewußtſeyn verloren zu haben. In einer Art von Betäubung erwartet er jeden Augenblick den Todesſtreich, und ohne zu murren erträgt er Leiden, die er nicht abwenden kann. Der Orkan dauerte damals achtzehn Stunden in einem fort. Ungeachtet der Regen in Strömen herabſchoß, und es unaufhörlich donnerte und blitzte, wollte ſich dennoch der Sturm nicht legen. Um drei Uhr Nachmittags blieb endlich das Queckſilber, welches zeither um fünf und zwanzig Linien gefallen war, ſtehen. Bald nachher ſieng es an zu ſteigen; die

Wirbelwinde ließen nach, und der Wind ward anhaltend. Indeß mußte man ſich doch bis Abends ſechs Uhr gedulden, ehe man den Unglücklichen zu Hülfe kommen konnte, welche Schiffbruch gelitten hatten, und am Geſtade in einem Zuſtande lagen, den alle die, welche ihn mit angeſehen haben, nicht traurig genug ſchildern können.

Es dauerte länger als drei Wochen, ehe man die Kommunikationswege, die aus einer Gegend der Inſel in die andere führen, und theils durch die ausgeriſſenen Bäume verſperret, theils vom ausgetretenen Waſſer verdorben waren, wieder in guten Stand ſetzen konnte. Eben ſo lang dauerte es, ehe man von der Ambulante, die ſechs Seemeilen weit vom nordweſtlichen Haven geſcheitert war, Nachricht erhielt. Alle Feldfrüchte waren zu Grunde gerichtet; ſo daß man die Schiffe, welche am wenigſten gelitten hatten, in der Geſchwindigkeit ausbeſſern und ſie nach Madagaskar ſchicken mußte, um von da Lebensmittel und andere unentbehrliche Dinge herbeizuholen. Man wendete ſich dieſes dringenden Geſchäfts wegen an einen Offizier von ausgezeichneten Verdienſten, dem die Oberaufſicht über das Sicherheits-Baſſin anvertraut war, wovon in der Folge die Rede ſeyn wird. Unter dieſen ſo mißlichen Umſtänden konnte es einem Adminiſtrator, der Kopf hatte, gewiß nicht an Gelegenheit fehlen, ſich von der vortheilhafteſten Seite zu zeigen.

Poivre hatte ſich, vermöge einer preißwürdigen Sorgfalt, bewogen gefunden, mehrere Schiffe am Vorgebirge der guten Hoffnung überwintern zu laſſen. Sobald die

Befehlshaber dieſer Fahrzeuge von dem Unglücke, welches die Einwohner von Isle de France betroffen hatte, Nachricht erhielten, beeiferten ſie ſich, dieſelben ohne den mindeſten Verzug mit allem zu verſorgen, was ſie zu ihrer Unterſtützung bedurften. Vermittelſt dieſer Hülfsleiſtungen wurde die Kolonie gerettet; denn ſie kamen kurz zuvor daſelbſt an, als ein zweiter Orkan die Hoffnung der unglücklichen Bewohner von Isle de France gänzlich darniederſchlug und ihnen allen Muth benahm. Wenn Poivre's Verdienſte nicht allgemein anerkannt wären, ſo würde ich es mir zum angelegenſten Geſchäft machen, ſeinem Andenken hier eine Lobrede zu halten, wie ſie Jeder verdienet, der ſich auf ſeinem Poſten um die Menſchheit ein bleibendes Verdienſt erwirbt. Gern hätte mein Herz dies Bedürfniß befriedigt, aber ſeine Biographie iſt bereits von Dupont von Nemours, der ſeine in jedem Betracht achtungswerthe Wittwe geheurathet hat, in Druck gegeben worden. Bei ſo bewandten Umſtänden kömmt es mir nicht mehr zu, vor den Augen des Publikums die tief durchdachten Abſichten zu entwickeln, nach welchen dieſer ächte Philoſoph in allen Verhältniſſen ſeines Lebens zu handeln pflegte. Sein Eifer, den Feldbau in Aufnahme zu bringen, bewog ihn, den Koloniſten anſehnliche Vorſchüſſe zu machen um den Anbau der Körnerfrucht zu beleben. Die erſte Bedingung, welche er bei dergleichen Gelegenheiten machte, war dieſe, daß ſie die Früchte in Natur abliefern ſollten, und dieſe Einrichtung hatte die Folge, daß die Magazine jederzeit angefüllt waren. Da es ihm ernſtlich darum zu thun war, die Kolonie, deren Wohlfahrt man ihm anvertrauet hatte, immer mehr in Flor zu bringen, ſo ließ er Pro-

durfte aus allen vier Weltgegenden in den daſigen Boden verpflanzen. Zu dem Ende kaufte er der ehemaligen Oſtindiſchen Kompagnie den Garten Monplaiſir ab. Er ſelbſt beſchäftigte ſich mit der Wartung und Pflege exotiſcher Pflanzen und Gewächſe. Er war der erſte, der auf den Einfall kam, ein Stück Feld zu unterminiren, um das darauf befindliche Unkraut von Grund aus zu vertilgen, und dadurch das Gedeihen ſeiner Pflanzungen zu befördern. Dieſem nämlichen Intendanten haben die franzöſiſchen Kolonien die Kultur der Gewürznelken und des Muskatnußbaums zu verdanken, welche jetzt einen ſo beträchtlichen Zweig des franzöſiſchen Handels ausmachen. Seiner Sorgfalt allein iſt es zuzuſchreiben, daß der Garten Monplaiſir eine Menge köſtlicher Pflanzen enthält, wovon Céré ein weitläuftiges Verzeichniß herausgegeben hat. Dieſer achtungswürdige Koloniſt, der in jedem Betrachte Poivre's Freund zu ſeyn verdiente, hat über dieſe eben ſo wichtige als nützliche Pflanzſchule lange die Aufſicht geführt.

Da die Orkane auf Isle de France ſo gräuliche Verwüſtungen anrichten, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, von welcher Wichtigkeit für die daſigen Koloniſten ein ſicherer Haven ſeyn müſſe. Der Schiffskapitän Tromelin, ein Mann, der überaus viel Erfindungsgeiſt beſaß, und in allen Theilen ſeiner Kunſt ſehr erfahren war, zeigte dem Intendanten Poivre, daß es allerdings möglich ſey, die Bergſtröme nebſt der Erde, welche ſie mit fortſchwemmten, durch Anlegung mehrerer Dämme und Kanäle hinter der Inſel Tonnelier ins Meer zu leiten, ſo daß man alsdann

den Haven austiefen könne, ohne befürchten zu müſſen, daß er von neuem verſchüttet werde. Ein großes Baſſin, Trou-Fanfaron genannt, das dreihundert Toiſen lang, und ſechzig Toiſen breit iſt, konnte nicht nur mehrere Schiffe zu gleicher Zeit aufnehmen, ſondern ſie auch gegen die heftigſten Sturmwinde in Sicherheit ſetzen. Vorher aber mußte man in den Schlamm, welchen es enthielt, einen Abzug machen, um hineinkommen, und dieſes Baſſin, deſſen mittlere Tiefe nicht über zehn Fuß betrug reinigen zu können. Es kam alſo darauf an, den Schlamm auszuheben, und dieſer konnte durch vier mit Fallklappen verſehene Schiffe, in Zeit von weniger als ſechs Jahren, aus dem Trou-Fanfaron ſammt und ſonders hinausgeſchafft werden. Poivre und der damalige Interims-Kommandant der Kolonie, der verehrungswerthe Steinaure, nahmen es auf ſich, dieſes Projekt dem Seeminiſter im Namen der Kolonie vorzulegen. Es fand allen Beifall, den es verdiente, und die zu Ausführung deſſelben erforderlichen Gelder wurden angewieſen. Es kömmt mir nicht zu, dieſes ſo außerordentlich wichtige Projekt zu würdigen. Ich habe bereits des Umſtandes erwähnt, daß der Offizier, welcher es entwarf, mein Verwandter und Freund iſt. Die Kolonie hat ihm aber, in Betracht dieſer Arbeit, ein Ehrendenkmal errichten laſſen, und dadurch gezeigt, daß ſie dieſelbe zu ſchätzen wußte.

Die Inſel Isle de France, welche man, was die geſunde Luft und das milde Klima betrifft, mit den Kanariſchen Inſeln vergleichen kann, wird von einer großen Anzahl Bäche bewäſſert. In ihrem Innern giebt es mehrere

Teiche, und zu allen Jahreszeiten fällt daſelbſt Regen, weil die daſigen Berge und Wälder die Wolken anziehen, und die darin enthaltene Feuchtigkeit einſaugen. Der Boden iſt fruchtbar und eiſenhaltig; denn es iſt nichts ſeltenes, daß man auf der Oberfläche deſſelben gediegene Stückchen Eiſen von der Größe einer Erbſe findet. Was die verſchiedenen Produkte dieſer Inſel betrifft, ſo ſind dieſelben von dem gelehrten Naturforſcher Commerſon ſo vollſtändig geſammelt und beſchrieben worden, daß in dieſer Hinſicht nichts mehr zu wünſchen übrig bleibt. Fragt man, wo dieſe gemeinnützigen Nachrichten und dieſe reichhaltige Sammlung, die eines Platzes im Muſeum des botaniſchen Gartens ſo würdig iſt, dermalen aufbewahrt werden? Der gelehrte Jüſſieu iſt es, an den man ſich in dieſer Hinſicht zu wenden hat.

Man beſorgt, Poivre's Nachfolger, der nie dazu aufgelegt ſchien, nützliche Kenntniſſe zu befördern, habe mancherlei Dinge, die für ihn keinen Werth hatten, unter die verlegene Waare, oder in die Winkel der Vorrathshäuſer werfen laſſen, wo ſie Niemand mehr ſucht. Nach Commerſon's Abſterben wurde Poivre benachrichtigt, daß man ſich um die koſtbare Sammlung dieſes Naturforſchers, der mit Bougainville die Reiſe um die Welt gemacht, und die Rückkehr in ſein Vaterland bloß deswegen verſchoben hatte, um zuvörderſt die Produkte von Isle de France und Madagaskar kennen zu lernen, weiter gar nicht bekümmert habe. Dem ſey wie ihm wolle; genug ich fand es nicht rathſam noch länger auf Isle de France zu verweilen, als dieſer ein=

ſichtsvolle Adminiſtrator, der mich mit ſeinem beſonderen Zutrauen beehrte, von da zurückberufen wurde. Ich bat mir die Erlaubniß aus, ihn begleiten zu dürfen, und erhielt ſie. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie ſehr ſich auf der langwierigen Fahrt von Isle de France nach Europa, meine Kenntniſſe in Bezug auf Indien, China und Cochinchina, in dem Umgange mit einem Manne erweiterten, der dieſe Länder nicht nur als ächter Philoſoph bereiſet, ſondern auch die Sitten und Gebräuche der daſigen Einwohner genau unterſucht, und ſich mit ihren Kunſt- und Natur-Produkten bekannt gemacht hatte.

Rückreiſe von Isle de France nach Breſt.

Im Monat Oktober 1772 reiſete ich in Poivre's Geſellſchaft von Isle de France ab. Das Schiff, auf welchem wir uns einſchifften, hieß der Indianer, und wurde vom Kapitän d'Arros befehligt. Poivre hatte ſeine Gattin und Kinder bei ſich. Man kann ſich nicht vorſtellen, wie zuvorkommend und artig ſich unſer rechtſchaffener Kapitän gegen ſeine Paſſagiere betrug. Unſer Aufenthalt am Vorgebirge der guten Hoffnung dauerte vierzig Tage, und während dieſer Zeit hatten wir hinlängliche Muſſe, dieſe intereſſante Kolonie kennen zu lernen. Kapitän Cook war zwei Tage früher, als wir dort ankamen, abgeſegelt, um ſeine zweite Reiſe um die Welt zu machen. Da er wußte, daß wir dort eintreffen würden, ſo hatte er auf unſere Ankunft gehofft, um von Kerguelen's Entdeckungsreiſe nach den Südländern einige Nach-

ſicht zu erhalten. Der Gouverneur Plettenberg hatte ihm erzählt, daß zwei franzöſiſche Schiffe unter dem Meridian von Isle de France, in der ſüdlichen Breite von 48 Grad ein Land entdeckt und daſſelbe auf eine Strecke von acht und vierzig Meilen umſchifft hätten. Endlich wären ſie an eine Bucht gekommen, und eben als ſie hätten in dieſelbe einlaufen wollen, ſie ein Windſtoß in die offene See getrieben und von einander getrennt habe. Wir erſehen aus dem Reiſejournal dieſes berühmten Seefahrers, daß der berühmte Naturforſcher Forſter den Schweden Sparmann, einen Schüler des Linné, auf dem Kap antraf, und, in der Ueberzeugung, daß derſelbe auf der bevorſtehenden Reiſe ſehr nützliche Dienſte leiſten könne, den Kapitän Cook dringend erſuchte, daß er dieſen kenntnißreichen Botaniker dazu bewegen möchte, ſich an Bord ſeines Schiffs zu begeben. Cook that es, und Sparmann ſchiffte dem zu Folge ſich ein, um Forſtern, der ihn dafür entſchädigte, und ihm noch überdies eine feſtgeſetzte Geldſumme zahlte, bei ſeinen Arbeiten hülfreiche Hand zu leiſten. Der Gedanke, ſagt Forſter der jüngere, Naturprodukte in Ländern zu ſammeln, die man in Europa noch gar nicht kannte, hatte für ihn ſo viel Anziehendes, daß er ſich glücklich ſchätzte, uns auf unſerer Reiſe begleiten zu dürfen. Sein Enthuſiasmus für die Naturwiſſenſchaft blieb ſich jederzeit gleich. Wir lernten ihn als einen ſehr geſchickten Arzt kennen, und bei allen Gelegenheiten zeigte er ſich als ein Mann von gefühlvollem Herzen und als ein wahrer Philoſoph. Cook reiſete nicht eher vom Vorgebirge der guten Hoffnung ab, als am zwei und zwanzigſten September 1772 und den vier und zwanzigſten deſſel-

ten Monates langten wir daſelbſt an. Sparmanns Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung macht alle anderweitigen Bemerkungen, die wir dem Publikum über dieſes intereſſante Land mittheilen könnten, überflüſſig.

Die ſüdliche Spitze des großen Kontinents von Afrika wurde im J. 1487 von Bartholomäus Dias, einem portugieſiſchen Seefahrer, entdeckt. Das berühmte Vorgebirge, welches den äußerſten Theil derſelben ausmacht, wurde aber nicht eher als 1497 von Vasco de Gama umſchifft. Dieſer war alſo der erſte, welcher den Europäern den Weg nach Indien zeigte. Heutiges Tages iſt dies ein leichter und ganz gewöhnlicher Weg; in jenem früheren Zeitalter glaubte man aber, daß ein Seemann außerordentlich viel Muth und Geſchicklichkeit beſitzen müſſe, denſelben zurückzulegen. Herodot erzählt, unter der Regierung des Nekao hätten die Phönizier drei Jahre Zeit gebraucht, um die Reiſe nach Afrika zu machen. Während dieſer Fahrt waren ſie an den Küſten des großen Weltmeeres vorübergeſchifft, und ſodann durch die Meerenge bei Gibraltar nach Aegypten zurückgekehrt. Dieſer Nekao, welcher ſechshundert Jahre vor Chriſti Geburt lebte, hatte ſich vorgenommen, die Mittelländiſche See und das rothe Meer durch Anlegung eines Kanals mit einander in Verbindung zu ſetzen. Der karthaginenſiſche Heerführer Hanno ſchiffte durch dieſelbe Meerenge aus der Mittelländiſchen See in das große Weltmeer. Er war Willens, den damaligen Beherrſcher Siciliens, Agathokles, zur See zu bekriegen; aber Mangel an Lebensmitteln verhin-

derte ihn, ſeine Fahrt zu vollenden. Da jedoch die ältern Seefahrer immer nur an den Küſten hinſteuerten, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß die Verdienſte, welche ſich jene berühmten Männer, die wir ſo eben genannt haben, um die Schiffahrt und den Handel erwarben, durch jene frühere Unternehmungen nicht das mindeſte von ihrem Werthe verlieren.

Die erſte Anlage einer Kolonie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ſchreibt ſich vom Jahre 1650 her. Van Risbeck, ein holländiſcher Wundarzt, war der erſte, welcher die Bemerkung machte, daß ſich die Oſtindiſche Kompagnie überaus große Vortheile verſchaffen könnte, wenn ſie daſelbſt eine Niederlage und einen Erholungsort für die Seeleute anlegte, die nach Oſtindien fahren. Die daſigen Koloniſten ſind größtentheils Holländer oder Teutſche, bis auf einige Familien, welche ſich ehedem in einem gewiſſen Bezirke, Klein-Rochelle genannt, niedergelaſſen, und aus Frankreich ſtammten. Die Einwohner der Kapſtadt ſind gaſtfreundlich, und der Fremde hat alle Urſache, den Karakter der Koloniſten zu rühmen. Wenn man eine holländiſche Stadt geſehen hat, ſo iſt es eben ſo viel, als hätte man ſie alle geſehen. Sie beſtehen durchgehends aus breiten nach der Schnur angelegten Straßen, die auf beiden Seiten mit Bäumen beſetzt ſind, welche die Vorderſeite der Häuſer beſchatten. Letztere ſind nur ein Stockwerk hoch, und werden außerordentlich ſauber und rein gehalten. In der Kapſtadt ſind mehrere Kanäle, aber das darin befindliche Waſſer hat keinen Abfluß, und würde die Luft verpeſten, wenn nicht beſtändig friſche

Winde wehten, und ſie von den ſchädlichen Ausdünſtungen reinigten. Den Sklaven kömmt die Fruchtbarkeit des Landes überaus gut zu ſtatten. Sie werden reichlich mit Brod, Fleiſch und Gemüſe verſehen. Sie ſchlafen auf Betten oder Matratzen, und bekommen ſogar Decken. Die Männer ſowohl als die Frauensperſonen ſind anſtändig und auf eine ſolche Art gekeidet, daß ſie bei der rauhen Jahreszeit nicht Noth leiden. Die Holländer beziehen ihre Sklaven von Madagaskar und Batavia. Die Malegaſchen ſind treffliche Dienſtboten und verſtändige Leute; auf die Malaien aber muß man ein wachſames Auge haben, denn ſie berauſchen ſich gern durch Opium, und begehen nachher alle mögliche Ausſchweifungen. Daher kömmt es denn auch, daß der Gebrauch dieſer ſchädlichen Subſtanz, die auf dem Kap unbeſchreiblich viel Unheil angerichtet hat, bei harter Strafe verboten iſt. Die urſprünglichen Einwohner, welche ſich noch jetzt in den Gegenden aufhalten, die zunächſt bei den holländiſchen Beſitzungen liegen, leben wie unſere uralten Vorfahren, als Hirten. Die Hottentotten, ſo nennt ſich dieſes Volk, haben ſich in das Innere des Landes, bis auf dreißig fr. Meilen von der Kapſtadt zurückgezogen. Jeder Kraal, oder jedes Dorf wählt zwei Männer aus ſeinem Mittel, die der Kapitän und der Korporal genennet werden, und beauftragt ſind, mit der Regierung wegen des Preißes der Waaren übereinzukommen, die ſie auf den Markt bringen. Die Sprache dieſer Leute iſt von ſolcher Beſchaffenheit, daß ſie allemal mit der Zunge ſchnalzen, ehe ſie zu reden anfangen. Allem Vermuthen nach iſt dies die Urſache, weswegen ſie ehedem Schoc-ſchoquas genannt

wurden; denn dies iſt die Benennung, unter welcher ſie auf den alten Charten, die man von dieſer Inſel hat, vorkommen. Sie ſind groß, hager, und ſehen dunkelbraun, beinahe rußfarben aus. Sie haben eine platte Naſe, einen großen Mund, dicke Lippen und krauſes Haar. Sie hängen Schaaffelle um, und tragen Mützen und Gürtel von Leder. Ihr Anſehen iſt ekelhaft, weil ſie ſich über und über mit Fette beſchmieren, und überhaupt ſehr unreinlich ſind. Die Luft auf dem Kap und die Nahrungsmittel ſind ſo geſund, daß alle die, welche mit dem Scharbock behaftet oder auf andere Art krank ſind, in kurzer Zeit daſelbſt hergeſtellt werden. Bei den gutmüthigen Holländern iſt die Tafel jederzeit mit Käſe, friſcher Butter, Brod, Melonen, Weintrauben, Pfirſchen und Aprikoſen, Wein, Thee, Kaffee, Tabak und Pfeifen, beſetzt. Um zwölf Uhr ißt man zu Mittag, und um ſieben zu Nacht. Bei dieſen Mahlzeiten herrſcht ein weit größerer Ueberfluß an ſchmackhaftem Fleiſche, Wildprät, Gemüſe und Fiſchen, als in irgend einer anderen Kolonie. Der Kompagniegarten verdienet nur inſofern einige Erwähnung, als europäiſche Bäume darin ſtehen, die hier zu eben der Zeit Früchte tragen, wo ſie in Frankreich kein Laub mehr haben. Man unterhält hier eine Menagerie, die von der Menge Thiere, welche man in dieſer entlegenen Gegend von Afrika antrifft, nur einen ſchwachen Begriff giebt. Im ſüdlichen Theile giebt es eine Menge ſehr hoher Berge, die aus Granit beſtehen, und worin man eben ſo wenig Verſteinerungen als irgend eine Spur vulkaniſcher Produkte wahrnimmt. Poivre konnte die Blumen, die in der Gegend der Kapſtadt wachſen, nicht genugſam bewundern. Das

Thierreich zeichnet ſich hier eben ſo vortheilhaft aus, wie das Pflanzenreich.

Die Giraffe, der Elephant, das Nashorn, der Büffel, der Löwe, das Pantherthier, der Tiger, das Zebra, das Flußpferd, der Kaſuar und der Strauß, der Adler, und eine Menge kleinerer Thiere, wie z. B. Gazellen und Antilopen, ſind in dieſen Gegenden einheimiſch.

Auf dem Kap bereitet man Weine, die von verſchiedener Qualität ſind. Der gewöhnliche Trinkwein hat viele Aehnlichkeit mit dem Madera, der aus getrockneten Trauben bereitet wird; jene Gattung hingegen, die man Konſtantia nennet, und wozu ſich in Frankreich ſo viele Liebhaber finden, iſt nur in kleiner Quantität zu haben. Der große Konſtantia-Weinberg giebt ungefähr zweihundert Alverammen, jede zu fünf und vierzig Kannen. Da nun die Alveramme mit fünf und dreißig Piaſtern bezahlt wird, ſo gewährt dies dem Eigenthümer eine jährliche Einnahme von ſieben tauſend Piaſtern. Hieraus erhellet, daß man dieſen rothen Muskatenwein, der ſo ſehr geſucht wird, in Europa ſelten ächt bekömmt. Eben ſo verhält es ſich auch mit dem blanken Konſtantiawein, der in der Nähe des ebengenannten Berges auf einer minder beträchtlichen Anhöhe wächſet. Die Alveramme blanker Konſtantia-Wein kömmt auf dem Platze nur dreißig Piaſter zu ſtehen. Vander Spöi, der damalige Beſitzer des großen Koſtantia-Berges, lud den Intendanten Poivre zu einem Mittagsmal in ſeiner Wohnung ein. Auch ich war von der Partie. Als wir uns dahin verfügten, kamen wir

durch einen Wald, deſſen Laub mit jenem unſerer Weidenbäume viele Aehnlichkeit hatte. Jedes Blatt war mit einer Art von weißem Pflaum überzogen, und wenn es der Wind bewegte glänzte es wie Silberlahn. Dieſer täuſchende Glanz hat vermuthlich Anlaß gegeben, dieſe Art von Bäumen Silberbäume (Protea argentea) zu nennen. Als wir zu dieſem Walde hinaus waren, führte uns der Weg an mehreren Weinbergen vorbei. Die Weinreben werden hier nicht an Pfählen befeſtigt, ſo daß die Trauben beinahe auf die Erde hängen. Man ſchneidet ſie nicht eher ab, als bis ſie völlig reif ſind. Ich muß geſtehen, daß wir auf dem Wege, der von der Kapſtadt nach dem Konſtantia-Berge führt, wenig angebauetes Land ſahen; als wir aber zu Neuhauſen den Garten der Oſtindiſchen Kompagnie in Augenſchein nahmen, wunderte ſich Poivre ſehr, mitten in einer wüſten Gegend einen Platz anzutreffen, der noch weit fruchtbarer und faſt eben ſo gut angebauet war, wie der Garten, den die Oſtindiſche Kompagnie in der Kapſtadt beſitzt. Die Zugänge des groſſen Konſtantia-Berges ſind in ſofern merkwürdig, als ſie durch eine lange aus Eichen beſtehende Allee führen. Das daſige Wohnhaus hat eine angenehme Lage und iſt mit beriten Graben umgeben. Van der Spöi bewohnte daſſelbe nebſt ſeiner Gattin, deren Vater ein franzöſiſcher Refugié war. Dieſe Dame hegte noch immer eine ganz beſondere Vorliebe für die franzöſiſche Nation. Sie theilte dieſes Gefühl mit den ſämtlichen Nachkommen der franzöſiſchen Refugiés, die durch den Widerruf des Edikts von Nantes gezwungen würden aus ihrem Vaterlande zu wandern. Sie hatten unweit der

Kapſtadt ein Etabliſſement angelegt, das bis auf den heutigen Tag Klein-Rochelle genannt wird. Ich kann die freundſchaftliche Aufnahme welche der Intendant Poivre und alle zu ſeiner Geſellſchaft gehörige Perſonen, bei dieſen guten Leuten fanden, nicht genug rühmen. Während der ganzen Zeit, als wir ſpeiſten, ſetzte uns Van der Spöi von ſeinem Konſtantia vor, und zum Deſſert wurde Bourdeaux-Wein gegeben. Dies wollte uns nun zwar nicht ſo recht behagen, wir mußten uns aber nach dem Verlangen unſers gaſtfreundlichen Wirths fügen, der auf ſeinen vortrefflichen rothen Muskatenwein einen ſehr hohen Werth ſetzte, und zwar um ſo mehr, da die erſten Trauben dieſer Art, ſeiner Verſicherung zu Folge, von Schiras in Perſien, hieher verpflanzt worden waren. Als wir die Weinberge, wo ſowohl der rothe als auch der blanke Konſtantia wächſet, in Augenſchein genommen hatten, und nun die Nacht herannahete, mußten wir uns, zu nicht geringem Leidweſen, von dem guten Vander Spöi und ſeiner Gattin beurlauben.

Der berühmte Botaniker, Doktor Sparmann, der eine ausführliche Beſchreibung ſeiner Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und dem Hottentottenlande herausgegeben hat, erſparet mir die Mühe, dem Leſer von dieſer ſo wichtigen Kolonie noch mehrere Nachricht zu ertheilen. Mit Bedauern mußten wir wahrnehmen, daß verſchiedene Bemerkungen, die von unſerem berühmten Kollegen La Caille zuſammengetragen, und nach deſſen Tode gedruckt worden ſind, auf die angeſehenſten Einwohner einen Eindruck gemacht hatten, der unſerer Nation

nicht ſehr zum Vortheil gereichte. Man erſieht aus Cook's zweiter Reiſe, daß Forſter von dieſem widrigen Eindrucke geſprochen hat, ob es mir gleich gelungen war, ihn ſelbſt denen zu benehmen, welche die meiſte Urſache hatten, ſich über La Caille's Aeuſſerungen zu beſchweren. Die Achtung, welche man für dieſen großen Aſtronomen hegte, und der Reſpekt, welchen ſeine allgemein bekannten Tugenden einflößten, machten mir es leicht, diejenigen welche ſich über ihn beſchwerten, zu überführen, daß er die öffentliche Bekanntmachung jener Bemerkungen, die ſo manchen achtungswürdigen Mann beleidigen mußten, bei ſeinen Lebzeiten gewiß nicht geſtattet haben würde. Dieſe Bemerkungen hat jener Parteigeiſt in die Feder diktieret, von dem ſich ein Ausländer ſo leicht eben nicht einnehmen läßt. „La Caille, ſagt Forſter, ſucht in ſeiner Reiſebe-„ſchreibung Kolben um den guten Ruf zu bringen, den „er ſich durch die ſeinige erworben hat, und wir würden „jenes oberflächliche Buch gewiß nicht erwähnen, wenn es „uns nicht darum zu thun wäre, Kolben wegen der Rich-„tigkeit ſeiner Angaben zu rechtfertigen. Der reiſende Fran-„zos hielt ſich während ſeines Aufenthaltes auf dem Kap „zu einer Familie, die als die Gegenpartei von jener zu „betrachten war, welche ſich für Kolben erklärte. Täg-„lich hörte er gegen dieſen Schriftſteller Schmähungen „ausſtoßen, die er in ſeine Schreibtafel aufzeichnete — — „Zum Beweiſe, ſagt Forſter ferner, daß Kolbens Angaben „allerdings gegründet ſind, will ich hier nur anführen, „daß wir wirklich zwei verſchiedene Gattungen Schwalben „wahrgenommen haben, ob ihn gleich La Caille durch „die Hechel zieht, daß er dieſes behauptet. Auch hat ſich der

„reiſende Franzos in Anſehung des ſogenannten Knorr-
„hahns gröblich geirrt; denn dieſer iſt keinesweges
„ein Haſelhun, wie er ihn nennet, ſondern der afrika-
„niſche Trappe. Eben ſo leicht würden ſich alle an-
„deren Kritiken, die er über Kolbens Werk angeſtellt hat,
„widerlegen laſſen, wenn es ſich anders der Mühe ver-
„lohnte, ein ſo unbedeutendes Buch, wie das ſeinige iſt,
„nochmals zu durchblättern."

Forſter! Sie kannten alſo nicht die gelehrten Schriften unſers La Caille, den ganz Europa verehret, und mit Recht für den größten Aſtronomen ſeines Zeitalters hält? Sein weit verbreiteter Ruhm bewog einen ſeiner Freunde — und die Anzahl derſelben war groß — alles was er unter ſeinen Papieren fand, ohne Auswahl drucken zu laſſen. Mithin fällt aller Tadel bloß auf den Herausgeber, der jenes Werk, nach dem Abſterben ſeines Verfaſſers ans Licht treten ließ. Wer kann ſich aber wohl rühmen, Forſter, daß er nicht dann und wann ein wenig Nachſicht bedürfe? Sind Sie denn überzeugt, daß die Anmerkungen, welche Sie zu der zweiten Reiſe des unſterblichen Cook gemacht haben, ſo ganz über alle Kritik erhaben ſind? Glauben Sie feſt und gewiß, daß es dem Verfaſſer der Astronomiae Fundamenta auf dem Kap bloß um die Vervollkommnung der Aſtronomie zu thun war, und daß er nie die Abſicht hatte, Kolbens Werk kritiſiren zu wollen.

Ich kann das Kap nicht verlaſſen, ohne zuvor noch der ſonderbaren Kaskade zu erwähnen, welche die Wolken

bilden, indem ſie wie Schneeflocken auf die See herabſtürzen, und ſie ſo ſehr in Bewegung ſetzen, daß der Rhede-Kommandant ſeine Flagge aufſtecken muß, um den Schiffen dadurch anzudeuten, daß ſie auf ihrer Hut ſeyn, und keine Schaluppen ans Land ſchicken ſollen. Dieſes Signal iſt um ſo nöthiger, da auf jene majeſtätiſche Naturerſcheinung allemal ein fürchterlicher Sturm folgt, der eine ſo ungeheure Menge Sand aufwühlt, daß er die Luft verfinſtert, und die Schiffe nicht ſelten in die Nothwendigkeit ſetzet, die Anker zu lichten und in die offene See zu gehen. Der Tafelberg iſt, nach La Caille's Berechnung fünf hundert und fünfzig Toiſen höher als die Meeresfläche. Der oberſte Theil dieſes Berges beſteht aus einem ganz flachen Felſen, der von Oſten gen Weſten tauſend drei hundert und vierzig Toiſen lang, und ſechs hundert Toiſen breit iſt.

Wiewohl der Felſengipfel dieſes Berges nur mit wenig Erde bedeckt iſt, ſo fanden doch Thunberg und Sparmann eine beträchtliche Anzahl Pflanzen daſelbſt. Letzterer hat von den Hirtenhottentotten, und Jägerhottentotten eine ſehr naive Schilderung entworfen. Wir haben gefunden, daß ſie treffend und ganz nach der Natur kopirt iſt. Er giebt ihnen dieſelbe Statur, wie den übrigen europäiſchen Völkerſchaften, nur daß ſie geſchmeidiger und hagerer ſind. Die Farbe ihrer Haut iſt braungelb, und ſieht beinahe ſo aus, wie die eines Mulatten, der ſtark an der Gelbſucht leidet. Im Weißen des Auges nimmt man von dieſer Farbe nicht das mindeſte wahr; der Augapfel ſieht dunkelbraun, oder vielmehr ſchwärzlich aus.

Sie haben kleine aufgeſtülpte Naſen; ihre Lippen aber ſind nichts weniger als dick, und der Mund iſt mit überaus ſchönen Zähnen beſetzt. Ihre Hände und Füße ſind, in Vergleichung mit den übrigen Theilen des Körpers, unverhältnißmäßig klein. Dieſe Bemerkung ſagt Sparmann hat meines Wiſſens noch Niemand gemacht, und dennoch iſt dieſe ſonderbare Geſtaltung als ein charakteriſtiſches Unterſcheidungszeichen dieſes Volkes zu betrachten. Die Stelle, wo die Naſe beginnet, hat die Natur auf eine ſolche Art angebracht, daß die Diſtanz des einen Auges vom anderen viel größer als in den Geſichtern der Europäer, und die Spitze der Naſe ein wenig platt iſt. Im Ganzen betrachtet, ſieht man aus ihren Geſichtszügen, ihrer Geſtalt, ihrer Haltung und allen ihren Bewegungen, daß ſie lebhaft, munter und geſund ſind. Ihr Haar iſt viel wollichter, als das der Negern. Sparmann hat die ungegründeten Nachrichten welche verſchiedene Reiſende in Betreff der Schamtheile der Hottentotten und Hottentottinnen ausgeſprengt haben, widerlegt. Er beſtätigt aber die Bemerkung, daß dieſe Leute den widerlichen Gebrauch unter ſich eingeführt haben, den ganzen Körper von Kopf bis zu Fuß mit Fette zu beſchmieren, das ſie mit Rus vermiſchen. Dieſe Salbe frißt in die Haut ein, und giebt derſelben eine ganz andere Farbe, ſo daß ſie hellbraun ausſieht, ſo lange ſie der Schmutz nicht in ſchwarzbraun verwandelt. Einige thun unter die Salbe gewiſſe aromatiſche Kräuter, welche ſie pulveriſiren und Buckhu nennen. Dieſe Kräuter ſollen, ihrer Meinung nach, der Geſundheit ſehr zuträglich ſeyn. Sie ſind eigentlich nichts anderes als verſchiedene Arten Diosma, wovon mehrere

Gattungen in der Gegend der Kapſtadt häufig zu finden ſind. Beſonders iſt eine darunter, die in den Augen dieſer Leute einem ſehr hohen Werth haben muß, da ſie, wenn dieſe Pflanze pulveriſiret iſt, für einen Fingerhut voll ein ganzes Schaf geben.

Da ſich die Hottentotten am ganzen Leibe mit Fett, Kienruß und Buckhu beſchmieren, ſo hat dies die Folge, daß dadurch die Haut vor dem nachtheiligen Einfluße der Witterung geſichert wird. Sie wird dadurch gleichſam mit einer Art Firniß überzogen, der jenem nicht unähnlich iſt, welchen Maupertuis in Vorſchlag brachte, um den Verluſt deſſen zu vermindern, was dem Körper durch unmerkliche Ausdünſtung entzogen wird; oder vielmehr um die immerwährende Kombuſtion zu verhüten, welche das Orygen verurſacht wenn es den menſchlichen Körper unmittelbar in allen ſeinen Theilen berührt. Wer weiß, ob nicht geſchickte europäiſche Aerzte dereinſt Veranlaſſung nehmen, gewiſſe mediziniſche Vorſchriften von dieſem Gebrauche zu abſtrahiren, welcher der Geſundheit jener Wilden, die ihn unter ſich eingeführt haben, nicht im mindeſten zum Nachtheil gereicht, wiewohl er unſers Erachtens auf die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers allerdings Einfluß haben muß.

Die Hottentotten tragen keine andere Kleidungsſtücke, als Schaffelle, da ſie die Wolle gegen die Kälte, und das Leder vor der Feuchtigkeit ſchützt. Dieſer Mantel hält im Winter warm, und iſt kühlend im Sommer. In dem einen wie im andern Falle, darf man ihn nur umkehren.

Man heftet ihn vorn auf der Bruſt zu. Bei gutem Wetter wird er zurückgeſchlagen, ſo daß der Unterleib, wie auch die Schenkel und Füße von vornher unbedeckt bleiben; er iſt aber weit genug, daß man ihn, um ſich vor der Kälte zu ſchützen, um den Leib ſchlagen kann. Auſſer dieſem Mantel, haben die Hottentotten nicht das mindeſte, ihre Blöſſe zu bedecken; wenn ſie ſchlafen wollen, ziehen ſie ihn dicht um den Leib, und legen ſich auf die Erde.

Zwiſchen den Hirtenhottentotten und den Jägerhottentten findet, ſowohl in Anſehung der Sitten als des Charakters, ein eben ſo weſentlicher Unterſchied ſtatt, wie zwiſchen Wolf und Lamm. Die Jägerhottentotten, welche man Boski's, oder Buſchmänner nennet, ſind äuſſerſt dumm, und in einem noch höheren Grade wild. Sie nähren ſich bloß von der Jagd und vom Raube. Gleich den wilden Thieren, haben ſie keinen andern Aufenthalt, als in den Wäldern und Felſenklüften. Der Hunger hat ſie ſo ſehr abgezehrt, daß ſie wie Skelete ausſehen. Die Gutsbeſitzer, in deren Nachbarſchaft ſie ſich aufhalten, ſtellen ihnen ganz auſſerordentlich nach, um ſie zu Sklaven zu machen. Der gute Doktor Sparmann deklamirt gegen dieſe Menſchendieberei in einem ſehr heftigen Tone; aber leider kann man ſich keiner zu ſtarken Ausdrücke bedienen, um die Ungerechtigkeiten der Menſchen in ihrer ganzen Abſcheulichkeit darzuſtellen. Die Hirtenhottentotten ſind Leute von ſanfteren Sitten und gutmüthigerm Charakter. Sie ſind ſehr für ein freies und unabhängiges Leben eingenommen, und ziehen gern von einem Orte zum andern.

Dieſe Lebensart muß für die, welche daran gewöhnt ſind, überaus viel Anziehendes haben, wie aus nachſtehendem Beiſpiel erhellet, das in der allgemeinen Geſchichte der Reiſen vorkömmt. Der Gouverneur Van der Stell hatte einen jungen Hottentotten zu ſich genommen, den er von der frühesten Kindheit an ganz nach europäiſcher Art erziehen ließ. Man lehrte ihn verſchiedene Sprachen, und da er in denſelben ſtarke Fortſchritte machte, ſo gab man ihn einem Generalkommiſſär mit nach Indien, wo er in Geſchäften der Kompagnie auf eine vortheilhafte Art gebraucht wurde. Als dieſer Hottentott auf dem Kap wieder angekommen war, ſtattete er ſeinen Verwandten einen Beſuch ab, und dieſer Beſuch machte auf den jungen Mann einen Eindruck, dergleichen man nun und nimmermehr erwartet hätte. Er kam in einem Schafpelze gekleidet zum Gouverneur, und ſprach: „Hier ſind meine europäiſchen Kleidungsſtücke, die ich mit dem feſten Vorſatze abgelegt habe, in der Religion und nach der Weiſe meiner Vorältern zu leben. Die einzige Gnade, die ich mir noch zu guter Letzt von Ihnen ausbitte, beſteht darin, daß Sie mir dieſes Halsband und dieſen Säbel laſſen, die ich zeither getragen habe. Ich werde dieſe beiden Stücke, aus Liebe zu Ihnen, ſorgfältig aufbewahren. Als er dieſes, zum größten Erſtaunen aller, die es mit anhörten, geſagt hatte, gieng er eiligſt fort, ohne Van der Stells Antwort zu erwarten, und ſeitdem hat er ſich nie wieder auf dem Kap ſehen laſſen.

Mit wahrer Betrübniß ſah ich nunmehr die Stunde herannahen, wo ich das Vorgebirge der guten Hoffnung

verlaſſen mußte. Ich muß es rühmen, daß ſich der Gouverneur Van Plettenberg, der Major Van Prehn und der Rath Berg, ein wahres Vergnügen daraus machten, mir alle Produkte dieſes ſo fernen Landes zu verſchaffen, die noch zur Zeit wenig oder gar nicht bekannt ſind. Meiner Schuldigkeit gemäs ſtatte ich ihnen hiermit im Namen aller, denen es um die Beförderung der Wiſſenſchaften zu thun iſt, meinen herzlichen Dank ab.

Rückreiſe vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Breſt.

Den erſten Januar 1773 gieng unſer Schiff vom Vorgebirge der guten Hoffnung in See. Der Kapitän D'Arros richtete ſeinen Lauf nach der Aſcenſions-Inſel, deren ich bereits weiter oben erwähnt habe. Als ich zum zweiten Male daſelbſt landete, hatten die Amerikaner bereits angefangen, ſich daſelbſt von Zeit zu Zeit einzufinden, um aus den Schildkröten Oel zu ſieden. Dieſer Handel, der an und für ſich betrachtet, von keinem ſonderlichen Belang iſt, wird den Seefahrern in der Folge ſehr nachtheilig ſeyn; denn dieſe gehen bloß in der Abſicht an dieſer Inſel vor Anker, um ſich daſelbſt eine geſunde Nahrung, und ein ſehr wirkſames Mittel gegen den Scharbok zu verſchaffen.

Ich war auf ein Mittel verfallen, wodurch ich die Meerestiefe zwiſchen Afrika und Amerika zu beſtimmen hoffte. Zu dem Ende hatte ich eine ſehr einfache Maſchine verfertigt, womit ich je eher je lieber einen Verſuch zu machen wünſchte. Dieſes Inſtrument beſtand aus einem Stück

Tannenholz das wie eine Spindel geſtaltet war, und vier Pfund zwei Unzen wog. Dieſe hölzerne Spindel war inwendig mit Kork ausgefüttert, ſieben Schuh hoch, und an beiden Enden zugeſpitzt, damit ſie, ohne einen ſonderlichen Widerſtand zu finden, durch das Waſſer hindurchdringen könne. Ich hatte ſie tüchtig mit Theer überziehen, und noch überdies mehrmals mit weißer Oelfarbe anſtreichen laſſen, damit kein Waſſer hineindringen und man dieſelbe in einer beträchtlichen Weite wahrnehmen könne. Dieſe Spindel ſollte vermittelſt einer vier und zwanzigpfündigen Kugel bis auf den Grund des Meeres hinabgeſenkt werden. Der leichte Körper mußte nach Verlauf einer gewiſſen Zeit, die mit der Tiefe des Waſſers im Verhältniße ſtand, acht bis zehn Fuß hoch über die Meeresfläche hervorſpringen. Sobald nämlich die Kugel auf dem Boden aufſtieß, mußte ſich der leichte Körper von dem ſchweren abſondern, da er an dieſem letztern nur vermittelſt eines Hakens befeſtigt war, der durch die Wirkung des Gegendrucks die Stelle der Auslöſung vertrat, und ſich von dem Gewichte los machte. Auf der Aſcenſions-Inſel ſtellte ich mit dieſem Inſtrumente verſchiedene Verſuche an, und da der Erfolg meiner Erwartung entſprach, ſo machte ich mir Hoffnung, daß dieſelben in einer beträchtlicheren Tiefe ebenfalls gelingen würden. Dieſe Hoffnung ſchlug fehl, als ich auf offener See, zwiſchen Afrika und Amerika, zur Zeit einer Windſtille, in der beobachteten Breite von 2 Gr. 7 Min. nordwärts, und unter der beobachteten Länge von 16 Gr. einen Verſuch damit machte. Der Fehler lag allem Vermuthen nach darin, daß die Spindel viel zu klein war, als daß ich ſie auf der unermeßlichen

Fläche des Oceans wahrnehmen konnte. Es war den fünf und zwanzigſten März 1773, als ich dieſen Verſuch, der mich außerordentlich intereſſirte, bei überaus ſchönem Wetter veranſtaltete. Freilich hätte ich es nicht bei dieſem einzigen Verſuche bewenden laſſen, ſondern mich mit mehreren Spindeln verſehen ſollen, um ihn noch mehrmals wiederholen zu können; da er aber bei der Aſcenſions-Inſel ſo gut von ſtatten gieng, ſo flößte mir dies eine Art von Vertrauen ein, das ich leider zu ſpät bereuete. Ich wußte damals noch nicht, daß in der von Newton revidirten Erdbeſchreibung des Varenius eine Erfindung vorkömmt, die vom Doktor Hook herrühret, und mit der meinigen, die ich ſo eben beſchrieben habe, viel Aehnlichkeit hat. Indeſſen bin ich der Meinung, daß der Apparat, welchen ich erſonnen habe, viel einfacher als jener iſt, und ich kann mit Wahrheit verſichern, daß er in einer Tiefe von hundert Klaftern den beſten Erfolg hatte.

Noch zur Zeit iſt uns die größte Tiefe des Meeres gar nicht bekannt; man vermuthet, daß ſie dem Höhemaaß der höchſten Berge gleichkomme, und dieſe Vermuthung iſt nicht ganz unwahrſcheinlich. Uebrigens darf ich nicht unangezeigt laſſen, daß dieſes mehr eine kurioſe als nützliche Erfindung iſt. Der fleißige und unermüdete Naturforſcher La Manon, welcher bloß in der Abſicht ſeine Kenntniſſe zu erweitern, den Entſchluß faßte, mit La Peyrouſe die Welt zu umſegeln, ließ von dem Mechaniker Le Noir eine ähnliche Sonde verfertigen. Sie beſtand aus einer kleinen kupfernen Kugel, die mit Pulver gefüllt und woran ein Stück Schwamm befeſtiget war.

Auf dieſer Kugel befand ſich ein Brennglas, das auf der einen Seite hohl und auf der anderen convex geſchliffen war. Der Brennpunkt dieſes Glaſes hatte die Geſtalt einer kleinen Linſe, die gerade ſo groß war, daß ſie auf die Mündung der mit Pulver gefüllten Kugel paßte. Wenn das Brennglas ins Waſſer geſenkt wurde, ſo gieng dies ſo ſchnell zu, daß es die Sonnenſtrahlen unmöglich concentriren, und den Schwamm anzünden konnte, der von der Linſe berührt wurde, welche auf der Kugel, gleich einem Stöpſel, feſt anſchloß, deſto gewiſſer erfolgte aber dieſe Wirkung, ſo bald ſich die Kugel von dem Gewichte das ſie auf den Boden hinabzog, losgemacht hatte. Alsdann zerſprang die Petarde, und that einen Knall den man in weiter Ferne hörte, und woraus man ſchließen konnte, das der leichte Körper nun wieder auf die Oberfläche des Waſſers emporgeſtiegen ſey. In vorliegendem Falle muß kein Wölkchen an Himmel ſeyn, und die Sonnenſtrahlen müſſen beinahe ſenkrecht aufs Meer fallen. Nur dann darf man hoffen, daß dieſes Experiment glücklich von ſtatten gehen werde. Dieſelbe Wirkung würde erfolgen, wenn man ſich, anſtatt des Brennglaſes, des Phosphors bediente, der bekanntlich unter dem Waſſer nicht brennt, wohl aber ſich in der freien Luft entzündet. Die Vorrichtung, deren man bedarf, um das Pulver vermittelſt dieſes Vehikels anzuzünden, iſt ſo leicht zu veranſtalten, daß ſie keiner weiteren Erläuterung bedarf.

Den Tag nachher, als ich den oberwähnten Verſuch gemacht hatte, um die Tiefe des Meeres zwiſchen Afrika

und Amerika zu erforſchen, ſenkte ich ein gutes mit Queckſilber gefülltes Barometer, das nach der Reaumurſchen Skale abgetheilt war, bis zu der Tiefe von ſechzig Fuß hinab. Ich fand, daß die Temperatur des Waſſers in dieſer Tiefe 26 und einen halben Grad betrug, da das Barometer am Bord unſeres Schiffes nur auf 24 Grad ſtand.

Die Seefahrer müſſen ſich, zur Sicherheit der Schiffe mit guten Barometern verſehen. Die, welche nach Blondeau's Erfindung in Eiſen gearbeitet ſind, verdienen in ſo fern den Vorzug, daß ſie nicht leicht zerbrechen, und mit geringer Mühe von einem Orte zum anderen geſchafft werden können. Dieſe Barometer dienen auch dazu, daß man vermittelſt derſelben die ungleiche Höhe eines Terrains mit derjenigen Präciſion beſtimmen kann, die in dergleichen Fällen ſchlechterdings nöthig iſt. Alsdann iſt es ſchon hinlänglich, wenn man nach folgender Regel verfährt, welche ſich auf richtige Beobachtung gründet:

Wenn der Barometerſtand an der Stelle A 334 Linien, und an der Stelle B 331 Linien beträgt, ſo bekömmt man die Erhöhung B über A durch die Differenz der beiden Logarithmen von 334 und 331. Dieſe Differenz wäre in vorliegendem Falle 0,003918. Da nun die vier erſten Zahlen nach der charakteriſtiſchen Angabe als Toiſen zu betrachten ſind, ſo giebt dies 0039, d. i. 39 Toiſen, wovon der dreißigſte Theil abgehet. Dem zu Folge iſt der Punkt B in vorliegendem Fall 37 Toiſen und vier Fuß höher, als der Punkt A. Will man dergleichen Fälle noch genauer beſtimmen, ſo muß man von den Berich-

tigungen Gebrauch machen, nach welchem die Phyſiker dieſe Methode zu einem noch höheren Grade der Vollkommenheit zu bringen geſucht haben.

Ich gab hiernächſt dem La Manon eine ſehr leichte Methode an, vermöge welcher er, während der Reiſe, die er anzutreten im Begriffe war, ſelbſt die unmerklichſten Erderſchütterungen wahrnehmen könne. Ich ſchlug ihm vor, ſich hierzu einer großen concaven und von Rauch angelaufenen Glasſcheibe zu bedienen, und mitten auf dieſelbe eine mit kleinen Zweckchen beſchlagene Kugel zu ſtellen. Die Spur, welche dieſe in Bewegung geſetzte Kugel auf der ſchwarzen mit Rauch ausgelaufenen Fläche zurückläßt, wird die Richtung anzeigen, in welcher ſich das Erdbeben wenn es am heftigſten iſt, nach dieſer oder jener Weltgegend erſtreckt. Man kann nicht erachten, daß man vermittelſt einer Uhr, welche die Tage und Stunden richtig angiebt, zugleich den Augenblick in welchem ſich das Erdbeben ereignet, auf das genaueſte beſtimmen kann. Zu dem Ende darf man nur in die Mitte des concaven Glaſes ein kleines Loch machen, ſo daß die Kugel wenn ſie in Bewegung geſetzt wird, auf einen kleinen Stift wirken kann, der auf dem Uhrblatt einen Strich macht. Dieſer Strich zeigt den Tag und die Stunde an, wo die Kugel aus ihrer erſtern Stelle gerückt worden iſt. Ich habe dieſe Methode bereits vor mehr als zehn Jahren in Vorſchlag gebracht, und zwar in einer Schrift, wovon freilich nur wenige Exemplare abgedruckt worden ſind. Sie führt den Titel: Diſſertations qui peuvent être utiles ou néceſſaires aux recherches des Navigateurs. Ich

habe darin gezeigt, von welchem Nutzen Prismata von Bergkriſtall für die Seeleute ſeyn können, um vermittelſt derſelben die Entfernung zu beſtimmen, in welcher ſie auf offener See Schiffe wahrnehmen.

Meine Rückreiſe vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Breſt, kann nur in ſo fern einiges Intereſſe haben, als ſie verſchiedene in die Schiffahrt einſchlagende Beobachtungen betrifft, die aber nicht hieher gehören.

Zugabe.

Reiſe des Herrn von Crémont

Ober-Kriegskommiſſar's auf der Inſel Bourbon

nach

dem Vulkane auf dieſer Inſel.

Aus dem Franzöſiſchen. *)

Gewiß iſt unter den verſchiedenen feuerſpeienden Bergen unſerer Erde der Vulkan auf der Inſel Bourbon (jetzt Réunion), keiner der minder ſchröcklichen. Herr von

*) Aus Freron's Année littérarie 1772 Th. VII S. 73 u. f. gezogen. Dem Journaliſten iſt dieſer intereſſante Aufſatz von einem Freunde mitgetheilt worden, welchem der Verf. denſelben zugeſandt hatte. Es iſt ſonderbar, daß kein Geograph, kein Rei-

Crémont kam auf dieſe Inſel, und hörte von den Feuer-Ausbrüchen dieſes Berges; er konnte ſich kaum entſchlieſſen, den Erzählungen von den feurigen Lawaſtrömen, die oft aus dieſem Vulkane fließen, und den Verſicherungen glaubwürdiger Perſonen, daß ſie Nachts bei der Helle ſeiner Flammen in einer Entfernung von mehr als zwölf fr. Meilen bequem leſen konnten, Glauben beizumeſſen. Er wollte ſich von der Wahrheit dieſer Berichte durch eigene Erfahrnng überzeugen. Herr von Bellecombe, Königlicher Kommandant dieſer Inſel, hatte ſchon lange den Wunſch geäußert, dieſes Phänomen näher zu unterſuchen, er entſchloß ſich, dies bei der bevorſtehenden Viſitation der Inſel, die im Oktober 1768 geſchehen ſollte, zu bewerkſtelligen. Herr von Crémont hätte die Ehre, ihn zu begleiten. Den 21ſten dieſes Monats verließen

ſebeſchreiber, ſelbſt die, welche die Maskareniſchen Inſeln beſuchten, bisher von dieſem merkwürdigen Reiſeberichte etwas wußten. Zwar ſpricht Rochon (oben S. 42 u. f.) von der Unternehmung dieſer Reiſe, aber er ſcheint nicht zu wiſſen, daß der Bericht von derſelben je gedruckt worden iſt. Die Urſache iſt wahrſcheinlich die, daß man in Freron's genanntem Journale einen ſolchen Aufſatz gar nicht vermuthet. Der Herausgeber dieſes Werks fand ihn daſelbſt zufälliger Weiſe und überſetzte ihn für die Sammlung, welcher ſein damaliger Verleger den unpaſſenden Titel: Unterhaltungen für Freunde der Länder- und Völkerkunde gab, und wahrſcheinlich war dieſer Titel Urſache, daß dieſe Sammlung von meiſt ungedruckten geogr. Nachrichten, den Geographen unbekannt blieb. Deswegen wird hier eine neubearbeitete Ueberſetzung dieſes Berichts nicht am unrechten Orte ſtehen. D. H.

ſie das Viertel St. Denis und begaben ſich den folgenden Tag nach St. Bénoit, dem nächſten Viertel am Vulkane, wo ſie vier Tage ſich aufhielten, der Kommandant, um die Nationaltruppen, die das Jahr vorher durch ſeine Sorgfalt waren errichtet worden, in ſeiner Gegenwart exerciren zu laſſen, und der Kommiſſär um einige Polizei-Sachen aus einander zu ſetzen. Hier iſt das Tagebuch des Herrn von Crémont.

Am 26ſten verließ Herr von Bellecombe das Viertel St. Bénoit mit einem Gefolge von fünf und zwanzig Perſonen, die alle feſt entſchloſſen waren, den Vulkan zu beſichtigen; den nämlichen Tag gelangten wir in die Ebene der Kaffern, die zwiſchen den höchſten Bergen der Inſel liegt, und die etwa zehn Meilen weit iſt; hier hatte der Herr von Bellecombe einige Tage vorher Hütten von dürren Sträuchen und Zweigen, den einzigen Produkten dieſer unfruchtbaren Ebene, erbauen laſſen; ſie machten zuſammen ein kleines angenehmes Lager aus. Vier und zwanzig Stunden ruheten wir hier aus, und am folgenden Tag in der Frühe begannen wir unſern Zug nach dem Vulkane. Wir kamen zuerſt durch ein kleines Gehölz von Geſträuchen; nachdem wir einen Weg von anderthalb Stunden zurückgelegt hatten, waren wir aus dem Gebüſche, und mußten einen Hohlweg, die Ravine à Ponteau, hinaufklettern; dies iſt eine Reihe von auf einander gehäuften Felſen von verſchiedener Größe, deren immer einer ſpitziger iſt, als der andere, und

die in einem Zirkel fortgehen. Wir mußten über mehrere derſelben mit einem Sprunge ſetzen; und an manchen Orten wäre der gewiß unglücklich geweſen, welcher das Gleichgewicht verloren hätte. Anderthalb Stunden waren wir dieſer Strapaze ausgeſetzt, als wir endlich das Ende dieſer Felſenklumpen, die ungefähr eine halbe Stunde in der Länge haben mögen, vor uns ſahen. Wir wünſchten uns Glück zu der überſtandenen Mühſeligkeit und Gefahr aber der Kreol, der unſer Wegweiſer war, raubte uns bald unſere voreilige Freude, indem er uns ankündigte, das wir in Betracht des uns bevorſtehenden Weges, bisher über Roſen gewandelt wären. Er ſchlug uns vor, ein wenig auszuruhen, um deſto hurtiger zwei jähe Hügel zu erklettern, damit wir auch dieſe Strapaze bald überſtanden hätten. Wir ſammelten alle unſere Kräfte und ließen auch dieſe Hügel hinter uns, die zum Theile mit glühendem Sande, zum Theile mit kalzinirten Steinen bedeckt waren. Der letztere dieſer Hügel brachte uns in eine Ebene, die uns ein irdiſches Paradies ſchien. Hier ruheten wir eine Viertelſtunde aus, und wanderten dann auf einer röthlichen Erde fort; ohne den geringſten Schatten waren wir der brennenden Sonnenhitze ausgeſetzt. Unſer Wegweiſer munterte uns auf, noch die Anhöhe, die wir vor uns ſahen, zu erſteigen; um in die Höle des Monzague, nach einem berüchtigten Maronen *), der hier erlegt wurde, ſo benannt, zu gelangen, wo die Erfriſchun-

*) So werden die entlaufenen Negern genannt. Von der Skla-

gen unſer erwarteten, welche dieſen Morgen aus unſerm kleinen Lager dahin vorausgeſchickt worden waren. Dieſe angenehmen Worte riefen meinen Muth wieder zurück, den ich auf dem Punkte war, gänzlich zu verlieren. Ich beſtieg zuerſt dieſen ganz mit kalzinirten Steinen bedeckten Hügel, und erreichte deſſen Gipfel nicht ohne viele Mühe. Wir erblickten von der Höhe deſſelben herab die ſehnlich gewünſchte Höle des Monzague; ſie war noch etwa dreihundert Schritte von uns entfernt, die ich eilends zurücklegte; und endlich um eilf Uhr Morgens trat ich in dieſe Höle, der Aufenthalt der Schweine und Ziegen der Maronen; ſie war für uns ein reizendes Luſtwäldchen, wo einige Kühle uns erquickte. Hier ſammelten wir uns zu einem Frühſtücke, das auch zugleich unſer Mittagsmahl ausmachte, und das uns um ſo willkommner war, da unſre Eßluſt durch einen Marſch von ſechs bis ſieben Stunden auf den abſcheulichſten Wegen und unter brennender Sonnenglut, außerordentlich gereizt war.

Nach genoſſenem Mahle ſetzten wir unſern Zug weiter fort, ob es gleich wegen der groſſen Hitze die unbequemſte Zeit und erſt halb ein Uhr war; in zwei Stunden kamen wir an den Rand eines tiefen und ſo ſteilen Thales,

ven=Jagd auf der Inſel Bourbon ſ. m. Schlözer's Briefwechſel XVII Heft. D. Ueb.

daß wir meiſtens ſitzend hinunterrutſchen mußten. Dies Thal führte uns an einen mit Felſen ganz beſetzten Berg, der uns an die Ravine à Ponteau zurückerinnerte; der Weg war äuſſerſt beſchwerlich und noch hatten wir keinen zurückgelegt, auf dem wir mit ſo vieler Mühe auf- und niederſteigen mußten. Wir ſtrengten unſere Kräfte an, und der Berg ſchwand unter unſern Schritten. Der Weg, den wir nun machen mußten, beſtand nicht mehr wie vorher, aus Eiſen-Spänen oder kleinen, ſcharfen, ſpitzigen und ſchneidenden Steinen, ſondern aus großen Stücken kalzinirter Materie von allerlei Geſtalten. Nun kündigte unſer Wegweiſer uns an, daß wir nicht ferne mehr von den großen Abgrunde wären, der den Vulkan umgiebt. Nach drei Viertelſtunden befanden wir uns an dem Rande dieſes fürchterlichen Ortes und wir ſahen den feuerſpeienden Berg vor uns, der von Zeit zu Zeit eine kleine Rauchwolke ausſpiee. Nachdem wir einige Zeit mit der Betrachtung deſſelben, der Tiefe die ihn umgiebt, und der fürchterlichen Wüſte, in der wir uns befanden, zugebracht hatten, fragten wir, ob das dies wäre, was man eigentlich die Reiſe nach dem Vulkane nennt, und ob es nicht möglich wäre, ihn näher zu ſehen. Wir ärgerten uns, daß wir eine ſo beſchwerliche Reiſe unternommen hatten, um nichts zu ſehen; da man uns antwortete, die Neugierigen und die Kreolen der Gegend wären ſelten weiter gekommen. Ein ſteiler Abgrund, der 150 Toiſen in der Tiefe und eine Viertelſtunde in der Breite hat, ſchied uns von dem Berge. In unſerm ganzen Gefolge war keiner, der jemals dieſe Tiefe herunter zu klettern gewagt hätte, und

alle wiederholten uns einſtimmig, daß ſie nicht mehr als zwei kennten, die es unternommen hätten, doch aber immer an dem Rande des Abgrundes, der von dem Vulkane der entfernteſte iſt, geblieben wären; ſo ſehr war man von der Gefahr des kühnen Unternehmens, den Berg ſelbſt zu erklettern, ja ſogar nur die Fläche der Tiefe in ihrer Breite zu überſchreiten, überzeugt. Vergebens that ich tauſend Fragen über den Vulkan und deſſen umliegende Gegend. Meine Aufforderungen an meine Geſellſchaft, einen Pfad zu ſuchen, waren nicht minder vergeblich; Niemand war ſo neugierig, auf eine ſolche Entdeckung ausgehen zu wollen. Endlich gerieth ich auf den Einfall demjenigen von den Negern, die in unſerm Gefolge waren, eine Belohnung zu verſprechen, der einen Fußſteig finden würde. Einer Namens Jakob, ein Sklave des Herrn Juſtamond, eines der vornehmſten Bewohners der Kolonie, erbot ſich freiwillig hiezu. Ich verabredete mit ihm, er ſolle ein Schnupftuch ſtatt des Signals in der Luft ſchwingen, ſobald er in die Tiefe hinunter geſtiegen wäre; er gieng fort, und wir verloren ihn bald aus dem Geſichte. Lange ſahen wir ihn nicht mehr; mit eben ſo groſſer Ungeduld als Unruhe erwarteten wir den Erfolg ſeiner Kühnheit; als wir angenehm überraſcht wurden, da wir ihn nach Verlauf einiger Zeit von ungefähr anderthalb Stunden, in dem Walle, ohne durch Rizzen oder Vertiefungen unterbrochen, wie man zu befürchten Urſache hatte, mit feſtem Tritte gehend erblickten. Nun ſahe ich, daß es möglich wäre, den Berg des Vulkans zu erſteigen, und bis an den Krater zu kommen. Wir giengen am Rande

der Tiefe fort, und kamen endlich an den Pfad, den der Neger gefunden hatte, der uns aus allen Kräften zuſchrie, daß es ſehr gefährlich ſey, ganz hinüber zu ſteigen.

Herr Hubert, der Aeltere, Adjudant unter den Nationaltruppen des St. Benedikt-Viertels, wollte es verſuchen hinunter zu ſteigen, ohngeachtet alles deſſen, was Jokob ſagte, und es gelang ihm ja er legte ſogar die ganze Breite des Walles zurück, und kam an den Fuß des Berges. Da die Nacht ſich näherte, gieng er wieder zurück, kletterte den Fußſteig wieder herauf und erzählte uns, daß er, da wo er ſich aufgehalten habe, zwei ſonderbare Hölen, wie Grotten gefunden hätte, in die er aber nicht gekommen wäre; er ſetzte noch hinzu, daß der Fußſteig ſehr gefährlich ſey, in dem man oft kaum Platz finde, ſeinen Fuß wohin zu ſetzen. Dieſe Nachricht benahm allen unſern Europäern und ſogar den Kreolen den Muth, ſo daß die meiſten alle Luſt, den Berg näher zu betrachten aufgaben und eilends wieder umkehrten, um noch vor Nacht in die Höle des Monzague zu gelangen. Der Herr von Bellecombe war, ſo wie ich, ärgerlich, eine ſo weite Reiſe unternommen zu haben, um nichts als einen Abgrund zu ſehen; er beſchloß, den folgenden Tag die Reiſe zu wagen, und ich unterſtützte dieſe Entſchließung aus allen Kräften. Wir legten uns unter dem geſtirnten Himmel, unter einigen dürren Stauden, die man hin und wieder in dieſer öden

unwirthbaren Wüſte antrifft, zum Schlafe nieder. Wir zündeten ein großes Feuer an, um uns zu erwärmen, denn ſoviel wir am Tage von der Sonnenhitze gelitten hatten, eben ſo viel mußten wir bei Nacht von der heftigen Kälte ausſtehen. Kaum hatte ich am Morgen die Augen aufgethan, ſo erblickte ich einen weißen Reif um mich her, der eben ſo war wie der in Frankreich, zu Anfange des Winters. Nun zweifelten wir nicht mehr, daß im Winter die höheren Gebirge auch mit Schnee und Eis bedeckt würden, und daß der Schnee einige Zeit liegen bleibe, wie zum Beiſpiel auf den dreien Salaſſes, welches das höchſte Gebirge der Inſel iſt.

Herr von Bellecombe ſagte mir, bei ſeinem Erwachen, daß es ihm unmöglich wäre, die Reiſe weiter fortzuſetzen, weil er die Nacht über von einer heftigen Kolik, deren er ſehr unterworfen iſt, geplagt worden wäre. Er nahm den Rückweg nach der Ebene der Kaffern, und die meiſten folgten ihm. Nichts deſto weniger beharrte ich auf meinem gefaßten Entſchluße, den Vulkan näher zu ſehen. Ich war ſo glücklich den Herrn Hubert von Montfleury auf meine Seite zu bringen; dies war ein junger Menſch, der ſechs Fuß in der Länge hatte, munter und ſtark war; er war der jüngere Bruder des Herrn Hubert, von dem ich erſt geredet habe, und dem alle Luſt in die Tiefe zu ſteigen vergangen war. Bei Anbruche des Tages reiſeten wir ab, und da es mir unmöglich war, den Fußſteig allein hin-

unter zu klettern, ſo ließ er mir zwei Kreolen von groſſer Statur, vieler Behendigkeit und Stärke folgen, die mich nicht verli eßen. Ich kam an Plätze, wo ich mich mit einer Hand an dürren Geſträuchen halten mußte, und wo mein Fuß auf keinem Steine ruhete, ſo daß ich zuweilen ſchwebend hängend blieb, bis mich meine zwei Kreolen unter den Armen faßten und mich hinunter ließen, wo ſie ſich ſelbſt befanden. Bei jedem Schritte mußte man ſich des Steins, auf den man den Fuß ſetzen wollte, und des Geſträuchs an dem man ſich feſt halten wollte, verſichern; wir brauchten zum wenigſten eine Stunde um in die Tiefe hinabzuklettern. Kaum hatten wir fünfzi g Schritte gemacht, als wir einen Haufen rothen Sandes vor uns ſahen; wir ſtiegen voll Neugierde auf die Höhe deſſelben, und ſahen eine Oeffnung, die ungefähr 30 Fuß tief war, und nichts, als dergleichen rothen Sand und mehrere kalzinirte Steine enthielt. Wären wir furchtſam und gewöhnt geweſen, aus Allem böſe Vorbedeutungen zu ziehen, ſo würde uns die Kluft mehrere dergleichen haben befürchten laſſen, die weniger ſichtbar wären. Wir vertrieben dieſe Gedanken, ſetzten unſern Weg, wie der ältere Herr Hubert uns den Abend vorher denſelben angezeigt hatte, über die Breite der Tiefe fort, und kamen endlich bis an die zwei Grottenartigen Hölen, in die ich neugierig hinein gieng, und die ſonderbarſten und ſeltſamſten Dinge ſah. Die Lawa, aus welcher dieſe Grotten gebildet ſind, und die in Strömen von dem Vulkane herabfließt, war verhärtet und hatte allerlei Figuren wie Bouteillenhälſe geformt, einige derſelben waren blendend weiß.

Nun war es die Frage, wie der Berg zu erſteigen wäre, und welchen Weg wir nehmen müßten, denn vor uns war noch Niemand ſo weit gekommen wie wir; man war immer verſichert, daß dieſe ungeheure Lawa die den Berg des Vulkans bedekt, Erdklüfte und mehr oder weniger beträchtliche Vertiefungen verberge; und dieſe Meinung war nicht ohne Grund; indem ein Kreol aus dem Viertel des Fluſſes Abord auf einem ſeiner Streifzüge gegen die entlaufenen Negern, wirklich einige ſolche Spalten angetroffen hatte, und daher verhindert wurde, weiter zu gehen. die kleine Geſellſchaft, aus der mein Gefolge beſtand, that den Vorſchlag einen großen Umweg zu machen; ich machte aber die Einwendung, daß wir, weil der Vulkan nur wenig brenne, auch weder einige Hitze, noch einen Geruch von Schwefel und Pech empfänden, unſere Schritte dahin richten müßten. Man ließ ſich meine Meinung gefallen; im Anfange giengen wir immer einer nach dem andern aus Vorſicht, damit wir die Kruſte, welche vielleicht Ritzen und Klüfte bedeckten konnte, nicht durch unſere geſammte Schwere überladen möchten. Von Zeit zu Zeit fühlte ich mit meinem Stocke und wenn die Kruſte einen ſehr hohlen Ton von ſich gab, wichen wir zur Rechten oder zur Linken; ſo überſtiegen wir ohne Gefahr die beiden erſten Hügel. Denn der Vulkan beſteht aus mehreren auf einander gehäuften Bergen, welches man erſt wahrnimmt, wenn man ſie nach und nach beſteigt. Ja zuweilen bemerkte ich ſolche Klüfte, die aber immer nur vier bis fünf Fuß in der Tiefe hatten, und auf die man den Fuß ſicher ſetzen konnte. Da wir die zwei erſten Hü-

gel überſtiegen hatten, und weder Lawaſtröme ſahen, noch einige Hitze empfanden, noch einiges Geräuſch hörten; ſo richteten wir unſern Weg gerade nach der Mündung des Vulkans. Wir hatten viel von den Eiſenſchlaken zu leiden, über die wir ungefähr hundert und fünfzig Schritte lang gehen mußten, die ſo ſcharf waren, daß ſie mir die Schuhe, die ich auf dieſe Reiſe hatte neu machen laſſen, bald ganz durchſchnitten hatten. Wir rückten noch etwa dreihundert Schritte weiter fort, und giengen nicht mehr mit eben der Behutſamkeit wie vorher, da wir überzeugt waren, daß die Lawarinde meiſtentheils ſehr ſtark und dick war. Als wir noch ungefähr hundert und fünfzig Schritte von dem Gipfel des Berges entfernt waren, hörte einer der beiden Kreolen, der zehn bis zwölf Schritte vor mir war, ein großes Geräuſch; er ſchrie, der Vulkan wäre unter unſern Füßen; ich ſprach ihm Muth zu und munterte ihn auf, fortzugehen; jedoch wandten wir uns ein wenig auf die rechte Seite. Kaum hatten wir fünfzig Schritte gethan, als wir auf eine kleine Anhöhe gelangten, von der wir die Mündung des Vulkans frei und in einer Entfernung von einem Flintenſchuſſe vor uns erblickten. Ich bin nicht vermögend, die Freude auszudrükken, die ich darüber empfand, den Zweck meiner Reiſe über meine Hoffnung erreicht zu haben; denn ich glaubte nicht, ihn ſo bald und ſo nahe zu ſehen. Auf dieſer Anhöhe verweilten wir, um den Krater des Vulkans mit Muße zu betrachten. Es war ungefähr halb eilf Uhr Morgens, als wir hier ankamen; es war das ſchönſte Wetter von der Welt, der Himmel war heiter und die Luft ſtille. Wie

das Geräuſch von zwanzig bis dreißig großen Blasbälgen in einem Eiſenhammer, tönte das Geraſſel des Bergs in unſeren Ohren zu gleicher Zeit hörten wir die Lawa in dem Vulkane kochen und ſich bemühen über den Rand zu ſtrömen, dies brauſte gerade ſo wie das ſtürmiſche Meer. Wann ein Windſtoß dazu kam, ſo ſahen wir ihn Feuerfunken ſprühen und die Flamme zwiſchen dem dicken ſchwarzen Rauche durchbrechen. Dies majeſtätiſch fürchterliche Schauſpiel ſahen wir fünf bis sechs Mal, während der Zeit als wir uns im Geſichte des Vulkans aufhielten, denn ſonſt ſahen wir nichts als den ſchwarzen Rauch, der immerfort aufſtieg und hörten nichts, als das Geräuſch. Da ich von dem erſten Erſtaunen mich wieder erholt hatte, ſo betrachtete ich den Berg und die umliegende Gegend mit mehrerer Aufmerkſamkeit.

Der Berg des Vulkans iſt auf allen Seiten mit einer ſteilen Tiefe umgeben, wie die, über welche wir hergekommen waren. Der Vulkan brennt wirklich an einer großen Spitze des Berges. Gegen Nordweſten umgiebt ſie eine Plattforme; ich kann nicht mit Gewißheit ſagen, ob ſie ſich auch auf der Gegenſeite befindet, wo der große Ausfluß der Lawa, gegen der Seeküſte zu iſt. Die Plattforme erſtreckt ſich in die Runde von Süden nach Norden, gegen dem Abgrunde zu, durch den wir heraufgeſtiegen waren, und wir nahmen vier bis fünf kleine Vulkane wahr, die anfiengen ſich zu zeigen und deren einige ſchon rauchen. Ich zweifle nicht, daß ſich dieſe kleinen Vulkane

in der Folge mit den großen vereinigen und ein Becken ausmachen werden. Die Geſtalt des Kraters iſt zirkelrund und kann ungefähr zweihundert Fuß im Durchmeſſer haben. Ich erblickte etwas ganz Grünes acht bis zehn Schritte von dem äußerſten Rande der Mündung, ich glaubte anfänglich, dies könnten etwa dürre Kräuter ſeyn, ſo wie man zuweilen in den trockenſten Gegenden findet und die der Vulkan noch nicht verzehret hätte, man ſtellte mir aber vor, daß dies nicht ſeyn könnte, da die Flamme zuweilen auch auf dieſer Seite ausbräche. Ich nahm mein Fernglas, blickte ſteif dahin, und ſahe daß es ein Glasguß von Lawa war, die auf dieſer Seite herausgefloſſen war. Nachdem ich während einer halben Stunde den Vulkan und die benachbarte Gegend aufmerkſam betrachtet hatte, ſtieg ich auf die Plattforme herunter; je weiter ich fortſchritt, deſto ſtärker vernahm ich das unterirdiſche Geräuſch, das immer mehr zunahm. Jetzt war ich nur noch ungefähr dreißig Schritte von dem Krater entfernt, ich wollte Steine hineinwerfen, aber Hr. von Montfleury und ich konnten keine finden, die ſchwer genug geweſen wären, entweder waren ſie zu leicht oder ſie zerfielen in unſeren Händen zu Staub. Die Plattforme war ziemlich eben und war nicht mit einer Kruſte, ſondern nur mit kleinen Stücken von Lawa, die während des Ausbruchs hieher geſchleudert worden, bedeckt. Daher ſchloß ich daß dieſe Ausbrüche ſehr heftig ſeyn müßten, und daß es alsdann ſicherer wäre auf der Plattforme zu bleiben, als ſich hundertfünfzig Schritte weiter zurück zu befinden, wenn man übrigens nicht be-

'ürchten müßte, von dem Rauche oder von der Hitze erſtickt zu werden. Ich gieng immer weiter fort und kam über einen ziemlich langen Spalt, der durch die Ausflüſſe des Vulkans war gebildet worden. Ich empfand noch keine merkliche Hitze und nicht den geringſten Schwefelgeruch; ich hörte immer ein großes Geräuſch, wie von einem unterirdiſchen Winde, und das Brauſen der Lawa die in dieſem hölliſchen Schlunde kochte. Da ich bis hieher ohne Zufall glücklich fortgekommen war, ſo wollte ich bis an den Fuß der Bergſpitze fortgehen, ich hatte aber kaum zehn bis zwölf Schritte gemacht, als das Geräuſch auf eine furchtbare Art zunahm und ich die Materie unter meinen Füßen arbeiten fühlte; ich zweifelte nicht, daß ich über dem Ofen des Vulkans wäre, der ſich alſo weiter als die Mündung erſtrecken müßte. Bisher war ich allein fortgegangen, Herr Hubert war in einer Entfernung von zwanzig Schritten hinter mir geblieben; ich rief ihn herzu, er kam und hörte das nämliche Geräuſch, ſo wie ich; wir waren kaum noch einen kleinen Piſtolenſchuß von dem Krater; wir empfanden allmählig einige Hitze und nur wenig Geruch von verbrannter Lawa. Zweimal befand ich mich in der Verſuchung, die Spitze zu erſteigen und bis an den Krater ſelbſt zu gehen, um die Tiefe deſſelben zu erforſchen, und mit meinen eigenen Augen zu ſehen, was denn dieſe kochende Materie eigentlich ſey, ob ſie immer flüſſig, oder ob es nur ein Klumpen Steine und gebrannter Materie, oder ob es, wie es ganz wahrſcheinlich iſt, beides zugleich wäre; denn die Materie dieſes Vulkans fließt bald in Lawaſtrömen heraus, bald wird

ſie herausgeworfen, und oft geſchieht beides zu gleicher Zeit. Da ich aber befürchtete, der äußerſte Rand des Kraters möchte nur eine ganz dünne und oberflächliche Kruſte ſeyn, die das Gewicht eines Mannes nicht tragen könnte, ſo gab ich mein verwegenes Projekt auf. Ich that dem Neger Jakob den Vorſchlag, dies auszuführen, und verſprach ihm die Freiheit zur Belohnung. Dieſer Sklave gab mir aber die ſehr vernünftige Antwort, daß man oft um etwas zu gewinnen, alles verliere; er bat mich ihm zu erlauben, daß er ſich mit der ihm verſprochenen Belohnung begnügen laſſe.

Nachdem wir unſere Neugierde, ſo viel uns möglich war, befriedigt hatten, verließen wir den Vulkan um halb zwölf Uhr Mittags und nahmen den Weg wieder zurück, auf dem wir hergekommen waren. Wir kamen wieder in den Wall und bewunderten ſehr die Menge verſchiedener Figuren, welche die weit ausgebreitete Lawa in ihren verſchiedenen Ausflüſſen, bei ihrem Erkalten, gebildet hatte. Dieſe Materie muß ſehr flüſſig ſeyn, indem ich viele Steine geſehen habe, auf deren Oberfläche verſchiedene Ringe in ſolcher Menge waren, daß man hätte glauben ſollen, ſie wären von einem Gärtner mit der Gießkanne gebildet worden. Man kann ſichs nicht vorſtellen wie viele Materie dieſer Vulkan ſchon ausgeſpieen hat, nicht nur in ſeinem Umfange, ſondern bis an das Meer in der ganzen Strecke Landes, die man das große und das kleine verbrannte Land (le

grand et le petit pays brûlé) nennet.' Doch iſt dabei zu beobachten, daß die Lawa, die man in dem letzteren findet, von einem kleinen Vulkane hergekommen iſt, der ſich einige Meilen von dem großen Vulkane hervorgethan hatte; er hat aber nur eine gewiſſe Zeit gebrannt und exiſtirt nicht mehr. Das große verbrannte Land hat zum wenigſten drei Meilen in der Länge von dem Fuße des feuerſpeienden Berges an, bis an das Meer. Der Vulkan liegt ungefähr auf der Südoſtſeite der Inſel halben Weges von dem St. Benedikts- und des Fluſſes Abord-Viertel. Er iſt etwa fünf Meilen von dem Meere entfernt. Sein größter und gewöhnlichſter Ausfluß iſt auf der Oſt-Südſeite der Inſel, und erſtreckt ſich bis in das Meer. Unſer Reiſevorſteher, Herr Dugain ein Bewohner des St. Benedikts-Viertels, einer von den beiden Kreolen die mir gefolgt waren, der auf dieſer Inſel, wegen ſeinen öfteren und gefährlichen Jagden gegen die Maronen bekannt iſt, genoß im Jahre 1753 ſeines majeſtätiſchen Anblicks. Schon mehrere Jahre brannte der Vulkan faſt gar nicht, und daher waren alle Koloniſten der Inſel mit ängſtlicher Unruhe erfüllt. In dem gedachten Jahre 1753 ſetzte der Vulkan die Inſel durch den ſchröcklichſten Ausbruch, von dem man je gehört hatte, in Schrecken, er war von einem ziemlich ſtarken Erdbeben begleitet, ja dieſer Ausbruch war ſo heftig, das die Aſche in Menge bis in das Viertel St. Denis, das von dem Vulkane entfernteſte, geworfen wurde. Alle Kaffeebäume des Viertels St. Benedikt und des Fluſſes Abord, die fünf bis ſechs Meilen von dem Vulkane entfernt ſind,

wurden ganz mit Aſche bedeckt. Herr Bouvet, damaliger Gouverneur der Inſel für die Oſtindiſche Kompagnie, ſchickte ſogleich einen Trupp von fünfzehn Kreolen, deren Anführer Johann Dugain war, gegen den Vulkan ab; ſie kamen noch zeitig genug, um die brennende Lawa in verſchiedenen Gegenden wie Feuerſtröme in der ganzen Breite des Walles fließen zu ſehen, die ſich alle in das Meer ergoſſen. Er verſicherte mich, daß durch dieſen Ausbruch die ungefähr dreißig Fuß tiefe Kluft, von der ich oben geredet habe, entſtanden ſey.

Ich habe mehrere Steine mit mir zurückgebracht, die ich in verſchiedenen Entfernungen vom Vulkane aufflas, von denen ich mir eine kleine Sammlung gemacht habe. Ich hatte aber nicht Zeit ſie, wie ich gewünſcht hätte, auszuwählen, und die ſonderbarſten ſind auf der Reiſe zerbrochen worden, da der Neger der ſie trug, aller Sorgfalt ungeachtet, ſie nicht ſo wie ſie waren aufbehalten konnte, inſonderheit da wir die Tiefe erklettern mußten. Ich würde es Niemanden rathen die Reiſe nach dem Vulkane bei etwas ſtarkem Winde, oder bei regneriſchem Wetter zu unternehmen, indem man ſich augenſcheinlicher Gefahr ausſetzen würde, wenn man ſich ſo nahe hinzuwagen wollte, wie wir gethan haben; weil der Vulkan bei ſolchem Wetter am meiſten Flammen ſprühet und kalzinirte Materie auswirft. Wann die geringſte Luft wehete, ſtiegen Funken und Flamme aus demſelben, wie ich oben beobachtet habe.

Ich hätte gewünſcht, dieſer Erzählung einige beſondere Bemerkungen beifügen zu können, aber ſeit dem Urſprunge dieſer Kolonie, hat ſich Niemand, inſonderheit in den zweien nächſtgelegenen Vierteln, beikommen laſſen, die Ausbrüche und Ausflüſſe des Vulkans genau zu bemerken, um zu erſehen, ob ſie nicht auch wie die des Veſuvs, periodiſch wären und ſeine verſchiedene Veränderungen, Fortſchritte, ſeine Richtung, kurz alles was uns dies Phänomen näher erklären könnte, zu beobachten. Ich habe mir vorgenomen dieſen Vulkan zum zweiten Male zu beſuchen, da er als einer der beträchtlichſten Vulkane der Welt, gewiß verdient näher unterſucht zu werden. Ich hoffe, mich alsdann einige vierzehn Tage daſelbſt aufzuhalten und mir ein Zelt auf dem Abſchnitte eines Berges zu errichten, von dem man den Vulkan überſehen kann und deſſen Spitze, nach dem Zeugniſſe aller alten Kreolen der Inſel, ehmals von dem Vulkane verzehrt ward. Mit einem Kompaß und den gehörigen Inſtrumenten verſehen, werde ich dann einen Plan davon aufnehmen und eine ausführliche Beſchreibung entwerfen. Die Stellung die ich nehmen werde, wird mir erlauben die Auswürfe und Ausflüſſe anſehen zu können, ohne einige Gefahr dabei zu befürchten zu haben. Ja ich zweifle gar nicht, daß, wenn ich alsdann Einen Tag haben werde, der eben ſchön wäre, als der 27ſte Oktober dieſes Jahres, ich bis auf dem Rand des Kraters ſteigen werde, um das Innere zu ſehen. Es wäre zu wünſchen, daß ſich alsdann ein neugieriger Gelehrter auf der Inſel befände, der dieſe beſchwerliche Reiſe mit mir unternehmen wollte.

Geſchrieben auf dem Schloſſe Gol,*) im Viertel des Flüſſes Abord, auf der Inſel Bourbon den 31ſten Oktober 1768.

*) Es gehörte damals dem Ritter Desforches = Boucher.
A. d. O.

Nachſchrift des Herausgebers.

Von den weiteren Verſuchen des Herrn von Crémont iſt nichts weiter bekannt gemacht worden, als was uns Rochon oben beiläufig erzählte, und dieſer merkwürdige Vulkan iſt zur Zeit noch nicht gehörig erforſcht und beſchrieben.

T. F. E.

AUG - 7 1928